George J. Hirsch

Unsere Muttersprache,

ihr Werden und ihr Wesen.

Von

Prof. Dr. O. Weise.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1895.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift verdankt zwei verschiedenen Anregungen ihr Dasein: einmal der günstigen Aufnahme, die meine Charakteristik der lateinischen Sprache (Leipzig, Teubner 1891) überall gefunden hat, und der darin liegenden Ermutigung, auch eine andere Sprache in ähnlicher Weise zu behandeln, und sodann einem Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins mit der Aufgabe, unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen auf wissenschaftlicher Grundlage, aber allgemein verständlich und anregend zu behandeln. Sie bezweckt gemäß den Wünschen dieses Vereins, von dem sie durch eine Gabe von 600 Mark ausgezeichnet worden ist[1]), die noch vielfach verbreitete äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache zu bekämpfen, beabsichtigt sonach über die Ursachen des Sprachlebens aufzuklären und die Entwickelung der einzelnen Spracherscheinungen, besonders während der neuhochdeutschen Zeit, zu verfolgen.

Von den über den gleichen Gegenstand geschriebenen Büchern Schleichers und Behaghels unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie die Sprache mehr im Zusammenhange mit dem Volkstum zu betrachten sucht und daß sie mit größerem Nachdrucke die Bedeutung der Wörter betont. Denn nach meiner Ansicht kann nur dann das rechte Verständnis für das Wesen

1) Das Preisausschreiben lautet: „Die Arbeit soll eine auf wissenschaftlichem Boden ruhende, gemeinverständliche und übersichtliche Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwickelung unserer Sprache sein, die das Hauptgewicht auf das Neuhochdeutsche legt. An diese kurz gefaßte Geschichte der Muttersprache soll sich eine anregende Darstellung der gemeinen hochdeutschen Sprache unserer Zeit schließen, die nicht in der Form einer lehrmäßigen Übersicht oder eines Nachschlagebuchs, sondern als eine lebendige und anschauliche Erörterung gedacht ist und zwar in einer Weise, die geeignet erscheint, die äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache zu bekämpfen und die weiten Kreise der Gebildeten zu fesseln und zu unterrichten."

unserer Sprache gewonnen werden, wenn man die Quellen erschließt, aus denen sich ihre Eigenart erklärt, die Bedeutungslehre aber ist, trotz der ausgesprochenen Vorliebe weiterer Kreise gerade dafür, bisher bei der Darstellung unserer Muttersprache so sehr in den Hintergrund getreten, daß es sich wohl der Mühe lohnt, in dieser Schrift etwas ausführlicher darauf einzugehen.

Die Kenntnis des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen wird nicht vorausgesetzt, doch sind die Spuren, die aus unserer gegenwärtigen Schriftsprache in die Vergangenheit zurückführen, gewissenhaft verfolgt worden; nur so konnte ein der älteren Sprache wenig kundiger Leser auf den allein richtigen Standpunkt aller Sprachbetrachtung, den geschichtlichen, gestellt werden. Denn wie man auf andern Lebensgebieten das Gewordene erst dann richtig zu beurteilen vermag, wenn man das allmähliche Werden verfolgt, so auch auf dem der Sprache. Gleichzeitig konnten auf diese Weise die Gesetze vorgeführt werden, nach denen sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern Wortform und Wortinhalt zu verändern pflegen. Wenn also der einleitende Abschnitt über die Geschichte der deutschen Sprache etwas kurz ausgefallen ist, so hat das seinen Grund darin, daß er durch alle folgenden Abschnitte ergänzt wird. Denn auch diese bieten, ein jeder in engeren Grenzen, ein Stück Sprachgeschichte und fügen sich leicht in das durch die Einleitung gegebene Rahmenwerk ein.

Für mancherlei Unterstützung und Nachweise sage ich Herrn Prof. Dr. P. Pietsch in Berlin, für gütige Hilfe bei der Durchsicht der Druckbogen Herrn Prof. Dr. Schirmer hier auch an dieser Stelle herzlichen Dank.

Von einschlägigen Schriften sind vorwiegend die neuesten und besten angeführt, Vollständigkeit ist aber dabei nicht beabsichtigt. Öfter gebrauchte Abkürzungen sind: ahd. (althochdeutsch), mhd. (mittelhochdeutsch), nhd. (neuhochdeutsch), md. (mitteldeutsch), ndd. oder nd. (niederdeutsch), as. od. alts. (altsächsisch), ags. (angelsächsisch), an. oder altn. (altnordisch), frz. (französisch), it. (italienisch), lat. (lateinisch).

Eisenberg, S.-A., im Januar 1895.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Der möchte ein Stock und so zu reden kein rechter Teutscher sein, der nit auch gern etwas wissen wolte von der alten Sprach seiner Vorfahren und Eltern.

Flacius Illyricus (1571).

Das Werden der deutschen Sprache.[1]

Die älteste Geschichte der deutschen Sprache ist wie der 1
Ursprung unseres Volks in tiefes Dunkel gehüllt. Wohl lehrt uns die Wissenschaft, daß die Germanen einst mit den Griechen und Römern, Kelten und Slaven, Litauern und Armeniern, Indern und Iraniern bei benachbarten Wohnsitzen und übereinstimmender Gesittung auch eine gemeinschaftliche Sprache gehabt haben, ebenso können wir uns noch ein ziemlich klares Bild von deren Wortschatz, Wortbildung und Wortabwandlung machen, aber so wenig wir anzugeben vermögen, wann und unter welchen Umständen sich jener Völkerbund aufgelöst hat, ebensowenig sind wir imstande, das damit anhebende Geburtsjahr germanischer Zunge zu bestimmen. Erst von der Zeit an, wo das Morgenrot der Geschichte das geheimnisvolle Düster aufhellt, das über dem Lande unserer Urväter lagerte, fällt auch einiges Licht auf die Lautgestalt ihrer Sprache.

1) Vgl. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1848; A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 5 Aufl. Stuttg. 1888; Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache in Pauls Grundriß der germ. Philol. I, 526—633; Derselbe, Die deutsche Sprache. Leipzig u. Prag 1886; F. Linnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. Paderborn 1881; A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen älterer und neuerer Zeit. Heilbronn 1888; Kaufmann, Geschichte der schwäbischen Mundart. Straßburg 1890; K. Müllenhoff u. W. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. 2. Aufl. Berlin 1873. Vorrede.

2 Mehrere Jahrtausende sind inzwischen dahingegangen. Die einzelnen Völker haben sich von einander getrennt und über Europa und Südwestasien verbreitet. Die Germanen umwohnen, in mehrere Zweige geschieden, die Gestade der Ostsee. Aber wie siedendes Wasser leicht überwallt, so ist auch die überschäumende Kraft des wanderlustigen Volks noch nicht zur Ruhe gekommen, so sucht auch seine Sprache bald die Fesseln der altüberlieferten Form zu sprengen. Während die Genossen der Urzeit, die übrigen Indogermanen, bis dahin mehr die weicheren Selbstlauter, das zarte Fleisch des Wortkörpers, angetastet hatten, waren die Schläge, die die Germanen unbewußt ihrer Sprache versetzten, vornehmlich gegen die härteren Mitlauter, das feste Knochengerüst am Leibe der Wörter, gerichtet. bh, gh, dh finden wir des Hauchlautes verlustig gegangen, statt der stimmhaften Verschlußlaute b, g und d treten uns die stimmlosen p, k und t entgegen, und wo wir in den verwandten Sprachen solche antreffen, bietet das Germanische in jener Zeit die Reibelaute f, h und th (þ). Lateinischem helvus, gena und cornu entspricht deutsches gelb, Kinn und Horn, griechischem thêr, dyo und treis englisch deer, two und three.

3 Steht die freie Behandlung der Geräuschlaute (Lautverschiebung) mit dem kühnen Freiheitssinn und dem unbändigen Thatendurst der alten Germanen in Einklang, so zeigt ihr Verfahren gegen den Wortton, daß sie bald den Inhalt höher schätzen lernten als die Form, das Wesen höher als den Schein. Die Wörter der Ursprache hatten die Fähigkeit gehabt, den Hauptton auf alle möglichen Silben zu legen, im Latein und Griechischen bewegte er sich zwischen den drei letzten Silben und konnte ebensogut auf dem Stamme wie auf der Endung ruhen: trápeza, trapézês, trapezõn; Róma, Románi, Romanórum. Diesem Schwanken machten unsere Altvordern ein Ende. Sie legten den Hochton ein für allemal auf die für die Bedeutung wesentlichste Silbe, also in der Regel auf den Wortstamm: Thát, thätig, Thätigkeit, Thätigkeitstrieb; trübe, Trübsal, trübselig, Trübseligkeit.

4 So war die Selbständigkeit und Eigenart der germanischen

Sprache entschieden; aber Jahrhunderte währte es noch, bis der **bewegliche Volksstamm** feste Wohnsitze gewann. Denn nicht selten zogen ganze Scharen aus, um in wärmeren und fruchtbareren Gefilden ihrer Kriegslust zu frönen. So schweiften die Cimbern und Teutonen im 2. vorchristlichen Jahrhundert von der Nordsee durch Deutschland, Gallien und Spanien nach der Apenninenhalbinsel, so drängten zu Cäsars Zeit ganze Schwärme von Germanen westwärts über den Mittel- und Unterrhein nach Gallien hinüber, so streiften auch in unbekannter Zeit die Goten von der Weichselgegend südostwärts an die Mündung der Donau und die Gestade des schwarzen Meeres, brachen, geschoben durch die Hunnen, ums Jahr 300 von neuem auf und durchzogen fast ganz Europa, um nach kurzem Thatenlenze im Völkergewoge unterzugehn. Was sie hinterlassen haben, sind in der Hauptsache die Trümmer einst blühender Städte, in die sie mit blutgetränktem Schwerte ihre Namen eingehauen haben. Fast nur die Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Ulfilas (311—381) legt noch von der Schönheit und Kraft ihrer Sprache beredtes Zeugnis ab.

Aber auch andere Völker wurden von der großen Bewegung ergriffen. So schlug die brandende Woge den Stamm der Burgunder von der Ostseeküste (Bornholm = Burgundarholm) nach langem Umhertreiben an den Mittelrhein und später an die Saône, die Lombarden an den Po. Die Alemannen und Bayern ließen sich zwischen Alpen und Donau, die Franken an Rhein und Main, die Thüringer, in der Hauptsache die Nachkommen der alten Hermunduren, in Mitteldeutschland nieder, Scharen von Angeln, Sachsen und Jüten endlich zogen über das Ärmelmeer nach England hinüber. Das von den Germanen verlassene Land östlich der Elbe aber bot nachdrängenden Slaven willkommenen Platz zur Ansiedelung. Nur die Friesen und die zurückgebliebenen Sachsen und Jüten treffen wir nach der Völkerwanderung in denselben Sitzen wie in den Zeiten des Cäsar und Tacitus.

Als sich die Stürme der Völkerwanderung wieder gelegt 5a
hatten, wurde der Lautstand unserer Sprache abermals von

Grund aus erschüttert. Hatte die erste Lautverschiebung, die bereits zu Beginn unserer Zeitrechnung erfolgt war, alle germanischen Sprachen ergriffen, so beschränkte sich die zweite auf ein viel engeres Gebiet. War jene gleichmäßig bei sämtlichen Verschlußlauten durchgedrungen, so wirkte diese nicht bei allen in gleicher Stärke. Die Störung begann vermutlich bei p, k und t. t wurde in der Regel anlautend zu z[1]), p zu pf[1]) und k vielfach zu kh verschoben, während im In- und Auslaute daraus meist scharfes s, f[2]) und ch[2]) hervorgingen.[3]) Die Reibelaute f und h blieben unverändert, th ging in d über; endlich b, g und d verloren vielfach ihren Stimmton und wurden wie p, k und t gesprochen. So finden wir die drei englischen Wörter deer, two und three im Hochdeutschen in den Formen tior, zwô[4]) und drî wieder; so steht neben got. beitan, hlaupan und brikan nhd. beißen, laufen und brechen; neben got. skip und juk nhd. Schiff und Joch. Diese Veränderungen lassen sich am besten durch folgende Übersicht veranschaulichen:

t	th	d	p	f	b	k	h	g
z (ss, s)	d	t	pf (ff, f)	—	—	— (ch)	—	—

5b Die neue Bewegung nahm vermutlich im 6. Jahrh. ihren Anfang und pflanzte sich bis zum 8. Jahrh. fort, zunächst

1) Affrikata (Verschlußlaut mit folgendem gleichartigen Reibungsgeräusch).

2) Spirans (Reibelaut); für ss, s steht ahd. die Spirans ʒʒ: ëʒʒan, essen.

3) Erhalten wurden die alten Laute besonders in enger Verbindung mit gewissen Konsonanten, so bei spinnen, stehen, Treue; trinken, wirken. Abweichende Gestaltung des In- und Auslauts ist zu beobachten bei Wörtern wie schimpfen, setzen, Schatz, Herz, Salz, d. h. nach Mitlautern und bei Doppellauten wie tt (vgl. got. skatts = ahd. scaz), wo nur die Affrikata von p und t eintritt, nicht f (ff) und s (ss). Für die ahd. Lautverschiebung ist zu vgl. Braune in Paul und Braunes Beiträgen I, 1—56; Paul ebenda I, 147 ff.; Nörrenberg ebenda IX, 371 ff.; Kaufmann, Geschichte der schwäb. Mundart 208—251; Kräuter, Zur Lautverschiebung. Straßburg 1877.

4) Die drei Geschlechter lauten zwêne, zwô, zwei.

beobachten wir sie auf alemannischem und bayrischem Boden, dann drang sie weiter nordwärts nach Mitteldeutschland hinein, wo der Wellenschlag immer schwächer wurde, bis sich die Gewalt der Wogen an dem starren Felsen niederdeutschen Wesens brach; denn sorgfältig bewahrten die Sachsen den alten Lautstand vor der andringenden Flut sprachlicher Neuerung und schufen damit eine wichtige Scheidelinie in Deutschlands Gauen. Darum steht neben hochdeutschem Waffe und Staffel niederdeutsch Wappen und Stapel, neben Lachen und machen: Laken und makeln, neben Weissenburg, Schneeweifschen und Altenburg: Wittenberg, S(ch)neewittchen und Oldenburg. Wenn unser Vaterland noch jetzt sprachlich in zwei große Gebiete, ein hochdeutsches und ein niederdeutsches, gespalten erscheint, so ist das besonders ein Werk jener Zeit. Zwar hat sich die Sprachgrenze im Laufe der Jahrhunderte an verschiedenen Stellen noch etwas zu Gunsten des Hochdeutschen verschoben, doch ist in der Hauptsache der Besitzstand beider Teile unverändert geblieben: Die Marklinie geht von der Roermündung über Aachen, Köln, Kassel, Duderstadt, Aschersleben und erreicht in der Gegend von Barby an der Mündung der Saale in die Elbe die alte deutschslavische Grenze.

So sind denn beide Sprachzweige fortan selbständig 6
weiter gewachsen und haben sich unabhängig von einander fortentwickelt. Daher unterscheiden wir neben ahd. (etwa bis zum Jahre 1100), mhd. (bis 1500) und nhd. (bis zur Gegenwart) auch and. (Altniederfränkisch[1]), Altsächsisch und Altfriesisch), mnd.[2]) und nnd. (Plattdeutsch). Daneben entwickelte sich in England, wo seit der Besitznahme durch die Normannen sich germanische und romanische Sprache mischten, die angelsächsische Mundart zur englischen Sprache; in den skandinavischen Ländern dagegen

1) Dieses hat sich infolge staatlicher Sonderung als mittelniederländisch und holländisch weitergebildet. Aber noch bis ins 16. Jahrh. betrachteten sich die Niederländer als Deutsche; daher bezeichnet man das Holländische noch jetzt im Englischen als Dutch (Deutsch).

2) In allen deutschen Küstenländern an der Nordsee und Ostsee von Friesland und Westfalen bis nach Ostpreußen.

blühen die Töchter des Altnordischen: Schwedisch, Norwegisch, Isländisch und Dänisch.

7 Von allen genannten germanischen Schwestern nun haben die englische und hochdeutsche wohl am stärksten den mächtigen Einfluß der eher entwickelten römischen und romanischen Gesittung erfahren und im Schrifttum erkennen lassen. An Rhein und Donau hatten schon frühzeitig römische Kaufleute und Soldaten mit fremden Warenballen auch wertvollere Gaben mitgebracht, unwägbare geistige Güter, die dazu beitrugen, daß in jenen Gegenden rascher als anderswo in deutschen Landen eine feinere Bildung des Geistes und Herzens erwuchs. Dort ging daher auch zuerst der Same christlicher Lehre auf, den irische und schottische Mönche glaubenseifrig ausgestreut hatten. Und mit den Klöstern, die diese Sendboten anlegten, hielt die Wissenschaft und die Dichtkunst ihren Einzug in Deutschland.[1] Wohl ist uns manches Schriftstück jener Zeit verloren gegangen, aber aus den erhaltenen läßt sich mit Sicherheit erschließen, daß fast nur in der Stille der Klosterzellen geforscht und geschrieben wurde. Die Selbständigkeit war dabei freilich nicht allzugroß. Wie die bedeutendste wissenschaftliche Leistung des westgotischen Stammes eine Bibelübersetzung gewesen war, so lehnten sich die frommen Mönche von St. Gallen und Reichenau, Wessobrunn und Weißenburg bei ihrer Schriftstellerei fast durchweg an das Buch der Bücher an und beschränkten sich häufig darauf, in deutsche Form zu gießen oder zu erklären, was die Kirchenväter und andere christliche Vorgänger in lateinischer oder griechischer Zunge geschrieben hatten. Selbst die Evangelienbearbeitung eines Otfried von Weißenburg (um 870) ist vom Standpunkte der Kunst betrachtet nur eine schwache Leistung; das Hauptverdienst dieses Mannes liegt darin, daß er in einer Zeit, wo die lateinische Sprache in der Kirche und in kirchlichen Angelegenheiten unumschränkt herrschte, das verachtete Deutsch durch Verwendung zu dichterischem Schaffen im Ansehen

1) Das Wessobrunner Gebet und das Muspilli genannte Gedicht sind wohl in bayrischen Klöstern entstanden.

hob.[1]) Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß er den Stabreim zuerst in einem größeren Werke durch den Endreim ersetzt und auch sonst durch dieses Geisteserzeugnis fördernd auf die Muttersprache eingewirkt hat.

Da dem ahd. noch viele Ausdrücke für abgezogene, namentlich 8
christliche Begriffe fehlten, so waren die fleißigen Mönche, wie Kero, Notker Labeo, Williram u. a., eifrig darauf bedacht, diesem Mangel abzuhelfen. Wenn man, wie in vielen Fällen geschah, die lateinischen Wörter nicht einfach entlehnte, so übersetzte man sie entweder möglichst getreu oder verlieh die fehlende Bedeutung heimischen Ausdrücken, die man damit oft aus dem Bereiche des Sinnlichen in das sittliche oder geistige Gebiet emporhob. Den Namen der Wochentage: Montag = dies lunae, frz. lundi, Freitag, ahd. Frîatag, Tag der Freia = Veneris dies, frz. vendredi u. a. sieht man ebenso leicht den lateinischen Ursprung an wie den christlichen Begriffen b(e-)armherzig (ahd. armherzi = misericors), Ge-wissen (con-scientia), Mittler (mediator), Beichte (ahd. bi-jiht = con-fessio) oder den wissenschaftlichen Fachausdrücken teilnemunga, furisezida u. a., mit denen ein St. Gallener Mönch Ersatz für Partizip, Präposition u. s. w. zu schaffen beabsichtigte. Freier verfuhr man bei der Wiedergabe von paganus, apostolus, discipulus und prophetia, die man in heidan (heidan: heide = paganus: pagus), zwelfboto (Zwölfbote), jungiro (Jünger) und wîssagunga umsetzte. Von deutschen Wörtern wurden für christliche Zwecke zugestutzt und mit tiefsittlichem Gehalte erfüllt Glaube, Gnade, Bufse, Heil, Sünde, Schuld, Reue, Taufe, Hölle, Schöpfer, Heiland u. a., dagegen entnahm man Wörter wie Marter und Pein, Segen und Messe, predigen und feiern, opfern und verdammen[2]) einfach aus dem Latein und gestaltete sie nach

---

1) Für ihn war in erster Linie der Gedanke an seine Gemeinde maßgebend, der er den reichen Inhalt der Evangelien erschließen wollte.

2) von martyrium, poena, signum, missa, praedicare, feriae, operari, damnare. Die Wichtigkeit des lateinischen Schrifttums für das deutsche läßt sich besonders deutlich an dem Ausdrucke buochisch

deutschen Sprachgesetzen um. In geringerem Maße ist das Satzgefüge damals von außen beeinflußt worden. Es war einfach und konnte nur ungelenk werden, wenn es in die Zwangsjacke lateinischer Perioden gesteckt wurde. Wohl klagt Otfried in der Vorrede zu seinem Evangelienbuche, die barbarische deutsche Sprache sei rauh und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt, aber einen Vorzug hatte doch unsere Muttersprache damals vor der „geglätteten lateinischen" (latinitatis planities): sie war getragen von sinnlicher Kraft und lebendiger Anschaulichkeit. Die Wörter zeigten noch deutlich das Gepräge, das sie in der Münzstätte erhalten hatten.

9 Auch besaß die ahd. Sprache infolge der Fülle und des Farbenreichtums ihrer Selbstlauter noch bedeutend größeren Wohlklang, als ihre Nachfolgerinnen, die mhd. und nhd. Darüber geben uns verschiedene altertümliche Sprachreste noch einigermaßen Auskunft, die durch glückliche Umstände ihr Dasein bis zur Gegenwart gefristet haben. Wie der Bernstein, der an der samländschen Küste ausgebaggert wird, Zeugnis davon ablegt, daß einstmals harzreiche Nadelwälder den jetzt kahlen Seestrand umsäumt haben, so sind auch diese Trümmer alter Wortformen untrügliche Zeugen einer längst entschwundenen Herrlichkeit. Durch ihre Abschließung den zerstörenden Einflüssen der Zeit entrückt, haben beide das glanzvolle Äußere bewahrt, womit sie noch gegenwärtig das Auge des Forschers erfreuen. Besonders Eigennamen, die man von jeher gleich Urkunden als unantastbares Gut betrachtete, ferner Zusammensetzungen, die durch ihr festes Gefüge manches Wortgebilde vor dem Untergange gerettet haben, endlich Fachausdrücke, die in engeren Kreisen von Geschlecht zu Geschlecht weiter fortgepflanzt den Stürmen von Jahrtausenden Trotz boten, zeigen vereinzelt bis in die neueste Zeit ahd. Lautform. In den Namen Hansa (die Schar, dann die

(von Buch) im Sinne von „lateinisch" erkennen, der sich noch im staufischen Zeitalter findet. Vergl. Berthold v. Regensburg I, 44, 4.

Kaufmannsgilde)[1]) und Walhalla (die Halle für die im Kriege Gefallenen) schauen wir alte weibliche a-Stämme, in Widukind (Waldkind) und Heribert (der Heerglänzende) sind Reste von u- und i-(ja-)Stämmen erhalten. Otto, Botho, Udo, Hugo, Poppo, Kuno bieten Beispiele für den ahd. Werfall der schwachen Biegung. In Nachtigall (Sängerin der Nacht) und Bräutigam (Mann der Braut) liegt vielleicht der alte Wesfall der Einheit[2]), in Ihro (iro) und Dero (dero) der der Mehrheit vor. Die Namen der Klöster Sêon (Seeon in der Nähe des Chiemsees) und Beuron (in Hohenzollern) sind Wemfälle und in Bodmann, dem volkstümlichen zurechtgelegten Namen der karolingischen Kaiserpfalz, nach der der Bodensee genannt worden ist, blickt noch die ahd. Form bodamâ, die Böden, durch. Auch Vor- und Nachsilben enthalten bisweilen noch die ursprünglichen farbigeren Selbstlauter. Neben den unbetonten Formen er- (erteilen, erlauben) und ent- (entgegnen) haben sich unter dem Einflusse des Hochtons erhalten ur- und ant- in Urteil, Urlaub, Antwort, Antlitz u. a. -and und -und in Heiland (der Heilende), Weigand, Wiegand (der Kämpfende) und Leumund (ahd. hliumunt) entsprechen nhd. -end in liebend und Jugend; -ist in Obrist ist alte Superlativendung; endlich können wir an halô (neben Holla!), der ahd. Befehlsform von halôn, holen (also = hol über!) noch die vollere Endung[3]) der schwachen Zeitwörter auf -ôn erkennen.

So war die Sprache, die im 8.—11. Jahrh. in ganz 10
Oberdeutschland, im Lande der Alemannen, Bayern und Franken gesprochen wurde. Zu einer einheitlichen Schriftsprache kam es freilich damals noch nicht trotz der Macht, die Karls des Großen erhabene Persönlichkeit über alle Länder deutscher

1) ahd. got. hansa, mhd. hanse, aber jetzt wieder in der alten Form hergestellt.

2) Freilich ist das i im nhd. erst wieder aufgefrischt; denn im mhd. hießen die Formen nahtegal und briutegome. Vgl. Hildebrand in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht VI, 9, 640 ff. und Wilmanns, Deutsche Grammatik, § 322.

3) Genauer: Stammauslaut.

Zunge ausübte.[1]) Wohl hat sich dieser gewaltige Herrscher um Schrifttum, Grammatik und Wortschatz (z. B. Monats- und Windnamen) seines geliebten Deutsch verdient gemacht, aber er vermochte nicht einer einzigen Mundart die Geltung einer über allen übrigen stehenden Schriftsprache zu verschaffen. Nach Karls Tode sank gleich dem Kaiserreiche auch das Schrifttum wieder von seiner Höhe herab.

11 Ende des 12. Jahrh. ging die führende Stellung im Bereiche der Dichtkunst von den Geistlichen an die Laien, aus den Händen der Mönche in die der Ritter über. Durch die Kreuzzüge war der Ritterstand rasch zu hoher Blüte gelangt; die Anregungen, die man in den durchwanderten fremden Gegenden, namentlich dem vielgepriesenen Wunderlande des Ostens, fand, gaben dem Geiste neue Nahrung und der Einbildungskraft mächtige Schwingen. Unwillkürlich fühlte man sich veranlaßt, Abenteuer, wie man sie auf der Kreuzfahrt erlebt hatte, in poetische Form zu gießen und dem Schreiber in die Feder zu „diktieren" (dictare = dichten). Meist freilich fanden die Ritter es bequemer, den Inhalt ihrer Heldengesänge aus fremder Quelle zu schöpfen, und zwar übernahmen sie die Stoffe gewöhnlich aus Frankreich, der hohen Schule des feinen Tons und der höfischen Dichtung, wo die Troubadours und Trouvères Abenteuer erfanden (trouver) und dichterisch gestalteten. Übermittelt wurde uns diese fremde Kunstrichtung auf mehreren Wegen[2]), hauptsächlich aber durch die Niederlande, Flandern und Brabant. Der Niederfranke Heinrich von Veldeke brach ihr in Deutschland Bahn, der Schwabe Hartmann von Aue war sein gelehriger Schüler; bald wetteiferte der mainfränkische und bayrisch-östreichische Adel mit dem mittelrheinischen und schwäbischen in der Kunst des Helden- und Minnegesangs; am Mittelmain stand die Wiege Wolframs von Eschenbach, vielleicht

1) Daß der Glanz seines Namens noch weiter drang, geht schon daraus hervor, daß viele osteuropäische Völker das Wort Karl im Sinne von König gebrauchten: poln. król, böhm. král, russ. karólĭ, ungar. király, lit. karãlius u. a.; vgl. Caesar = Kaiser.

2) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte, III², 1894, S. 188 f.

im Eisakthal die Walthers von der Vogelweide, und in Östreich sind Nibelungenlied und Gudrun in ihre letzte Gestalt gebracht worden. In diesen Dichtern und Dichtungen erreicht das poetische Schaffen der mhd. Zeit seinen Höhepunkt.

Ob es jetzt auch zu einer schriftsprachlichen Einigung 12
kam[1]), d. h. zu einer Richtschnur, die gleichmäßig vom Hofe der Staufer, wie von den oberdeutschen Dichtern befolgt wurde, ja sogar da und dort in niederdeutschen Ländern beim „Singen und Sagen" Verwendung fand, bleibt dahingestellt. Viele nehmen es an und betrachten meist die alemannische Mundart als Grundlage. Hermann Paul (mhd. Gramm. 4. Aufl. 1894. § 4) bestreitet es, doch giebt er zu, daß „wechselseitige sprachliche Beeinflussungen zwischen Dichtern, die einem verschiedenen Gebiete angehörten, stattgefunden haben, ja daß solche auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Syntax zweifellos seien". Auch werden gewisse mundartliche Formen geflissentlich im Reime gemieden.

Diese Dichtersprache hat ihre großen Vorzüge. Denn 13
höfisch und höflich wie die Ritter war auch ihre Schreibweise. Wie der Edelstein erst, wenn er geschliffen und gefaßt ist, seinen ganzen Glanz entfaltet, so ist auch der deutsche Stil zuerst unter den Händen der Ritter zu voller Schönheit gediehen und sticht von der schwerfälligeren Art der früheren Jahrhunderte so stark ab wie das Wesen des weltgewandten Höflings von dem der behäbigen Mönche. Aber während so die Sprache an Beweglichkeit und Gewandtheit des Ausdrucks gewann, ging ihr ein gut Teil der sinnlichen Kraft und Klangfülle verloren.

Durch die Einwirkung eines folgenden i-Lautes waren vorangegangene hochtonige a, o, u und andere Selbstlauter um-

1) Vgl. Behaghel, Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache. Basel 1886; H. Pischek, Realschulprogr. v. Teschen 1893; Fr. Pfeiffer, Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache, 1861, und Freie Forschung. Wien 1867. S. 309 ff.; H. Paul, Gab es eine mhd. Schriftsprache? Freiburg 1873; O. Lyon in s. Zeitschr. II, 162; Socin, Schriftsprache und Dialekte. S. 80 ff.; Kaufmann, Paul und Braunes Beiträge XIII, 464 ff.; P. Pietsch, Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. S. 5 f.

gewandelt und durch die Tonverstärkung der Stammsilbe die volltönenden Endungen abgeschliffen worden; jenen Vorgang nennen wir Umlaut, diesen Schwächung. Beide Spracherscheinungen traten nach und nach in Kraft. Der **Umlaut** verbreitete sich seit dem Beginn des 5. Jahrh. von Norden aus. Das Altnordische und Angelsächsische zeigen ihn schon in ihren ältesten Denkmälern in vollem Umfange, das Altsächsische in beschränktem Maße, ebenso auch das Althochdeutsche. Seiner Natur nach ist er eine Angleichung des Stammvokals an das folgende (palatale) i: gast, Mehrzahl gesti, lamb (Lamm), lembir. Aber bei anderen Lauten als kurzem a tritt er vor dem 10. Jahrh. selten im Schrifttum auf.[1]) Erst von diesem Zeitpunkte an greift er auch auf solche z. B. auf û über, ist jedoch erst im mhd. in vollem Umfange durchgedrungen. Hier werden a, o, u; â, ô, û; ou und uo regelmäßig in e (ä), ö, ü; ae, oe, iu; öu und üe umgelautet.[2])

14 Erhielt schon damit das mhd. ein wesentlich anderes Aussehen als das ahd., so wurde die Abweichung noch größer dadurch, daß die **tieftonigen Selbstlaute abgeschwächt** wurden. Je entschiedener die Stammsilbe hervorgehoben wurde, um so weniger Kraft blieb für die Ableitungssilben übrig; so schwanden dort die volltönenden a-, o-, u- und i-Laute völlig[3]) oder machten dem farblosen e Platz: aus haba, boto, sigu und

1) Zur Geschichte des ahd. Umlauts ist zu vergleichen: Wilmanns, Deutsche Grammatik § 191 ff.; E. v. Borries, Das erste Stadium des i-Umlauts im Germanischen. Dissert 1887.

2) Ausnahmen giebt es allerdings auch hier. So verhindern nach K. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 199 im Oberdeutschen gg, ck, pf und tz den Umlaut. Daher kommt es, daß sich in manchen Wörtern bis zur Gegenwart vielfach Formen mit u neben solchen mit ü erhalten haben: vgl. drücken und drucken, Mücke und Mucke, zücken und zucken, Gülden und Gulden, nützen und nutzen, rücken und rucken, Brügge (Osnabrück) und Bruck (Innsbruck); auch n + Konsonant hemmt öfter: daher Münden, aber Gmunden.

3) Z. B. steht mhd. vil, zal, mer für ahd. filu, zala, meri (viel, Zahl, Meer). Die einschlägigen neueren Arbeiten darüber sind verzeichnet in Braunes ahd. Grammatik. 2. Aufl. 1891. § 54. Anm.

burdi wurde habe, bote, sige, bürde, aus salbôn und lôsjan: salben und loesen. Dies geschah ganz allmählich, hier langsamer, dort schneller. Auch die einzelnen Selbstlauter hatten verschiedene Widerstandskraft, z. B. sind a und o fester als i und u. Besonders zäh hielt das schwache Zeitwort seine langen Selbstlaute fest, sodaß in den Handschriften von mhd. Gedichten minnan (lieben), dienôn (dienen), gemanôt (gemahnt) u. a. nicht selten vorkommen.[1]) Aber das sind eben nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, und auch hier drang bald das saft- und kraftlose e siegreich durch. So schrumpfte die Zahl der verschiedenen Biegungsendungen des Hauptworts, die im Gotischen nach J. Grimms Berechnung 40, im ahd. noch 25 betragen hatte, auf 6 zusammen.

Aber im Vergleich zu unserer jetzigen Sprache zeigt das mhd. immerhin noch große Abwechselung und reiche Mannigfaltigkeit. Die weiblichen Hauptwörter, die gegenwärtig in der Einzahl unveränderlich sind, hatten damals mehr Lebenskraft[2]), die Eigennamen konnten abweichend vom jetzigen Gebrauche zum Teil noch schwach abgewandelt werden (Otto, Otten vgl. Ottendorf), die Umstandswörter, die sich jetzt in der Form nicht mehr von den dazu gehörigen Eigenschaftswörtern unterscheiden, hatten meist ein anderes Aussehen[3]), endlich die Fürwörter boten vielfach andere Formen: des, wes, der, den = dessen, wessen, deren denen, u. a.; daher noch im Sprichwort: Wes Brot ich ess, des Lied ich sing und in Zusammensetzungen: des-halb, wes-wegen.

1) Ebenso bei den Steigerungsformen auf -ôr und -ôst, namentlich gilt dies von der alemannischen Mundart. (Vgl. Pauls Grundriß der german. Philol. I, 572 u. Weinhold, mhd. Grammatik § 295. 364.)

2) Vgl. Gänsefuß = Fuß der Gans.

3) Eine Nachwirkung dieses Verhältnisses erkennt man in den nhd. Spaltformen fest (aus ahd. festi) und fast (aus ahd. fasto), schoen (= scôni) und schon (= scôno), wo wohl der Bedeutungswechsel des Umstandsworts mit zur Erhaltung der abweichenden Form beigetragen hat; vgl. auch das veraltete spat neben spaet und lange neben lang.

Was aber dem mhd. einen besonderen Reiz und einen großen Vorzug vor dem nhd. verleiht, das ist die große Zahl kurzer Stammsilben, durch die es so beweglich wird und einen so munteren, lebhaften Gang erhält. Wohl haben wir noch die Spuren der früheren Aussprache von Silben, die mit einem Konsonanten endigten, in den einsilbigen Wörtern mit, bin, an, in, ab, weg, ob, doch, ich, noch, was, es, des[1]) und in den Zusammensetzungen băr-fufs (aber bâr bezahlen), Vŏr-teil (aber vōr), Hĕr-berge (aber ein Heer bergen), Hĕr-zog (aber Heerführer), Wŏl-lust (aber Wohllaut), Wălkyre, Wăl-halla (aber Wahlstatt), Schĕl lack (aber Schâle), Ŭrteil (aber Urkunde), vĭel-leicht (mhd. villîhte, aber vielsagend); wohl wird noch jetzt in manchen Gegenden unseres Vaterlandes glăs, grăb (grăp) gesprochen; aber wie selten hört man noch kurze Selbstlaute in offenen Silben: glă-ses, gră-bes, klă-gen, lĕ-ben, wĭ-se, lŏ-ben, tŭ-gende?[2])

16 Mit der wachsenden Macht des Reiches hielt die räumliche Verbreitung der deutschen Sprache fast gleichen Schritt. In ahd. Zeit hatten Elbe und Saale die östliche Grenze unseres deutschen Vaterlandes gebildet; aber schon die sächsischen Kaiser hatten damit begonnen, die von den Slaven besetzten urdeutschen Gebiete zurückzuerobern. Ihre Nachfolger setzten das angefangene Werk erfolgreich fort, thatkräftig unterstützt von wackeren Reichsfürsten wie Heinrich dem Löwen. Unter dem Schutze der Burgen, die kühne Ritter in dem fremden Lande erbauten, bestellten deutsche Ansiedler die ihnen zugeteilten Äcker und verkündigten fromme Mönche den heidnischen Bewohnern die christliche Lehre. So gewann auch

1) Aber vor r ist der Selbstlaut gedehnt in mîr, ihr, vôr, für, wër, dêr u. a.

2) Die alte Kürze bewahrt flügs (= mhd. vlüges, flüges) neben Flûg, aber hier ist das Endungs-e geschwunden und die Silbe nicht mehr offen. Mundartlich besteht die alte Sprechweise z. B. im Südalemannischen. Im übrigen vgl. H. Burghauser, Die nhd. Dehnung des mhd. kurzen Stammvokals in offener Silbe, Progr. von Karolinenthal 1891.

unsere Sprache neuen Boden: in den Ländern an der Ostsee von Mecklenburg bis Kurland, die vorwiegend von Sachsen besiedelt wurden, sprach man fortan meist niederdeutsch, in den von Bayern aus bevölkerten Gebieten (Östreich, Salzburg, Steyermark u. a.) oberdeutsch, ferner in Meißen, Böhmen und Schlesien, die hauptsächlich aus Thüringen und dem Mainlande Zuzug erhalten hatten, vernahm man nunmehr mitteldeutsche Laute d. h. eine Sprache, die in mancher Beziehung eine Mittelstellung zwischen jenen beiden einnahm. So erhielt die oben erwähnte Scheidelinie zwischen Nord und Süd eine östliche Fortsetzung, lief von Barby a. d. S. über Wittenberg, Lübben, Guben, Krossen, Züllichau, Meseritz und ging in der Gegend von Birnbaum an der Warthe ins slavische Gebiet über.[1]) Einige Bezirke des Kurfürstentums Sachsen, die nach Ausweis der Urkunden ursprünglich niederdeutsch waren, schlossen sich noch im Laufe der Zeit den hochdeutsch redenden Landesteilen an, so Merseburg um 1340, Halle um 1400, Mansfeld im 15. Jahrh., ja die südlichen Kreise der Provinz Brandenburg sind noch im 16. Jahrh. für die hochdeutsche Sprache gewonnen worden. Erwägt man, daß der Süden durch das Schrifttum und durch sprachschöpferische Begabung geistig, als Sitz des Kaiserhofes aber auch staatlich das Übergewicht hatte, so wird man sich über diesen Gebietszuwachs nicht wundern.

Bis zu jener Marklinie drang auch eine neue Lautbewegung, die im 12. Jahrh. im südöstlichen Deutschland ihren Anfang genommen hatte; sie bestand darin, daß die Laute î, û und iu (= lang ü) in ei, au (ou) und eu (äu) auseinandergezogen wurden. Aus mîn, rûm, hiute wurde mein, Raum und heute. Im 13. Jahrh. läßt sich dieses „sprachliche Naturereignis" fast nur in Niederöstreich beobachten[2]), im 17

1) Genaueres bei B. Haushalter, Die Grenze zwischen d. hochd. und niederd. Sprachgeb. östl. der Elbe. Halle 1886.

2) Die frühesten Spuren finden sich im Gebiete der Enns und Mur schon in der 2. Hälfte des 12. Jahrh., für Oberbayern ist der Lautwandel sicher bezeugt in einzelnen Spuren um 1200. Vgl. Weinhold, mhd. Grammat. § 105. 106. 108; Schilling, Die Diphthongierung

14. Jahrh. bereits in ganz Östreich, aber auch in Bayern und Ostfranken. Schlesien wird noch in demselben Jahrh. für die Neuerung gewonnen, in Obersachsen dagegen dringen die Doppellaute erst um 1470 in größerem Umfange durch; in Mainz, Worms und Frankfurt erst um 1500. Mittlerweile war auch das alemannische Gebiet ergriffen worden, wo besonders die Buchdrucker (in Augsburg, Ulm und Straßburg) die einfachen Buchstaben nicht mehr verwendeten in Werken, die auf ein größeres Absatzgebiet berechnet waren. Nur die Schweiz leistete noch lange Widerstand. Die Baseler Kanzlei[1]) nahm den neuen Lautstand erst um 1580, die Züricher zwischen 1650 und 1675 an. Die niederdeutschen (aber auch einige mittel- und oberdeutsche) Mundarten haben bis zum heutigen Tage die alte Aussprache beibehalten. So erklärt sich, daß wir bei verschiedenen Ausdrücken der Schriftsprache je nach ihrer Herkunft die alten oder die neuen Laute finden: den ursprünglichen Bestand zeigen Dune, Bude, Lûrley (= Lauerfels), Rhin, den veränderten Daune, Baude, lauern und Rhein.[2])

18 Gleichfalls an der niederdeutschen Sprachgrenze wurde der Umwandlung des s in sch ein Ziel gesetzt, während sie auf alemannisch-schwäbischem Boden, wo sie begonnen hatte, die weiteste Verbreitung gefunden hat. Im 13. Jahrh. war aus der Lautgruppe sk der Laut sch (forskôn: forschen) hervorgegangen; mit gleichem Erfolge wurde seit Ausgang der mhd. Zeit in Ober- und Mitteldeutschland auch sm, sn, sl und sw zu schm, schn, schl und schw umgestaltet, ja seit Beginn der nhd. Zeit anlautendes sp und st wie schp und scht gesprochen. Darum schreibt Chr. Gueintz: „S, wenn nachfolgt P und T,

der Vokale û, iu und î, 1878; Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 60ff.; Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern, S. 28; Scheel, Beiträge zur Gesch. der nhd. Gemeinsprache in Köln. Marburg 1892. S. 38.

1) Die Baseler Druckereien waren schon vorausgegangen.

2) Mehrfach erscheinen Doppelformen, wenn ältere Bezeichnungen durch das Schrifttum künstlich wieder erweckt worden sind, z. B. bei Ur (mhd. ûr) neben Auerochs und bei Rune (vgl. raunen). Am häufigsten sind sie bei Namen wie Gertrud und Gertraud, Wigand und Weigand.

wird gemeinlich gelesen, als wenn ch dabei wäre."[1]) Noch weiter ging die alemannisch-schwäbische Mundart; denn sie setzte auch im In- und Auslaute unter den gleichen Verhältnissen überall sch ein (ischt = ist u. s. f.), und wie Zwinglis Zeitgenossen in Zürich Geiŝt und Gaŝt sagten, so hört man noch heutiges Tages in Schwaben die gleichen Zischlaute. Dagegen besitzt das Plattdeutsche noch immer die Verbindungen sm, sn, sl und sw und auch vor p und t spricht man noch gegenwärtig in Hannover, Holstein, Friesland und anderen Gegenden ein scharfes s (S-pruch, S-tein), ja die „westfälisch-friesische Ecke" hat sogar die gesonderte Aussprache des alten sk als sg statt sch (Sginken = Schinken) bis jetzt erhalten.

Anders liegen die Dinge in Mitteldeutschland, das wie in 19
mancher andern Hinsicht so auch hier zwischen Süden und Norden die Mitte hält. Jenem folgte man dort bei der Behandlung der Lautgruppe s + Konsonant im Wortbeginn, diesem im Wortinnern und am Wortende. Nur hinter r und in einigen Fällen hinter l ist auch an dieser Stelle der Zischlaut sch durchgedrungen.[2]) Im übrigen stimmen die Konsonanten mehr mit den oberdeutschen überein, wiewohl sich dabei mannigfache Abstufungen ergeben. So steht unter allen mitteldeutschen Mundarten die ostfränkische jenen am nächsten; besonders hat sie die stummen Laute in gleicher Weise verschoben und nur b, g, d unverändert festgehalten, sowie k nicht in kh umgewandelt. Auch im Bereiche der Selbstlauter nehmen die mitteldeutschen Gebiete eine besondere Stellung ein. So ziehen sie nachweislich seit dem 11. Jahrh. ahd. ie (ia) und uo (ua), das im 8. und 9. Jahrh. aus ursprünglichem und im ndd. erhaltenem ē und ō hervorgegangen war, sowie das aus uo umgelautete üe

1) Vgl. A. Diederichs, Über die Aussprache von sp, st (g und ng). Straßburg 1884. Gueintz schrieb „Deutscher Sprachlehre Entwurf". Cöthen 1641 und „Die deutsche Rechtschreibung". Halle 1645.

2) Mundartlich ist dieser Gebrauch jetzt in vollem Umfange vorhanden, in der besonders auf md. Aussprache ruhenden nhd. Schriftsprache zeigt er sich bei Barsch, Bursche, Kirsche, Kürschner, Hirsch, birschen, herrschen; feilschen u. a.

in i (auch ie geschrieben), û und ů zusammen[1]), sodaß wir nunmehr Formen wie Flut = ahd. fluot = got. flôdus und hier (gespr. hîr) = ahd. hiar, hi-er = got. hêr antreffen. Eine weitere Eigentümlichkeit des mitteldeutschen Sprachgebiets ist, daß hier h zwischen Vokalen weit häufiger ausgestoßen und diese dann zusammengezogen worden sind z. B. nhd. Stahl = mhd. stahel (mit gesprochenem h)[2]), daß mb früher zu mm ausgeglichen (zimmern = mhd. zimbern), o (ō) öfter für u (ü) gesetzt (Wonne = mhd. wunne), kurze Selbstlaute in betonten Stammsilben eher als in Oberdeutschland verlängert (tragen, Aar = mhd. trägen, är) und umgekehrt lange vor zwei Konsonanten öfter verkürzt worden sind (Klafter = mhd. klâfter).

Auch im Wortschatze zeigen sich die mitteldeutschen Mundarten als Mittelglieder zwischen Nord und Süd, da sie bei oberdeutscher Grundlage doch vielfach Übereinstimmung mit dem niederdeutschen Sprachgebiete haben.[3]) Daher eigneten sie sich am besten zu der auf Ausbreitung über ganz Deutschland berechneten Bibelübersetzung Luthers, und so kann es als besonders glücklicher Griff des Reformators bezeichnet werden, daß er sich dabei an die Sprache der kursächsischen Kanzlei anschloß. Darüber sagt er Kap. 69 seiner Tischreden selbst: „Ich habe keine gewisse,

1) Daher reimen auf einander diet und zit, swuor und sûr. Vgl. auch Braune, ahd. Grammatik § 35 ff.; Wilmanns, Deutsche Grammatik § 203; Weinhold, mhd. Grammatik § 73. 87.

2) Der am Ende des 13. Jahrh. verfaßten Leipziger Handschrift des Sachsenspiegels sind Formen wie twêle = mhd. twehele, Handtuch, aber auch gût und dirne = mhd. guot und dierne ganz geläufig.

3) Daher waren in Luthers Bibel viele Ausdrücke den Oberdeutschen anfangs unverständlich, sodaß verschiedene Verleger von Nachdrucken des neuen Testamentes in Basel, Straßburg und Augsburg es für angezeigt hielten, kurze Wörterbücher beizufügen, in denen die dunkleren mittel- und norddeutschen Bezeichnungen durch süddeutsche erläutert wurden. Zuerst that dies Adam Petri 1523, zuletzt geschah es 1532, ein Beweis, wie schnell man den Lutherischen Wortschatz verstehen lernte. Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 75—91; Derselbe, Wissenschaftl. Beihefte des allg. deutschen Sprachvereins VI, 14.

sonderliche, eigne Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei. Darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache zusammengezogen."

Seit der 1. Hälfte des 14. Jahrh. nämlich, wo man aufhörte, das Latein fast ausschließlich als Urkundensprache zu verwenden[1]), hatte sich am Hofe der sächsischen Kurfürsten zu Wittenberg aus der obersächsischen Mundart eine Kanzleisprache herausgebildet, die für den Verkehr mit den Höfen der übrigen Fürsten benutzt wurde. Da aber auch diese sich aus den Mundarten ihrer Länder ein Kanzleideutsch geschaffen hatten, so machte sich bald des leichteren Verständnisses halber das Verlangen nach einheitlicher Regelung der Urkundensprache bemerkbar. — Dabei erhielt natürlich das Schriftdeutsch des kaiserlichen Hofes, das sich während der böhmisch-luxemburgischen Herrschaft in Prag aus der böhmischen Mundart entwickelt hatte, wegen seines größeren Ansehens einen maßgebenden Einfluß. Durch den Bischof Johann VIII. von Olmütz, den langjährigen Vorsteher der Kanzlei Karls IV., um die Mitte des 14. Jahrh. in den Grundzügen festgestellt[2]), wurde es etwa 100 Jahre später das

1) „Über die allmähliche Einführung der deutschen Sprache in öffentlichen und privaten Urkunden bis um die Mitte des 14. Jahrh." hatte die Fürstl. Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig für 1893 eine Preisarbeit ausgeschrieben. Sie hat die Bearbeitung von Dr. Voncsa zu Wien in der Forschung für tüchtig, aber zu einseitig diplomatisch befunden. Für den Verfasser ist die Bearbeitungsfrist um ein Jahr verlängert worden. — Vereinzelte deutsche Urkunden aus der kaiserlichen Kanzlei sind schon seit 1238 nachweisbar, vgl. Kluge, Von Luther bis Lessing, S. 1.

2) Die Fürstl. Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig hat für das Jahr 1897 eine Preisaufgabe über die deutschen Urkunden in der kaiserlichen Kanzlei Karls IV. ausgeschrieben.

Vorbild für den Schriftgebrauch der kursächsischen Geheimschreiber, dergestalt, daß man sich in allen schwankenden Fällen nach dem Muster des Kaiserhofes richtete. Bereits beim Regierungsantritte Friedrichs des Weisen (1486) war diese Annäherung in der Hauptsache vollzogen und nicht nur in Wittenberg, sondern nach Luthers obiger Angabe auch an andern Fürstensitzen durchgeführt.

Da kam wieder ein Riß in die Einheitsbestrebungen durch das Verhalten der kaiserlichen Kanzlei selbst. Denn seit mit Friedrich III. (1440—1493) ein Östreicher zur Herrschaft gelangt und nun der Regierungssitz von Prag nach Wien verlegt worden war, näherte sich das Kanzleideutsch mehr und mehr der östreichisch-bayrischen Mundart und nahm vielfach oberdeutsche Lautgebung an (z. B. uo (ue), üe und ie für û, ü und î, ai für ei, -nuss für -niss, Abfall des Schluß-e: Wölf = Wölfe u. a.).[1] So blieb es auch zur Zeit Maximilians; gleichwohl nahm unter ihm das Ansehen und der Einfluß der kaiserlichen Kanzlei auf die der übrigen Fürsten[2]) noch zu, wie schon daraus erkennbar ist, daß sie verschiedentlich von Zeitgenossen gerühmt und als mustergiltig hingestellt wird.

21 Unbedeutender war dagegen die Einwirkung, die von dieser Stelle aus auf die deutschen Druckereien ausgeübt wurde, schon deshalb, weil diese meist nicht unmittelbar beeinflußt wurden, sondern mittelbar durch die Kanzleien der Reichsfürsten und freien Reichsstädte, in deren Gebiete die Druckorte lagen; ja nach und nach machten sich die Druckereien ganz von ihren Vorbildern unabhängig und thaten es ihnen zuvor in dem Bestreben, den Sprachgebrauch möglichst übereinstimmend zu gestalten; und ihr Einfluß ist schon aus dem Grunde nicht zu unterschätzen, weil damals meist der Buchdrucker die sprachliche Form der Bücher bestimmte und diesem ganz besonders an einer einheitlichen Regelung des Sprachgebrauchs liegen mußte, da er nur

1) Vgl. K. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 3 ff.; Kluge, Von Luther bis Lessing S. 22 ff.

2) Die städtischen Kanzleien schlossen sich meist langsamer der kaiserlichen an.

so auf einen weiteren Absatz seiner Bücher zählen konnte. Die wichtigsten Druckorte jener Zeit lagen in Ober- und Mitteldeutschland: in Schwaben (Augsburg), am Oberrhein (Basel, Straßburg), in Franken (Nürnberg), am Mittelrhein (Worms, Mainz, Frankfurt) und in Obersachsen (Leipzig, Wittenberg). Bei allen Druckereien dieser Städte läßt sich erkennen, daß sie zunächst mehr vom örtlichen Sprachgebrauch abhängig waren, dann aber, besonders seit etwa 1530, sich mehr und mehr dem Gemeindeutschen näherten. Die Augsburger Drucke kamen in ihren Sprachformen der Kanzlei des Kaiserhofes am nächsten, die mitteldeutschen standen ihr jetzt ferner. Doch erhielten diese mit der Zeit eine immer größere Bedeutung, einmal deshalb, weil die Reichstagsabschiede in mittelrheinischen Plätzen gedruckt wurden und Frankfurt einer der bedeutendsten Mittelpunkte des Buchhandels in jener Zeit war, und sodann, weil die protestantischen Schriften, die überall verbreitet wurden, besonders vom Kurfürstentum Sachsen ausgingen. Den nachhaltigsten Einfluß erlangte aber Luthers Bibelübersetzung. Diese gewaltige, das Herz des ganzen deutschen Volkes packende Geistesthat verhalf allmählich der kursächsischen Schriftsprache zum Siege in ganz Deutschland.[1])

Wer freilich meint, dieses Lutherische Deutsch decke sich 22
vollkommen mit dem heutigen Schriftgebrauche, der irrt gewaltig. Namentlich zeigt es in mancher Beziehung noch größere Ähnlichkeit mit dem mhd. So schreibt Luther noch e für jetziges ö in Helle, Leffel, zwelf, leschen u. a., ie für ü in liegen, triegen und i für ü in wirdig = lügen, trügen, würdig; -lîn neben -lein (pünktlîn, megdlîn, stündlîn, gebetlîn); -lich für -ig in adellich, billich, unzelich, e für ä in veter, hende, teglich, allmechtig = Väter, Hände, täglich, allmächtig, ferner nu (mhd. nû, vgl. in einem Nu) = nun, rauch = rauh, Heubt = Haupt, gülden = golden, frum = fromm u. s. f. Er bildet die Vergangenheit nach mhd. Art ich beifs, bleib, greif, reit für ich biß, blieb,

1) Vgl. auch E. Wülcker, Luthers Stellung zur kursächs. Kanzleisprache, Germania 28, 191 ff.; K. v. Bahder, a. a. O. S. 53 ff. und Kluge, a. a. O. S. 33 ff.

griff, ritt; wir schwunden, funden, drungen, hulfen, für schwanden, fanden, drangen, halfen; stund, hub und boll = stand, hob und bellte, weiste und preiste = wies und pries; worden, kommen, geben, funden, bracht, missethân = geworden, gekommen u. s. f.; ebenso sagt er noch häufig zeuch, kreucht, fleucht = zieh, kriecht, fliegt. Angel, Gewalt, Lust, Sitte gebraucht er als männliche, manche Ausdrücke auf nis wie Bekenntnis, Ärgernis, Gefängnis als weibliche Wörter; Garten, Balken u. a. wandelt er immer ab: garte, garten, balke, balken u. s. f., schwache Genitive der Einheit wie Gallen, Kirchen, Pforten, Zungen sind häufig, ebenso Nominative der Mehrheit wie Tugende, Meinunge; bei dem Zahlworte zwei unterscheidet er die 3 Geschlechter zween, zwô, zwei und gebraucht in den Verbindungen ein unverdient fluch und manch frum priester das Eigenschaftswort ohne Endung. Auch im Wortschatze der Bibel finden wir noch Altertümliches: löcken (mit den Füßen ausschlagen), thüren = mhd. turren (wagen), evern (wiederholen), ärgern (zur Sünde verführen), hellig (ermüdet), freidig (kühn), ehrlich (ansehnlich), wacker (wachsam), richtig (gerade), ort (Ende), reise (Kriegszug), fahrt (Reise), elend (Ausland), weil (so lange als) u. a.

Doch ist es verkehrt zu glauben, Luthers Sprache wäre gleich von Anfang an fix und fertig gewesen. Auch hier wie auf religiösem und sittlichem Gebiete sehen wir ihn ringen, wachsen und werden, sodaß Franke (Grundzüge der Schriftsprache Luthers § 11) drei Entwickelungsstufen seiner Schriftsprache annehmen kann: 1516—20, 1521—31 und 1532—46 je nach dem Maße, in dem sich die Beimischung von mhd. und md. Formen vermindert.[1])

1) P. Pietsch, M. Luther u. die nhd. Schriftsprache. Breslau 1883; K. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Görlitz 1888; Opitz, Die Sprache Luthers. Halle 1869; H. Schultz, Luthers Stellung in der Gesch. der deutschen Sprache. Progr. 1893; H. Wunderlich, Forschungen über den Satzbau Luthers. München 1888; A. Lehmann, Luthers Sprache in s. Übersetzung des neuen Testaments. Halle 1873; Fr. Wetzel, Die Sprache Luthers in s. Bibelübersetzung. Stuttgart

Ebenso gestaltete sich Luther allmählich seinen Stil, der ganz die urwüchsige, kernige Persönlichkeit des gewaltigen Mannes widerspiegelt und sehr dazu beigetragen hat, sein Bibelwerk volkstümlich zu machen: so anschaulich und deutlich, so lebendig und packend, einfach und wahr konnte eben nur Luther schreiben. Scheute er sich doch nicht, die Werkstätten der Handwerker aufzusuchen und die Rede des gemeinen Mannes auf der Straße zu belauschen, um recht im Sinne und nach Art des Volkes die Worte setzen zu können. Wenn es aber gleichwohl noch mehrerer Jahrhunderte bedurfte, ehe auf dieser Grundlage eine volle Einigung im schriftlichen Gebrauch vom Rhein bis zum Riemen und von der Schlei bis zu den Alpen erzielt wurde, so lag das an besonderen Umständen, die wir nun zu erörtern haben.

Zunächst breitete sich die neue Schriftsprache im 23
Norden aus. Daß sie dort eher Wurzel faßte, als in den Ländern bayrisch-östreichischer und alemannisch-schwäbischer Zunge, erklärt sich, abgesehen von anderen begünstigenden Umständen,

1859; E. Walter, die Sprache der revidierten Lutherbibel. Bernburg 1885; Joh. Luther, Die Sprache Luthers in der Septemberbibel. Halle 1887; Göpfert, Die Sprache Luthers im kleinen Katechism. Lyons Zeitschr. II, 488 ff.; G. Kießling, Bibelspr. u. mhd. 1876; Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache. Halle 1883; R. Hildebrand, Der Anteil Kursachsens an der Ausbildung der nhd. Schriftsprache, Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1890. S. 315—35; E. Wülcker, Die Entstehung der kursächs. Kanzleisprache, Zeitschr. d. Vereins f. Thür. Geschichte u. Altertumskunde. N. F. I, 349 ff. Im übrigen sind für die Beurteilung der nhd. Schriftsprache folgende Schriften wichtig: O. Böhme, Zur Kenntnis des Oberfränkischen im 13., 14. u. 15. Jahrh. Dissert. 1893; F. Wrede, Hochfränkisch u. Oberdeutsch, Zeitschr. f. deutsch. Altert. 37, 288—303; K. Franke, Ostfränkisches u. Obersächsisches, Bayerns Mundarten Bd. I; R. Heinzel, Geschichte der niederfränk. Geschäftssprache. Paderborn 1874; R. Brandstetter, Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600. Einsiedeln 1892; J. Kehrein, Geschichte der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh. 1854; H. Rückert, Geschichte der nhd. Schriftsprache bis zur Mitte des 18. Jahrh. Leipzig 1875; Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing. 2. Aufl. Straßburg 1888; K. v. Bahder, Die nhd. Sprachforschung u. s. w. in Lyons Zeitschr. V, 6—23; Derselbe, Grundlagen des nhd. Lautsystems. Straßburg 1890.

hauptsächlich daraus, daß man die Sprachfrage mit der kirchlichen verquickte. Der Lutherische Norden nahm im Anschluß an die Glaubensreinigung und die Bibelverdeutschung Luthers dessen Sprache mit geringerem Widerstreben auf als der katholische Süden, der, von den Jesuiten beeinflußt, darin nur die Mundart des abtrünnigen Ketzers erblickte. Gleichwie die 1582 von Papst Gregor XIII. angeordnete Kalenderverbesserung sogleich in den katholischen Ländern Italien, Spanien, Portugal und Frankreich durchdrang und bald darauf in den katholischen Teilen Deutschlands Eingang fand, von den evangelischen Ständen unseres Vaterlandes aber erst 1700[1]) eingeführt wurde, so entschloß sich im entgegengesetzten Falle der katholische Süden auch nur schwer und spät zur endgiltigen Annahme einer Schriftsprache, die unter Luthers Namen ging. Dazu kam, daß im Gottesdienste und auch sonst in der katholischen Kirche immer noch die lateinische Sprache eine hervorragende Rolle spielte, während man in den evangelischen Ländern von Kanzel und Altar aus für die neue Richtschnur wirken konnte, wenn dies auch vielleicht nur einzelne mit bewußter Absicht thaten. So wurde z. B. in Wittenberg schon 1525 die erste deutsche Messe gehalten. Endlich übernahmen jetzt Mittel- und Norddeutschland die Führerschaft auf dem Gebiete des Schrifttums, die niederdeutschen Schriftsteller aber bedienten sich bei der Abfassung und Drucklegung ihrer Werke um so lieber der nhd. Schriftsprache, als diesen dadurch eine größere Verbreitung in Deutschland ermöglicht wurde.

24 Naturgemäß vollzog sich dieser Umschwung auch in Niederdeutschland nur allmählich, am schnellsten auf dem früher slavischen Boden. Wie sich dort im Laufe des 14. und 15. Jahrh. noch an mehreren Stellen das Hochdeutsche auf Kosten des Niederdeutschen ausgebreitet hatte, so trat dort auch die überwältigende Kraft der Lutherischen Sprache zuerst in die Erscheinung. Von den Städten Magdeburg und Hamburg liegen uns die ältesten Zeugnisse vor. Schon im 1. Viertel des 16. Jahrh. schreibt

1) Von England und Schweden erst 1752 und 1753.

der Magdeburger Ratsherr Torquatus seinen Lebenslauf in einer aus Meißnisch und Niederdeutsch gemischten Sprache, die man als Messingsch (vielleicht entstellt aus Meißnisch) bezeichnet, und der Hamburger Geschichtsschreiber Crantz giebt uns aus der nämlichen Zeit die Nachricht: „es heben itzt auch an die unsrigen sich zu befleißigen den öbern ihr Kirren nachzureden.“ Ferner führen Magdeburg und Königsberg schon 1524 und 1525 hochdeutsche Kirchenordnungen ein, in den braunschweigisch-lüneburgischen Ländern aber leisten Geistliche und Gemeinden noch 1542 gegen diese Absicht einen derartigen Widerstand, daß sich der Landesherr 2 Jahre darauf entschließen muß, die niederdeutsche Sprache beizubehalten. Und wie bei den Kirchenordnungen, so erweisen sich auch sonst die sächsischen Länder als die Hochburgen des Niederdeutschen. In der Königsberger Kanzlei werden bereits seit 1530 hochdeutsche Urkunden ausgestellt, in Pommern seit 1541, in Mecklenburg, wo die letzte niederdeutsche 1548 nachweisbar ist, um dieselbe Zeit; in Braunschweig (1550), Osnabrück (1553) und Westfalen (1560) dagegen erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Ähnlich verhält es sich mit der Sprache der Predigt und der Bibel. Seit 1603 wird das Wort Gottes in Hamburg von der Kanzel hochdeutsch verkündigt, und fast dreißig Jahre später beginnt man damit in Göttingen (1630). In Stettin wird die Bibel zum letzten Male 1604 in niederdeutscher Sprache gedruckt, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, endlich in Goslar 1621.[1])

Von der Thatsache, daß die neue Schriftsprache zunächst hauptsächlich von den Gebildeten angenommen wird, legt ein beredtes Zeugnis ab das gewaltige Anschwellen hochdeutscher Druckschriften, aber auch die 1578 zuerst erschienene und in rascher Folge verschiedentlich neu aufgelegte Grammatik von Clajus, die auf Luthers Sprache beruht. Die untern Volksschichten halten auch hier, wie so häufig auf andern Gebieten, länger am Alten fest.

1) Kluge, Von Luther bis Lessing S. 97; Socin a. a. O. S. 221 ff.; E. Schröder, Göttingische gelehrte Anzeigen 1888 Nr. 7 S. 278 ff.

25 Langsamer als der Norden schließt sich der Süden der Bewegung an. In den zu Zürich gedruckten Bibeln finden seit 1530 die Lutherischen Selbstlauter Eingang; auch schreibt Zwingli abweichend von der Aussprache seines Landes krank und Kind für chrank und Chind, springen und Geist für špringen und Geišt, aber im übrigen Schrifttum hält sich der alemannische Lautstand bis zum letzten Viertel des 16. Jahrh., ja in volkstümlichen Werken noch länger. Allmählich dringt die Neuerung auch in die Kanzleien: die Baseler gewährt ihr um 1580, die Schaffhausener etwa 1600 Eingang, Bern folgt in der ersten, Zürich in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. nach. Und wie hier, so machte auch im Bereiche der Grammatik Basel den Anfang und Zürich den Schluß: der Baseler Notar Sattler zieht bereits 1607 in seiner Teutschen Orthographey gegen den schriftlichen Gebrauch der heimischen Mundart zu Felde, während der Züricher Grammatiker Jakob Redinger noch 1656 für sein geliebtes Züricher Deutsch eine Lanze bricht. Ist nun auch damals die Mehrzahl der Gebildeten in der deutschen Schweiz für die neue Schriftsprache gewonnen, so zeigt doch ein Erlaß des Berner Rats an die Geistlichen aus dem Jahre 1671: „man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgern und das gemeine Volk in ihrem Christentume nicht unterweisen thue", daß die große Masse erst später — gegen Ende des Jahrh. — für das Neue erwärmt wird. So zäh wie die Schweizer in der Abgeschlossenheit ihres Berglandes und bei der politischen Trennung von dem übrigen Deutschland an alten Sitten und Gebräuchen festhalten, suchen sie auch im schriftlichen Verkehr die heimische Mundart zu behaupten.[1])

26 Und wenn das in protestantischen Gebieten möglich war, was konnte man da erst von den Luther feindlichen Katholiken Süddeutschlands erwarten? Bestrebt, die ihrer Kirche ver-

1) Vereinzelt zeigen sich in der Baseler Kanzleisprache schon 1533 Einflüsse des gemeinen Deutsch, vgl. A. Geßler, Beiträge zur Geschichte der Entwickelung der nhd. Schriftsprache in Basel. Baseler Dissertation 1888. S. 43 ff. S. auch oben S. 16.

loren gegangenen Länder zurückzugewinnen, waren sie nicht Willens, die Wirkung von Luthers Vorgehen abzuwarten, sondern gingen der neuen Sprache thatkräftig zu Leibe. Einer Verbreitung der neuen Bibelübersetzung suchten sie möglichst dadurch entgegen zu treten, daß sie diese für süddeutsche Leser in die Sprache der kaiserlichen Kanzlei umgossen. Luthers neues Testament, das 1522 erschienen war, arbeitete Hieronymus Emser 1527 in dieser Weise um, und der Gesamtausgabe der heiligen Schrift, die Luther 1534 der Öffentlichkeit übergab, folgten noch in demselben Jahre die katholische von Dietenberger und 1537 die von Dr. Eck in Ingolstadt.[1]) Doch damit begnügte man sich nicht. Erasmus Wolf, der 1550 die Neubearbeitung der Eckschen Bibel besorgte, warnte im Vorwort geradezu „vor den glatten Honigworten einer guldenen Zunge". Und wenn auch die katholischen Gelehrten nicht umhin konnten, die Grammatik des Clajus[2]) zu benutzen, so waren sie doch voll Gift und Galle gegen die darin zur Richtschnur erhobene „Meißner" Sprache. Warum sollte denn nicht das kraftvolle Bayerndeutsch eines Aventin und Berthold von Chiemsee dem Obersächsischen ebenbürtig sein? Der Augsburger Grammatiker Laurentius Albertus (1573) und andere Gelehrte gaben ihrem Abscheu gegen die sich aufdrängende Neuerung unverhohlen Ausdruck, besonders aber wirkten die Jesuiten und ihre Gesinnungsgenossen mit dem größten Eifer gegen die ketzerische Lehre. In den Schulen dieses Ordens, wo vorzugsweise römischer Geist zu Hause war und die lateinische Sprache gepflegt wurde, war das Lesen protestantischer Schriften als schädlich streng untersagt. Wenn man deutsch schrieb, bediente man sich

1) Vgl. G. Keserstein, Der Lautstand in den Bibelübersetzungen von Emser u. Eck. Jenaer Dissertation 1888.

2) Grammatica Germanicae linguae. Leipzig 1578. Den ersten Anfang zur grammatischen Behandlung der deutschen Sprache machte Val. Ickelsamer, Luthers Zeitgenosse, mit seiner Schrift über „Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen" 1527. Des Laurentius Albertus „Teutsch Grammatik oder Sprachkunst" erschien 1573; in demselben Jahre Albert Ölingers „Underricht der Hochteutschen Spraach".

der landesüblichen Rede. Besonders erbittert waren die Anhänger des Ignatius von Loyola über das „lutherische -e“, da ihnen Formen wie Glaube und Wölfe statt der heimischen Glaub und Wölf widerwärtig erschienen; Luther selbst hielten sie für den größten Sprachverderber, der je gelebt habe. Noch 1755 trat der badische Benediktinerpater Augustin Dornblüth den Bestrebungen eines Gottsched ungestüm entgegen, und selbst zwei Jahrzehnte darauf zeterten Münchener Jesuiten über die Lutherische Sprache einiger in Bayern eingeführten Lehrbücher. Das war aber das letzte Aufflackern der erlöschenden Flamme. Schon anfangs der 60er Jahre entschloß sich der an der Freiburger Hochschule thätige Jesuit Weitenauer, eine Verständigung anzubahnen, und legte dar, daß das unglückliche Schluß-e mit dem Glauben nichts zu thun habe. Mit dieser Erkenntnis war der Bann gebrochen. 1768 fand das Lutherische Deutsch in der Jesuitenschule zu Mannheim Eingang und wurde nun durch die bald darauf gegründete Mannheimer „teutsche Gesellschaft“ weiter gefördert; um dieselbe Zeit (1765) geschah der entscheidende Schritt in Bayern: Mit landesherrlicher Genehmigung wurden dort die in der neuen Schriftsprache bearbeiteten Lehrbücher des Kanonikus Braun eingeführt. Ähnlich lagen die Dinge in Wien. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. war dort nur wenig Neigung dazu vorhanden, bessernde Hand an die Sprache zu legen, und der Plan des kaiserlichen Rats Heräus (1716), durch eine Sprachakademie dem katholischen Oberdeutschland neben dem politischen auch den sprachlichen Vorrang zu verschaffen, scheiterte an der ablehnenden Haltung des Hofes. Was aber der Sprache Luthers auch hier schließlich den Sieg verschaffte, war der große Aufschwung, den die Wissenschaft und besonders die Dichtkunst in den evangelischen Ländern damals nahm, und der Glanz, der damit auf die nhd. Schriftsprache fiel.

27 Nach dem Vorbilde der 1582 gegründeten accademia de la crusca in Florenz stifteten vaterlandsliebende Männer 1617 zu Weimar die fruchtbringende Gesellschaft; ein Vierteljahrhundert später (1643) entstand Zesens deutschgesinnte Genossenschaft in

Hamburg und 1658 Rists Elbschwanenorden[1]); alle waren mehr oder weniger von dem ernsten Drange erfüllt, die Sprache von fremden Zuthaten zu reinigen und die Flecken auszumerzen, die ihr von der Jahrhunderte langen Knechtschaft unter dem Joche des Lateins und des Welschen anhafteten. Wenn sie sich nun mitunter auch durch ihren Übereifer lächerlich machten und in der beabsichtigten Richtung verhältnismäßig wenig Gewinn erzielten, wenn auch die von ihnen gewählten Übersetzungen fremder Ausdrücke, wie Schauburg für Theater teilweise wieder aufgegeben wurden[2]), so verhalf doch das Beispiel vieler angesehener Männer, selbst fürstlicher Herkunft, die sich zu einem edlen Zweck verbunden hatten, der deutschen Sprache gegenüber dem Welschtum wieder zu Ehren, dem Neuhochdeutschen gegenüber den Mundarten zu höherem Ansehen. Wurden doch durch die Sprachgesellschaften auch Gelehrte wie Gueintz (1641) und Schottel (1643) veranlaßt, die Schriftsprache grammatisch zu behandeln und Gesetze für die Sprachrichtigkeit aufzustellen![3]) Und was diese Männer begonnen hatten, setzten Gottsched, Adelung u. a. fort.

Aber außer den Sprachgesellschaften und den Gramma- 28
tikern machten sich auch andere Gelehrte um die weitere Entwickelung unserer Schriftsprache sehr verdient: Der Mystiker Jakob Böhme (1575—1624) bereicherte den Wortschatz durch verschiedene neue Ausdrücke auf dem Gebiete der Philosophie,

1) K. Dissel, Die sprachreinigenden Bestrebungen im 17. Jahrh. Hamburg 1890; K. Prahl, Philipp v. Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung in Deutschland. Programm von Danzig 1890; H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Litteratur des 17. Jahrh. Straßburg 1888; H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. für Reinigung der deutschen Sprache. Göttingen 1888; P. Pietsch in Lyons Zeitschr. IV, S. 168 ff. und in der Tägl. Rundschau, 1893, Unterhaltungsbeil. Nr. 133 f. 137 f.

2) Wolff zählt im Anhang seiner Schrift 125 Neubildungen jener Zeit auf, die sich bis jetzt erhalten haben, so Beispiel, Statthalter, Gemeinwesen u. a.

3) Näheres bei Dunger, Wörterbuch der Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig 1882. S. 32 ff.

der Leipziger Professor Christian Thomas (Thomasius, 1655 bis 1724), derselbe, der 1685 seine Vorlesungen zuerst wieder in deutscher Sprache ankündigte, trat mit Entschiedenheit für den Gebrauch des Deutschen bei wissenschaftlichen Arbeiten[1]) und im Unterricht der Gelehrtenschulen ein, und während der Philosoph Gottfried Wilhelm v. Leibnitz (1646—1716)[2]) seine zahlreichen Schriften dem Herkommen gemäß trotz wiederholt ausgesprochener Wertschätzung der deutschen Srache meist lateinisch oder französisch abfaßte, wurde der Hallische Professor Christian Wolff (1679—1754) der eigentliche Schöpfer einer Kunstsprache für Begriffe der Weltweisheit. Ihm sind dann die Philosophen Fichte, Schelling, Hegel, Kant u. a. auf dieser Bahn gefolgt. So kam der schon im bilderlosen Gottesdienste der alten Germanen und sodann der Lutherischen Kirche hervortretende Hang des deutschen Volks zu beschaulicher, nachsinnender, grübelnder Geistesthätigkeit auch unserer Sprache außerordentlich zu statten, indem er ihr eine außerordentliche Fähigkeit zur Darstellung philosophischer Lehren verlieh, ja sie zur Hauptsprache der Philosophie erhob.

29 Aber auch auf dem Gebiete der Dichtkunst führte das protestantische Deutschland seit dem 16. Jahrh. den Reigen an. Das evangelische Kirchenlied atmete die ganze Glaubensinnigkeit der Anhänger Luthers, und das frisch aufblühende Volkslied erschloß die Tiefen des deutschen Gemüts; in Nürnberg dichtete in echt volkstümlicher Weise Hans Sachs seine Meistergesänge und in Straßburg schrieb der sprachgewaltige Joh. Fischart seine herrlichen Satiren. „Wie man auf den Schießstätten seiner Zeit zweierlei Waffen gebraucht, die neue Büchse und

1) Bisher war dabei die lat. Sprache üblich gewesen. Vgl. auch P. Stötzner, Christ. Thomas u. s. Verdienst um d. deutsche Sprache, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. III, 86 ff. Übrigens hatte Theophr. Paracelsus schon 1526 an der Baseler Hochschule dasselbe gethan und auch deutsch unterrichtet. Vgl. J. E. Wackernell, Wissensch. Beiheft II, 51; Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache an der Wende des 17. Jahrh. 1891, und Wissensch. Beiheft III, 142 f.

2) L. Keller, Leibnitz u. die deutsche Sprache, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachvereins. VI, 121 f.

die altertümliche Armbrust, so besitzt er neben der Schulgelehrsamkeit, wie sie damals betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Seinem Deutschtum mußte alles andere sich unterordnen und dienen."[1]) Ferner entfalteten in Schlesien, dann in Leipzig und Halle Gelehrte eine reiche poetische Thätigkeit. Was diesen Männern an Einbildungskraft abging, suchten sie durch ihren Verstand zu ersetzen. Mag auch mancher gegenwärtig über ihre Verse spötteln, so bleibt doch ihr Verdienst, die Schriftsprache in mehrfacher Hinsicht gefördert zu haben, ungeschmälert. Denn sie beschnitten die wilden Schößlinge und Auswüchse und schufen genaue Vorschriften, wie man künftighin deutsch zu schreiben und zu sprechen habe. Was Martin Opitz durch sein Büchlein von der deutschen Poeterei (1624) für die gebundene, wurde Gottsched durch seine deutsche Sprachkunst (1748) für die ungebundene Rede, ein bahnbrechender, einflußreicher Denker.[2])

Mehr noch verdankte das Neuhochdeutsche den Dichtern des nun beginnenden Zeitalters. Lessing, der alle seine Vorgänger an Schärfe des Urteils und der Geisteskraft überragt, machte die Sprache für Bühnenzwecke geschmeidig[3]), Klopstock

1) Uhlands Schriften II, 571. Über seine Sprache vgl. K. Müller in der Zeitschr. des allgem. deutsch. Sprachvereins VII, 132 ff.

2) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 11 sagt: Zur glücklichen Stunde, in einem Zeitpunkte, in welchem die letzten noch zusammenhaltenden Fugen des mittelalterlichen Reichsverbands sich zu lockern begannen, .. ward die deutsche Schriftsprache geboren; wiederum zur glücklichen Stunde ward sie befestigt: Opitz lebte etwa gleichzeitig mit den Stürmen des 30jährigen, Gottsched des 7jährigen Kriegs. Über die Bedeutung der Grammatiker für die schriftsprachliche Einigung vgl. P. Pietsch a. a. O. S. 79 ff.; v. Bahder a. a. O. S. 66 ff.; Rückert a. a. O. S. 162 ff.; Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrh. Gotha 1882. S. 372 ff. Über die Bedeutung der Wörterbücher in dieser Hinsicht vgl. v. Bahder a. a. O. S. 79 ff.; Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, S. 83 f. und Grimm, Deutsches Wörterbuch I, XIX f.

3) Über Lessings Sprache urteilt A. Lehmann in seinen Forschungen (Braunschweig 1875) S. V: Klarheit und Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit, Lebhaftigkeit, Kürze, Kraft und Kernhaftigkeit, Gewandtheit und klangreiche Harmonie sind die Gestirne der Lessingschen Sprache.

fand sie brauchbar für die Ode und den Hexameter.[1]) Jener war vornehmlich in Ciceros Schule gegangen, dieser in die des Horaz. Jener paßte das Deutsche den Redefiguren, dieser den Versmaßen des klassischen Altertums an. Der Ostpreuße Herder setzte beider Werk fort durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und die meisterhaften Übersetzungen von Volksliedern aller Länder. Nunmehr, nachdem der ordnende, sichtende Verstand des Nordens seine Schuldigkeit gethan hatte, blieb es dem nach Sturm und Drang von griechischem Geiste verklärten Schönheitssinne schwäbischer und fränkischer Dichter vorbehalten, den stolzen Bau seiner Vollendung entgegenzuführen: Wieland verlieh der Sprache Anmut und Zierlichkeit, Schiller Schwung und Hoheit, Goethe Würde und Klarheit.[2]) Das Erz, das der Mansfelder Bergmannssohn aus tiefem Schachte geschürft hatte, erscheint hier von allen Schlacken befreit, als blinkendes und tönendes Metall. Kernig und markig ist die Sprache in Goethes Jugendgedichten, weich und einschmeichelnd in den Balladen, zu klassischer Vollendung gediehen in Iphigenie und Tasso.

30 Allerdings hat sich die Sprache nicht auf der Höhe halten können, zu der sie auf den Fittichen so bedeutender Geister emporgehoben worden war. Wie in der Natur Tag und Nacht einander ablösen, so ist auch auf den glanzvollen Abschnitt deutscher Dichtung, der unter dem Doppelgestirn Goethe und Schiller stand, ein Rückgang gefolgt. Schon der alternde

1) Chr. Würfl, Über Klopstocks poetische Sprache. Braunschweig 1881; Derselbe, Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebr. Klopstocks, Programm von Brünn 1883—85; F. Petri, Kritische Beiträge zur Gesch. der Dichtersprache Klopstocks. Greifswald 1894; Jul. Köster, Über Klopstocks Gleichnisse aus d. Natur. Iserlohn 1878; Fr. Muncker, Klopstocks Verhältn. z. klassischen Altertum, Augsburger allgem. Zeitg. 1878. 26. u. 29. April.

2) J. Grimm, Rede auf Schiller. Berlin 1871: „Seine ganze Rede fließt überall gleich und eben, reichlich und gemessen; kaum, daß ein unnötiges Wörtchen steht. Kühnheit und Zurückhaltung, Kraft und Milde, alles ist vorhanden; .. er schaltete in der Schrift königlich". Heine, Brief an einen englischen Ballettmeister: „Goethe gebot über alle Truhen des deutschen Sprachschatzes, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Tiefsinns und uralten Naturlauten der Gemütswelt."

Goethe hat sprachlich nicht mehr die Schaffenskraft des Jünglings, schon er deutet durch seine auf Pflanzenkunde, Farbenlehre und andere wissenschaftliche Stoffe gerichteten Forschungen das Hauptkennzeichen des folgenden Zeitalters an: Das 19. Jahrh. steht im Dienste der Wissenschaft. Überall ist die Losung ernstes Ringen und Forschen nach Erkenntnis, Eindringen in die geheimnisvollen Tiefen der Wahrheit. Unter den pflegenden Händen bedeutender Männer erblühen Naturwissenschaft, Erd- und Völkerkunde, Geschichte, Weltweisheit, Sprachwissenschaft und andere Wissenszweige. Um Trost zu suchen in den trüben Zeiten der Erniedrigung unseres Vaterlandes durch den Korsen wandten die Romantiker ihre Blicke in die deutsche Vergangenheit zurück und hoben damit ungeahnte Schätze deutschen Geisteslebens. Das kam auch der Muttersprache zu gute. Sie wurde jetzt sorgfältig durchforscht und zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen gemacht. Der Beschäftigung mit ihr widmeten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm die ganze Lebenszeit. Sie waren es, die ihre geschichtliche Betrachtung anbahnten, sie auch, die nun betonten, daß „Sprache und Volk eins seien und daß die Sprachwissenschaft nicht Beherrscherin, sondern nur Ergründerin und Verkünderin des Sprachgeistes sein könne und sein dürfe".[1]) Doch in zweifacher Hinsicht war der Zeitgeist, zumal er sich mehr auf das Denken als auf das Empfinden erstreckte, der Entwickelung unserer Sprache nachteilig: Die wissenschaftliche Richtung leistete der Liebe zu Fremdwörtern Vorschub; denn niemand wirft mehr damit um sich als die Gelehrten; und sodann vernachlässigte man über der Fürsorge für den Stoff und für die Ergebnisse der Untersuchungen den Stil. Aber auch die Romanschriftsteller und Zeitungsschreiber wurden gleichgiltig gegen die Reinheit und Schönheit der Muttersprache und thaten ihr Möglichstes, sich gegenseitig im Gebrauch von fremden Brocken zu überbieten und prickelnde Begebenheiten in gespreizter, unnatürlicher Sprache darzustellen. Selbst die staatliche Wiedergeburt

1) Vgl. J. E. Wackernell a. a. O. II, 56.

vermochte nicht dem Unwesen zur Genüge zu steuern, und nur wenige Männer der Feder fühlten sich nunmehr verpflichtet, von der Unnatur zur Natur zurückzukehren. Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, daß neuerdings ein Verein ins Leben gerufen worden ist, der sich das Ziel gesteckt hat, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, gegen den papiernen Stil zu kämpfen: der allgemeine deutsche Sprachverein.

31 Von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß ein großes Volk, welches sich unter schweren äußeren Kämpfen innerlich wiedergefunden hat, sich nicht damit begnügen dürfe, Münz- und Postwesen, Gesetzgebung und Heerwesen einheitlich zu regeln, sondern auch seine Sprache von allen entstellenden Auswüchsen reinigen und auf Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit bedacht sein müsse, sucht er seiner Aufgabe auf viel wirksamere Art gerecht zu werden als die wenig lebensfähigen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts.[1]) Beschränkten sich jene auf eine verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl, so hat dieser das Netz seiner Zweigvereine über ganz Deutschland und Deutsch-Östreich ausgedehnt[2]); wirkten jene, abgesehen von dem persönlichen Einflusse der Mitglieder, fast nur durch den Eindruck der meist unbedeutenden Geisteserzeugnisse, so ist dieser von dem Bewußtsein durchdrungen, daß nur Dichter und Denker ersten Ranges imstande sind, der Sprache neue Schwingen zu geben, und richtet, da gegenwärtig solche nicht hervortreten, sein Hauptaugenmerk darauf, die Schäden der Sprache bloßzulegen und zu heilen; er tadelt die Verstöße gegen Reinheit und Richtigkeit, wo er sie findet, bei Schriftstellern, in Zeitungen, in Erlassen der Behörden u. a. Aber dieser mehr abwehrenden und verbessernden Thätigkeit geht eine belehrende und anspornende

1) Allerdings darf nicht verkannt werden, daß diese nicht wenig „durch die unglückliche Gesamtlage des deutschen Lebens und das Darniederliegen des Nationalgefühls in denjenigen Kreisen des Volks, deren freudige Teilnahme allein der Sache der Sprachreinigung hätte zum Siege verhelfen können", in ihren Erfolgen beeinträchtigt worden sind. Vgl. P. Pietsch in Lyons Zeitschr. IV. S. 174.

2) Leider ist es noch etwas weitmaschig.

zur Seite; denn der Verein sucht durch Aufklärung über streitige Fragen, Herausgabe von Verdeutschungswörterbüchern, Preisaufgaben, Gesuche an die Behörden, Belobung gut geschriebener Bücher und andere Mittel zum Besten der Muttersprache zu wirken. Überall beseelt ihn der ernste Wille, „das Sprachgewissen zu rühren und das Sprachbewußtsein wach zu rufen", eine Gesinnung zu schaffen, aus der eine angemessene Verbesserung unserer Sprachmängel hervorgehen muß. Er beabsichtigt, „dem Sprachgeiste nicht hinderlich zu sein, sondern ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, daß er sich frei entfalten kann".[1]) Da er das Übel an der Wurzel gepackt hat, so wird er es bessern, wenn auch langsam. Denn gerade diejenigen, denen vermöge ihrer geistigen Stellung am meisten daran liegen sollte, das höchste Gut unseres Volkes, seine Sprache, sorgfältig zu hüten, sind vielfach noch in Irrtümern befangen oder zu gleichgiltig, um Einkehr in sich zu halten. Aber eine gewaltige Bresche ist schon in das Bollwerk des inneren Feindes geschossen; es wird genommen, wenn die mutigen Angreifer mit Beharrlichkeit und Ausdauer den Kampf fortsetzen.

Wir sind am Ziel unserer Wanderung. Überschauen wir 32
nochmals die zurückgelegte Strecke, so finden wir als weithin sichtbaren Markstein in der Geschichte unserer Sprache die bedeutende Persönlichkeit Luthers. Er hat die deutsche Sprache wieder deutsch d. h. volkstümlich gemacht und durch frische Pfropfreiser vom vollen Baume des Volkslebens verjüngt. Ohne Luthers Bibelübersetzung wäre uns kein Goethe, kein Schiller erstanden. Wie die Römer sich Jahrhunderte lang an den Zwölftafelgesetzen bildeten und ihre Jugend vornehmlich darin unterwiesen, so wurde die verdeutschte Bibel Luthers für Jahrhunderte das Werk, aus dem das deutsche Volk seine geistige Nahrung erhielt, an dem groß und klein seinen Stil bildete. Ein Rechtsbuch war die sprachliche Richtschnur für die verstandesmäßig beanlagten Römer, eine religiöse Schrift für die gemüt-

1) Vgl. J. E. Wackernell a. a. O. II. S. 56; aber auch Max Jähns, Zeitschr. d. Sprachvereins IX, 169 und Kluge, ebenda IX, 201 ff.

vollen Deutschen. Aber während das römische Schwert der lateinischen Sprache durch Süd- und Westeuropa die Wege ebnete, hat umgekehrt die sprachschöpferische Thätigkeit eines Luther die staatliche Einigung Deutschlands vorbereitet. Je mehr die äußere Macht des Reiches dahinschwand, um so fester wurde das geistige Band, das die Stämme zusammenkettete; je unerfreulicher die staatlichen Zustände unseres Vaterlandes waren, um so mehr suchte man sich an den alten gemeinsamen geistigen Gütern zu erheben und durch die Erinnerung an die großen Vorfahren, durch die Freude an der herrlichen Sprache zu trösten.[1]) Was Luther begonnen, wurde durch die siegreichen Feldzüge von 1866 und 1870 vollendet: die deutsche Einheit.

1) V. Hehn, Italien, S. 168: Der halbe und der ganze Teutonismus hat sich in allen seinen Stadien, bei Luther wie in den Gesellschaften des 17. Jahrhunderts, in der Zeit Klopstocks wie vor und nach dem Jahre 1813 immer mit ganz besonderer Vorliebe auf den beiden Gebieten Urzeit und deutsche Sprache getummelt.

Mancher Völker Sprache vernahm ich, keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar. H. Leuthold.

Es prägt des Menschen Art sich aus in seiner
Sprache. Menander.

Beziehung der Sprache zur Volksart.[1]

Gewaltig hat sich seit den Zeiten, wo das Hildebrandslied und 33
andere Epen entstanden, unsere Sprache verändert; aber doch sind die Unterschiede nicht so groß, daß nicht jeder gebildete Deutsche am ganzen Gepräge der Wörter in jenen alten Gesängen die germanische Eigenart wiedererkennen könnte. Wie Tiere und Pflanzen im Laufe der Zeit durch örtliche und sonstige Einflüsse wohl im einzelnen eine etwas andere Gestalt annehmen können, aber immer den nämlichen Gesamteindruck machen, so verwandelt sich auch die Sprache eines Volkes, mag sie sich schnell oder langsam, mit oder ohne fremde Einflüsse entwickeln, nicht bis zur Unkenntlichkeit. Denn die Grundsätze und Anschauungen, von denen das Thun und Handeln der großen Gemeinschaft allezeit bestimmt wird, durchdringen gleich dem Sauerteig auch den Sprachstoff und geben ihm Kraft und

1) Vgl. Fr. Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter, Kasseler Programm 1881; H. Wedewer, Zur Sprachwissenschaft. Freiburg i. B. 1861; K. Abel, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885 (darin: Über die Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise); G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eisenach 1892; A. Frank, Die Sprache, ein Spiegel des Volks, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachver. III, 9, 129 ff.; G. Curtius, Über Sprache, Sprachen und Völker. Leipzig 1868; A. Lefèvre, Les races et les langues. Paris, Alcan.

Festigkeit, Gestalt und Form; und so wenig jene urplötzlich in ihr Gegenteil umschlagen, sondern nur ganz allmählich und innerhalb gewisser Grenzen sich verschieben, so wenig verändert auch dieser sein Aussehen ganz und gar. Demnach gehen Sprache und Art eines Volkes immer Hand in Hand[1]) als rechte Zwillingskinder, die demselben Geiste entsprossen sind. Da sich nun die Völker in geistiger und körperlicher Beanlagung sämtlich mehr oder weniger unterscheiden, so hat sich auch ihre Sprache durchweg eigenartig entwickelt und ist in allen ihren Lebensäußerungen und auf allen Entwickelungsstufen umduftet vom Schollengeruche des heimatlichen Bodens. Wie das Griechische und Lateinische den Stempel des hellenischen und römischen Volksgeistes an der Stirne trugen, so sind auch unserer Sprache die Züge der deutschen Volksart unverkennbar aufgedrückt.[2]) Wollen wir daher das Wesen der Muttersprache recht verstehen, so müssen wir vorerst die geistigen Eigentümlichkeiten unseres Volkes kennen lernen; diese treten aber erst dann in hellere Beleuchtung, wenn wir sie mit fremder Geistesart vergleichend zusammenstellen.

34 Den schroffsten Gegensatz zum deutschen Wesen bildet das romanische, beide aber haben sich nicht ohne Einfluß des Klimas entwickelt, in dem die betreffenden Völker seit vielen Jahrhunderten gelebt haben. Der blaue Himmel, der das Auge des Italieners täglich labt, die klare durchsichtige Luft, die sogar entfernte Gegenstände in scharfen Umrissen erscheinen läßt, das Lichtmeer, das die Landschaft vom Morgen bis zum

1) „Die Sprache schöpft aus den unbewußten Tiefen eines Volks, oder vielmehr jedes Volk offenbart sein Wesen in der ihm ureigenen Sprache.“ A. Frank, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins III, 9, 131.

2) Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaus, herausgeg. von Pott, S. 53: „Unter allen Äußerungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist die Sprache die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen.“ Zahlreiche Schriften und Aussprüche bedeutender Männer über die Beziehungen zwischen der Art und Sprache eines Volks habe ich zusammengestellt in meiner Charakteristik der lateinischen Sprache. Leipzig 1891. S. 120 ff.

Abend überflutet, und die Farbenpracht, in der selbst das tote Gestein erstrahlt, alles dies hat die Empfänglichkeit für Formenschönheit geweckt, den künstlerischen Sinn genährt und die Einbildungskraft mächtig angeregt. So hat die Natur die Bewohner jenes gesegneten Himmelsstriches nach und nach dazu erzogen, Großes im Bereiche der Künste hervorzubringen. Viel stiefmütterlicher ist von ihr der Deutsche behandelt worden: Ein Drittel des Jahres überziehen Reif und Schnee seine Fluren, und wieder ein Drittel umdüstern ihm herbstliche Nebel und Regenwolken den Himmel. So nötigt ihn die Rauheit der Witterung, durch harte Arbeit im Kampfe ums Dasein seinen Willen zu stählen, dann aber auch, sich Monate lang in das trauliche Heim zurückzuziehen und Einkehr in sich selbst zu halten. Wenn daher bei unsern Nachbarn im Süden die Phantasie stärker entwickelt ist, so spielt bei uns das Wollen und Empfinden eine wichtigere Rolle. „Stärke, die mit dem Gefühle ringt", ist nach W. v. Humboldt das Erbteil unseres Volkes. Von deutscher Treue und deutscher Tapferkeit weiß die Geschichte seit der Zeit der Cimbern und Teutonen und unsere Volksdichtung seit der Völkerwanderung zu erzählen. Wehrhaft und wahrhaft wie damals sind die Deutschen auch immer geblieben. Statt der Berechnung und Hinterlist der Romanen finden wir bei unserm Volke Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, gerades und biederes Wesen, statt leichter Erregbarkeit ruhiges Blut, aber auch an Stelle der Sicherheit des Auftretens im gesellschaftlichen Leben, die häufig in Stolz und Prahlerei ausartet, scheue Zurückhaltung, die sich nicht selten zu Schwerfälligkeit steigert. Dort nach kühnem Anlauf schnelles Ermatten, hier Beharrlichkeit und Ausdauer, dort Eitelkeit und Dünkel, der oft das Urteil trübt, hier Mangel an Selbstgefühl, der vielfach das Vertrauen auf die eigene Kraft erschüttert.[1]) Der Romane ist

1) Zusatz am Schlusse der Kasseler Glossen: tol sint walhâ (die Wälschen), spâhe sint peigirâ (verständig sind die Bayern) u. s. f. Die Übertreibungen (exagérations) in der französischen Sprache entsprechend dem Volksgeiste behandelt Falkenheiner in seinen Studien über den Geist der französischen Sprache in Herrigs Archiv IX. S. 360.

mehr in den bildenden (Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst), der Deutsche mehr in den aus den Tiefen des Gemüts entspringenden zwei tönenden Künsten (Tonkunst und Dichtkunst) zu Hause. Jener will geistreich, dieser gelehrt sein. Während die Wissenschaften dem welschen Geiste in der Regel nur zusagen, soweit sie dem Staate oder dem einzelnen Vorteil gewähren, pflegt sie der deutsche Gelehrte häufiger aus angeborener oder anerzogener Neigung. Der Romane eignet sich seine Kenntnisse meist spielend an, der Deutsche ringt mit dem Stoffe, bis er ihn mit Fleiß und Schweiß bezwungen hat. So gelten von unserem Volke in vollem Umfange die Worte des altgriechischen Dichters Menander, daß schlecht nährende Gegenden wackere Männer hervorbringen.[1])

35 Der Franzose hat schon frühzeitig gelernt, seinen Willen dem der Gesamtheit unterzuordnen, für den Deutschen sind Freiheit und Geltendmachung persönlicher Eigenart von jeher die wichtigsten Schlagwörter gewesen. Während in Paris seit Jahrhunderten eine Akademie die Sprache meistert und zurechtstutzt wie die Schere Lenôtres die französischen Gartenhecken, hat in Deutschland eine derartige Einrichtung nicht Wurzel zu fassen vermocht, und so ist denn unsere Sprache frei und unbeschnitten aufgewachsen wie die aus germanischem Geiste geschaffene englische Parkanlage.[2]) Im Einklange damit steht bei den Franzosen der Zwang der durch große Meister ausgebildeten Stilregeln gegenüber der Sucht unserer Schriftsteller, möglichst eigenartig zu schreiben.

36 Eine andere hervorstechende Eigenschaft unseres Nachbarn jenseits des Wasgenwaldes ist seine Freude an gefälligen, schönen Formen und sein entschiedenes Geschick zu übersichtlicher klarer Anordnung. Auch das spiegelt sich in seiner Sprache wieder. Schon Voltaire hebt hervor: „Jede Sprache hat ihre

1) τὰ κακῶς τρέφοντα χωρία ἀνδρείους ποιεῖ.

2) Schriften über eine Akademie der deutschen Sprache sind verfaßt von Herder, Du Bois-Reymond u. a. Vgl. auch Riegel, Hauptstück von unserer Muttersprache. 2. Aufl. 1888. S. 61—70 und Arn. Berger, Grenzboten 1891 Nr. 20, S. 301—321.

besondere Beanlagung; die der unsrigen ist Klarheit und Feinheit."[1]) Darum liebt dieses Volk so außerordentlich die schillernden, packenden Gegensätze (Antithesen), darum hascht es so gern nach witzigen, geistreichen Wendungen und Sinnspitzen (Pointen), darum ist es überhaupt so eifrig auf sorgfältige Auswahl des passenden Ausdrucks und auf Ausschmückung der Rede bedacht. Ludwig XVIII. wußte ganz genau, worauf sein Volk vor allem Wert legt, als er sagte: „Man muß die Grammatik und die Synonyme kennen, wenn man König von Frankreich sein will."[2]) Die Deutschen dagegen vernachlässigen oft auf Kosten des Inhalts die Form, und weit entfernt, den Gedanken um jeden Preis ein schmuckes Kleid zu geben, begnügen sie sich leider allzuhäufig mit dem ersten besten Gewande, das ihnen in die Hände kommt. Jene feilen zumeist an ihren Schriften, bis die Form sich mit dem Inhalte deckt, diese müssen oft genug den Vorwurf hören, daß sie den angemessenen Ausdruck nicht kennen[3]); jene haben gewöhnlich einen leichten, flüssigen, diese oft einen ermüdenden, schwerfälligen Stil. Man denke nur an den großen Königsberger Philosophen Kant. Wie wenig formvollendet und darum äußerlich abstoßend sind seine Werke, und doch welche Fülle und Tiefe neuer Gedanken ist darin enthalten! So hat also Scherer nicht ganz Unrecht, wenn er das Urteil fällt[4]): „Die Deutschen schätzen von alters

1) Im philosophischen Wörterbuche unter langues: chaque langue a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance. Vgl. auch E. v. Jagow, Der französische Nationalcharakter, in der Zeitschrift Über Land und Meer 1891—1892, S. 175; Fuchs, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Lateinischen. Halle 1849. S. 116; Lecoultre, Du génie de la langue française comparé à celui de la langue latine. Neufchâtel 1894. S. 24.

2) Il faut savoir la grammaire et les synonymes, lorsqu'on veut être Roi de France.

3) Les Allemands n'ont pas le mot propre.

4) In der Rede auf Geibel S. 10. Vgl. auch den Ausspruch Lamartines, die deutsche Sprache sei faltig wie ein Königsmantel und tief versenke sich darin der Gedanke, bei G. Heß, Geist und Wesen der deutschen Sprache, S. 22 und bei Heußner, Unsere Muttersprache. Kassel 1879. S. 12 f.

her den Inhalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzu oft für Schein, und sie wollen nicht den Schein, sondern die Wahrheit."

37 Wenn man, wie vielfach geschieht, das stärkere Hervortreten der Vokale in dem Wortschatze einer Sprache als Zeugnis größeren Formsinnes auffaßt, dann steht das Deutsche in dieser Hinsicht z. B. unter dem Italienischen. Denn hier kommen schon auf 11 Mitlauter 10 Selbstlauter, dort erst auf 18; hier hat die Klang- und Farbenfülle der Vokale im Laufe der Jahrhunderte sich eher vermehrt, dort hat sie entschieden abgenommen. Hat sich doch das farblose e seit althochdeutscher Zeit so stark vermehrt, daß es gegenwärtig 43 v. H. aller Selbstlauter ausmacht.[1])

38 Ein anderes Bild gewähren die Konsonanten. In den romanischen Sprachen sind die flüssigen, halbvokalischen l r m n in besonders großer Menge vertreten, im Deutschen die rauheren Reibelaute f j ch h. Häufung von Mitlautern wie in den Wörtern „du flichtst, springst, darfst, schlägst" kommt dem Südländer unerträglich vor, und Lautverbindungen wie lzpfl in Holzpflock, chtspr in Machtspruch, pfpfl in Sumpfpflanze sind für ihn geradezu unaussprechbar[2]); das deutsche Lehnwort Halsberge gestaltet der Italiener zu usbergo, gundfano, Kampffahne zu gonfalone, aus Faltstuhl und Marschalk macht der Franzose fauteuil und maréchal. Es hat daher eine gewisse Berechtigung, wenn A. W. Schlegel in seinem Aufsatze über den Wettstreit der Sprachen (1798) sagt: „Pfropf" stopfe wirklich den Mund zu und „Kopfschmerz" verursache das damit bezeichnete Leiden, und wenn V. Hehn ergänzend hinzufügt[3]),

1) Das Verhältnis der Doppellauter zu den einfachen Selbstlauten ist im Gotischen 30 : 70, im Neuhochdeutschen dagegen 9 : 91.

2) Worauf die von Mela hervorgehobenen Schwierigkeiten der Aussprache deutscher Gebirgsnamen beruhte, läßt sich schwer sagen. Vgl. Mela III, 3: quorum nomina vix est eloqui ore Romano.

3) Hehn, Italien. 3. Aufl. S. 206. Vgl. auch A. Grabow, Die Musik in der deutschen Sprache, Programm von Lemgo 1876 und Wernele, Die Bedeutung des Lautes in der Sprache. Paderborn 1864.

bei „stampfen" zittere der Boden und bei „Angstschweiß" brächen auf der Stelle die Tropfen aus. Doch ist es entschieden übertrieben, wenn Herzog Karl August von Weimar 1805 nach Empfang der Phädraübersetzung an Schiller schrieb: „Die deutsche Sprache sanft klingen zu machen ist gewiß sehr schwer; sie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt."

Konsonanten am Wortende sind im Italienischen nur noch in sehr mäßigem Umfange vorhanden, im Französischen werden sie meist nicht gesprochen, im Deutschen haben sie ihre volle Geltung bewahrt. Vokale am Wortschlusse sind dem Romanen dann lästig, wenn sie mit vokalischem Anlaut des folgenden Worts zusammentreffen, der Deutsche hat seit Jahrhunderten gegen diesen klaffenden Spalt zwischen zwei Wörtern (Hiatus) keine besondere Abneigung und nimmt daher an Wortverbindungen wie eine_unangenehme_Erinnerung oder diese_entzückende_Aussicht durchaus keinen Anstoß.[1]) Doch ist dabei allerdings in Betracht zu ziehen, daß vielfach die verschiedene Tonstärke der zusammentreffenden Selbstlauter die Sache erträglicher macht.

Ist so die äußere Lautentwickelung ein treues Abbild 39
germanischer Formlosigkeit und Derbheit, aber auch Kraft und Stärke, so eröffnet uns das mehr innere Leben der Wörter einen Ausblick auf andere Eigenschaften unseres Volkes.

Schroff steht das Deutsche den romanischen Sprachen in der Regelung der Tonverhältnisse gegenüber. Das beweist zunächst ein Vergleich zwischen Soldát und Sölder. Lieferánt und líefernd. Im Französischen ist jedes zwei- oder mehrsilbige Wort auf der letzten Silbe betont, wobei natürlich stummes e am Schlusse wie in der weiblichen Form brillante (von brillant) nicht als besondere Silbe gerechnet wird; im Deutschen dagegen liegt schon seit sehr langer Zeit der Hauptnachdruck meist auf der Stammsilbe, welche die Bedeutung, den eigentlichen Gehalt

1) Nur die Dichter sind in dieser Beziehung etwas peinlicher. Vgl. Scherer, Über den Hiatus in der neueren deutschen Metrik. 1877; Schröder, Vom papiernen Stil. 3. Abhandlung.

des Wortes, in sich schließt.[1]) Und wie mit dem Wortton verhält es sich mit dem Satzton. Der Franzose rückt ihn möglichst an das Ende, der Deutsche aber, für den selbstverständlich wieder nur die Bedeutung den Ausschlag giebt, setzt ihn auf das wichtigste Wort. Ja auch in der Art, wie er hervorgebracht wird, liegt ein Unterschied. Ein gemütvolles Volk wie das unsrige erzeugt ihn meist singend, ein mehr verstandesmäßig beanlagtes wie unsere südwestlichen Nachbarn weit seltener, wir betonen langsam, aber stark, sie schnell, aber schwächer.[2])

40 Die Betonung führt uns auf die **Verskunst**, in der wir ähnliche Gegensätze beobachten. Während der französische Alexandriner auf der regelmäßigen Folge von Länge und Kürze beruht wie die altgriechischen und römischen Versmaße, ist in der deutschen Dichtung von jeher der Grundsatz der Betonung maßgebend gewesen. Nicht die Zahl der Silben, sondern die der Hebungen entscheidet, wie in der Musik nicht die Zahl der Noten, sondern der Takte. „Schreitend fanden die Germanen den Rhythmus ihrer Verse." Die Zahl der Senkungen zwischen zwei hochbetonten Silben schwankt in den alten Volksepen zwischen 0 und 3, die der Hebungen ist fest geregelt. Die Thatsache, daß in einer Vershälfte 4—11 Silben vorkommen können wie im Nibelungenliede, ist in der romanischen Verskunst ohne Seitenstück; und wenn äußerlich formlose Gedichte, wie die Jugendschöpfungen Goethes, Harzreise, Prometheus u. a., der romanischen Empfindung vielleicht weniger zusagen, so sind sie doch echt deutsch.

41 Eine andere Seite des deutschen Geisteslebens wird uns durch die Betrachtung der **Wortbildung** erschlossen. Wie das Wort deutsch von der Sprache der Heimat im Gegensatz zur römischen Vulgärsprache in Italien und dann zum Latein der

1) Diese Regel erleidet meist nur in dem Falle eine Ausnahme, wenn eine andere Silbe für den Wortsinn von ausschlaggebender Wichtigkeit ist: z. B. únklar als Gegensatz zu klar.

2) „En France la prononciation est rapide comme l'esprit des Français." Vgl. Wedewer a. a. O. S. 88f.

Kirche und der Gelehrten in Deutschland hergeleitet ist[1]) und somit die Volkstümlichkeit der Sprache unseren Altvordern wichtig genug erschien, das ganze Volk darnach zu benennen, so ist auch im deutschen Wesen die Neigung begründet, volkstümlich und allgemein verständlich, offen und frei, klar und deutlich zu reden. Talleyrands Behauptung, das Wort sei dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, verletzt das Gefühl eines echt deutschen Mannes[2]) und bestätigt die Richtigkeit des deutschen Sprichwortes: Was welsch ist, falsch ist. Ängstlich ist unser Volk immer darauf bedacht gewesen, Mißverständnisse zu verhüten, oft mehr als nötig ist. Daher erklärt sich der Überfluß und die Fülle des Ausdrucks in zusammengesetzten Wörtern, in denen beide Bestandteile dasselbe bedeuten oder sich zu einander verhalten wie der Einzelbegriff zum Gattungsbegriffe. Das ahd. tâmo = lat. dama ist jetzt zu Damhirsch, stâla (von stehlen) zu Diebstahl erweitert worden; aus mûl = mulus ist Maultier, aus wint Windhund hervorgegangen. Auch Kichererbse (= lat. cicer), Sahlweide (= lat. salix), Lorbeer (= lat. laurus),

1) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte I², 12: „Schon in der 2. Hälfte des 8. Jahrh. findet sich aus dem bereits westarischen Wortstamm diot, Volk, und seinen Ableitungen diuten, volksgemäß machen und githiuti, Verständlichkeit, das Wort deutsch entwickelt im Sinne von volksverständlich und in Anwendung auf die Sprache. Im Beginn des 9. Jahrh. wird das Wort ausdrücklich der römischen Vulgärsprache, dem aufkommenden Romanisch, gegenübergestellt. Einen umfassenderen Sinn mußte es am ehesten da annehmen, wo Deutsche mit Fremden untermischt saßen oder Deutsche wenigstens häufig unter Fremde gelangten. Das war in Italien der Fall: hier wird teutiscus im Jahre 845 zum erstenmal zur Bezeichnung des deutschen Typus überhaupt, zur Kenntlichmachung der Volksangehörigkeit verwendet. . . Erst im 11. Jahrh. erwächst das Wort in der gelehrten Form teutonicus zur vollen Bezeichnung des nationalen Typus, zunächst bei Schriftstellern, die Beziehungen zu Italien hatten; und nicht vor dem Jahre 1080 ertönt zum erstenmal das Wort vom deutschen Vaterlande (teutonica patria)" und F. Cramer, Archiv für lat. Lexikographie V, 141 f.

2) Im Gegensatze dazu steht der größte Staatsmann der Gegenwart, der deutsche Fürst Bismarck, dessen große Offenheit stets gerühmt worden ist. Bismarcks Sprache behandeln O. Lyon, 1893 und L. Gerlach, Fürst Bismarck als Redner. 3. Aufl. Dessau-Leipzig 1891.

Ebenholz (= lat. ebenus), Schöllkraut (= lat. chelidonia), Schalksknecht, Renntier, Elentier, Schienbein u. a.[1]) enthalten schon in ihrem ersten Teile den das Ganze ausdrückenden Sinn. Demnach ist es begreiflich, daß das deutsche Volk wie kein anderes zu volkstümlichen Wortumbildungen beanlagt ist. Sagt doch G. Andresen[2]) ausdrücklich: „Wenngleich in allen Sprachen Volksetymologieen angetroffen werden, so erscheint doch das auf Umbildung des Unverständlichen ins Allgemeinverständliche gerichtete Bestreben des Volksgeistes in keiner Sprache so umfangreich, so ausgeprägt als in der deutschen.“[3])

42 Oft freilich artet die löbliche Neigung unseres Volkes, sich alles recht leicht verständlich zu machen, in Kleinlichkeit und allzugroße Peinlichkeit aus. Mit Recht hat schon J. Grimm den Vorwurf der Pedanterie gegen die Deutschen erhoben. Im mhd. wurde, wie in den romanischen Sprachen noch jetzt, jedes Wort außer an der Spitze des Satzes mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben. Gegen diese schöne und für die lernende Jugend so bequeme Regel empörte sich der Geist deutscher Gewissenhaftigkeit und Kleinigkeitskrämerei. Er fand es nicht in der Ordnung, daß Hauptwörter und Eigenschaftswörter über einen Kamm geschoren wurden, und wünschte, daß jene ein äußeres Abzeichen erhielten. So schrieb er sie denn mit großem Anfangsbuchstaben. Da nun in vielen Wortverbindungen gar nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist, ob ein Eigenschaftswort schon die volle Kraft eines Hauptworts erhalten hat und umgekehrt, ob ein Hauptwort noch die Geltung eines solchen beanspruchen kann[4]), so ist für jedermann die Erlernung der Sprache und ihrer Rechtschreibung sehr erschwert. Dazu kommt, daß

1) Weitere Beispiele bei Mushacke, Pleonasmus und Tautologie in der deutschen Wortzusammensetzung. Programm von Hannover 1883.

2) Über deutsche Volksetymologie, S. 16.

3) Nächst ihr in der englischen, also auch einer germanischen Sprache.

4) So schreibt man jetzt nach der neuen Rechtschreibung: jung und alt, es beim alten lassen, aber Altes und Neues, die Alten, etwas Altes; ferner außer aller Acht, aber außer acht lassen, in acht nehmen, acht haben.

wir abweichend von andern Völkern uns unnütz mit doppelten Alphabeten plagen, indem wir außer den verschnörkelten, eckigen, der deutschen Eigenart entsprechenden[1]) Buchstaben, die sich im Laufe der Zeit aus den runden lateinischen herausgebildet haben, auch noch die im Mittelalter üblichen und in den romanischen Sprachen geltenden lateinischen Schriftzeichen anwenden.

Eben solcher Überfluß besteht bei uns im Gebrauche der 43 Satzzeichen. Welches andere Volk setzt so viel Striche (Kommata), Strichpunkte (Semikola), Fragezeichen, Doppelpunkte und Ausrufezeichen? Welches soviel Gänsefüßchen als Anführungszeichen der wörtlich mitgeteilten Rede? Überall sucht man es dem Leser so leicht als möglich zu machen. Doch wäre es traurig, wenn dieser solcher Krücken bedürfte, um ohne Mühe in das Verständnis des Gelesenen einzudringen. Noch schlimmer steht es um den Gebrauch des Auslassungszeichens (Apostrophs), das in unserem Schrifttum eine unheimliche Rolle spielt. Nicht mehr wie früher schreibt man torgisch Bier (von Torgau) und lündisch Tuch (von London), nicht lübisch und rügisch, wie es den Sprachgesetzen gemäß wäre, sondern lübeck'sch, rügen'sch u. a., nicht goethisch und fichtisch, sondern Goethe'sch und Fichte'sch, als ob man sich scheute, ein so wertvolles Glied des Wortes, wie das schließende e ist, über Bord zu werfen. Denn es könnte bei Leibe sonst jemand auf den Gedanken kommen, daß der Eigentümer des Namens Goethi oder Fichti, Goeth oder Ficht hieße. Muß man angesichts solcher Erscheinungen, deren Zahl sich leicht noch vermehren ließe, nicht Grimm beipflichten, der sich dahin äußert[2]): „Wenn das Pedantische früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, so würden es die Deutschen erfunden haben"?[3])

Den reichsten und vielseitigsten Aufschluß über deutsche 44 Volksart gewährt uns der Wortschatz unserer Sprache. Wenn

1) W. Langenbruch, Nationalität und Handschrift. Graphologische Studie in Schorers Familienblatt 1891 Nr. 47 S. 742 ff.

2) Kleine Schriften I, 328.

3) Indes trifft dies weniger die breiten Schichten des Volks als die Gelehrten.

irgend etwas, so läßt uns gerade die Wortbedeutung tiefe Einblicke in die Volksseele thun. „Jedes Wort ist gesättigt mit Leben, jeder einzelne Ausdruck zeigt uns die Grenze der Fassungskraft, ja selbst den Grundton der Stimmung, die einen Volksstamm beherrscht."[1]) Können wir nicht an volkstümlichen Wendungen wie „der liebe Gott, die liebe Sonne, das liebe Brot, die liebe Not" oder an den Redensarten „herzlich lachen, jemanden herzen, etwas nicht übers Herz bringen" das von Liebe erfüllte und liebebedürftige Herz des Deutschen erkennen? Spricht nicht aus Blumennamen wie Vergißmeinnicht, Engelsüß, Augentrost, Maßliebchen, Männertreu, Liebstöckel, Goldregen, Himmelschlüsselchen, Gänseblümchen, Schneeglöckchen, Stiefmütterchen die Tiefe der deutschen Naturempfindung und die ganze Innigkeit des Volksgemüts? Lassen nicht die Wörter Männchen und Weibchen, deren verkleinernde, liebkosende Endung selbst da beibehalten wird, wo es sich um die größten Vertreter des Tiergeschlechts handelt, auf ein warmes, für die Tierwelt schlagendes und ihre Freuden und Leiden verstehendes Herz schließen? Und steht damit nicht die Thatsache in Einklang, daß gerade die Germanen mehr als andere Völker in Wort (Tiersage) und Bild (Stillleben) das Tierreich verherrlicht haben?

45 Doch nicht bloß die Pflanzen und Tiere sind in deutschen Ländern den Menschen näher gerückt, auch die Menschen selbst treten zu einander in ein innigeres, trauteres Verhältnis.[2]) Von deutscher Vertraulichkeit weiß besonders das Wörtlein du

1) Karl Stieler, Kulturbilder aus Oberbayern S. 64.

2) So predigt uns der Gebrauch der Vorsilbe ge- im Sinne eines vertraulichen Anschlusses in Wörtern wie Geselle (= der in demselben Saale wohnt), Gefährte (von Fahrt), Gestalle (von Stall), Gesinde (ahd. sind, Reise, Heereszug), Gespan (= zugleich angespannt), Gevatter (Mitvater) u. a. oder der des Wortes mit in den Zusammensetzungen Mitbürger (= lat. civis), Mitmensch (= homo alter), mitfühlen, mitleiden u. a., von treuer Hingabe an und liebevollem Verständnis für andere. „Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe, lieblich spricht?" (Friedr. v. Logau, Sinngedichte.)

zu erzählen, dessen Gebrauch bei wenigen Kulturvölkern soweit verbreitet ist wie bei uns. Im Englischen dient thou zur Anrede bei den brüderlich mit einander verkehrenden Quäkern, sonst aber nur entweder zum Ausdruck der Geringschätzung oder — der gehobenen Stimmung: in der Gefühlsinnigkeit der lyrischen Dichtung und im Verkehr mit Gott. Im Französischen ist sein Gebrauch noch beschränkter; bei uns dagegen ist die Anrede mit du in allen Kreisen das äußere Zeichen der Liebe und freundschaftlichen Gesinnung; wo zwei Menschen einander irgendwie näher stehn, da erklingt auch das herzliche du von ihren Lippen.

Ein untrüglicher Gradmesser der Herzensbildung eines 46
Volkes ist die **Wertschätzung des Weibes**.[1]) Von alters her ist eine solche den Germanen eigen gewesen. Das Wort Weib bezeichnet von Haus aus ein begeistertes Wesen, also dasselbe, was Tacitus in seiner Germania mit den Worten „etwas Heiliges und Ahnungsvolles“[2]) ausdrückt. So erklärt sich auch, daß man den Frauen, besonders den Priesterinnen, die Gabe der Weissagung zuschrieb; so ferner die hohe Auffassung von der Ehe: sie bezeichnet im Deutschen ein Rechtsverhältnis[3]), das durch die Hochzeit d. h. einen hohen Festtag geweiht wird. Und welche Verehrung des weiblichen Geschlechts spricht nicht aus den Wörtern Geschwister[4]), Bräutigam und

---

1) Th. Vischer, Ästhetik II, 248: „Die Tugenden, worin schon bei den alten Deutschen der Beruf zur Idealität sich ankündigte, kennen wir aus Tacitus. Sie weisen namentlich auf die Familie und Freundschaft hin: Achtung des Weibes, Treue des Freundes und was dem verwandt ist, sodaß man erkennt, diese winterlichen Menschen werden nicht dahin kommen, wo sie der Ästhetik mehr Stoff in den Gemächern des Hauses, durch Schönheit des Privatlebens, als auf der Straße durch öffentliches Leben geben werden.“

2) Sanctum aliquid et providum. Germ. Kap. 8.

3) ahd. êwa, Gesetz, Ehe, mhd. ê, êwe, Recht, Gesetz, Ehe.

4) „Das Geschwister“ bezeichnet im ahd. und mhd. noch die Schwestern. Auch die „Schwieger“, nicht der Schwäher ist zu einer Anzahl von Bildungen verwendet worden: Schwiegersohn, Schwiegervater u. a.

Brautpaar? Wo der Franzose frère(s) et soeur(s), fiancés und nouveaux mariés sagt, leitet der zartfühlende Deutsche die entsprechenden Wörter von Schwester und Braut ab, stellt also den weiblichen Teil des Sammelbegriffs höher als den männlichen. Wenn ferner der Römer von einem sermo patrius und einer terra patria, einer Vatersprache und einem Vaterlande, redet, bezeichnen wir mit feinerem Gefühle die Sprache, in der wir die ersten Laute dem Muttermunde nachlallen, als Muttersprache, das Land aber, das der Mann nach der Sitte der Väter mit dem Schwerte zu verteidigen berufen ist, als Vaterland.[1])

47 Die am stärksten in die Augen springende Eigenschaft unseres Volkes ist die Treue. Deutsch sein heißt treu sein. In unseren Heldengesängen ist keine Tugend so hoch gepriesen und gefeiert, keine uns in so mannigfaltigen Formen und Arten vorgeführt worden. Sie ist das hohe Lied unserer ganzen Volksdichtung oder, um mit Uhland zu reden: „Das ganze deutsche Epos ist eine Poesie der Treue." Treulosigkeit erscheint dem Deutschen als das Verabscheuungswürdigste, was es unter der Sonne giebt; und doch reicht die Bedeutung dieses Wortes noch keineswegs heran an den Sinn des französischen perfidie. Sagt doch Goethe in Wilhelm Meisters Lehrjahren V, 16: „Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um Perfidie in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude." Ja mit Rücksicht auf diesen und ähnliche Ausdrücke trägt unser Dichter kein Bedenken, die ganze französische Sprache selbst eine perfide Sprache zu nennen.[2]) Deutschland hingegen ist das Land, wo der Grundsatz

1) Vgl. meine Charakteristik der lateinischen Sprache S. 32.

2) Oder, genauer genommen, durch Aurelie nennen zu lassen. Frau v. Staël sagt in ihrem Buche de l'Allemagne: „Es giebt in unserer (der französischen) Sprache sehr viele Redensarten, um etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen, ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden. Das Deutsche ist weniger nachgiebig und thut wohl daran, so zu

zu recht besteht: ein Mann, ein Wort. Redlich hat vom ahd. bis zum nhd. die Bedeutungsreihe „verständig, beredt, rechtschaffen" durchlaufen.[1]) Wie eng in unserer Heimat Herz und Zunge vereint sind, davon zeugen auch die Wörter meinen und danken; jenes heißt ursprünglich denken (vgl. memini), dann eine Gesinnung gegen jemand haben, ihn lieben, wie noch in dem bekannten Liede: Freiheit, die ich meine (= liebe, vgl. Minne) ersichtlich ist; dieses bedeutet zunächst jemandes gedenken und dann Worte des Dankes stammeln.

Was der Deutsche zu thun pflegt, wird ihm zur Pflicht; 43
Demut heißt in seiner Sprache Dienstbeflissenheit, treue, hingebende, von christlichem Geiste durchdrungene Gesinnung des Dienenden. „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung" lautet das Bekenntnis eines kerndeutschen Weibes wie Dorothea, und Friedrich der Große nannte sich, von demselben Pflichtgefühl beseelt, den ersten Diener seines Staates. Auch ist es ein merkwürdiger Zufall, daß das älteste uns im lateinischen Schrifttum überlieferte deutschkeltische Wort, ambactus[2]), got. andbahts, Gefolgsmann (vgl. andbahti, das Amt = Ambet), das Verhältnis der Treue zwischen Diener und Herrn bezeichnet.

Im Boden des Gemüts wurzelt auch die Liebe. Sie ist mit Glaube und Hoffnung innig verbunden, ja sogar im Ausdruck wurzelverwandt.[3]) Von ihr konnte Luther sagen: „Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß

---

bleiben." Friedr. v. Logau, Sinngedichte: „Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein."

1) Quintilian 10, 7: Pectus est enim, quod disertos facit, et vis mentis.

2) Da Paulus ex Festo 4, 13, der das Wort ambactus aus Ennius überliefert, es als keltisch bezeichnet, so nehmen einige vielleicht mit mehr Recht an, das gotische Wort sei aus dem Keltischen entlehnt und volksetymologisch umgestaltet. Vgl. auch Caes. b. g. VI, 15.

3) Liebe und Ge-laube gehen zurück auf eine Wurzel lub, die auch im got. lubains, Hoffnung vorliegt.

es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache".[1])

Wenn ferner Tacitus in seiner Germania der Gastfreundschaft unseres Volkes ein so ehrendes Denkmal setzt, so wird dies bestätigt durch die Bedeutungsentwickelung des Wortes Gast. Bei dem lautlich damit übereinstimmenden lat. hostis hat sich der Grundbegriff Fremdling (hostis noch altlat. = peregrinus) zu Feind, bei uns aber entgegengesetzt zu Gast entwickelt. Die große Liebe zur heimischen Scholle blickt aus dem Bedeutungswandel des Wortes Elend hervor, dessen ursprünglicher Sinn noch in dem Uhlandschen Verse[2]) erkennbar ist: „Jedem ist das Elend[3]) finster, jedem glänzt das Vaterland", aber ebenso aus der Bedeutungsentwickelung von wohnen und gewohnt sein, die mit Wonne verwandt sind und zunächst „sich dauernd irgendwo aufhalten" bezeichnen[4]), endlich nicht zum wenigsten aus dem Zauber, mit dem das Wort Heim für den umgeben ist, der alles außerhalb des Heims Liegende als „unheimlich" ansieht, der fern von seinem Vaterlande das Gefühl des „Heimwehs" empfindet.

49 Das Wort Heimweh gehört zu denen, die sich nicht völlig in andere Sprachen übersetzen lassen. Denn jedes Volk hat in seinem Wortschatze Bezeichnungen, die eine hervorstechende Eigentümlichkeit einer Volksgemeinschaft ausdrücken und deren feine Bedeutungsabschattungen von andern nicht einmal durch Umschreibung genau wiedergegeben werden können. Solche Wörter sind französisch honnête, galant, élégant, coquet, esprit, gamin, causerie, courtoisie, englisch fashionable, gentleman, humour, comfort, spleen, respectability und deutsch

1) Im Briefe vom Dolmetschen. Vgl. ferner C. Abel, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 1 ff.: „Über den Begriff der Liebe" u. s. w.

2) In dem Gedichte: Bidassoabrücke.

3) ahd. ali-lenti, eli-lenti = alia terra. Vgl. auch die Redensart: „Ich bin noch nicht auf deutschen Boden gekommen".

4) Vgl. den ähnlichen Bedeutungswandel von pflegen, sich jemandes in Liebe annehmen, gewöhnlich thun.

Gemüt, Wehmut, Sehnsucht, Wonne, Heim, Heimweh, Heimat[1]), Innigkeit, Sinnigkeit, Sittsamkeit, Biederkeit, Ehrlichkeit u. a. Während also bei unsern Nachbarn jenseits des Wasgaus und des Ärmelmeers vorwiegend die Art, wie sie sich äußerlich geben, stark ausgeprägt ist, verfügt unser Wortschatz über eine Fülle von Ausdrücken, die von der Tiefe des Gemüts Zeugnis ablegen und darthun, daß Deutschland das Land ist, „wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt".

Der Tiefe des Gemüts kommt die Stärke des Mutes 50
gleich; Herz und Arm sind eng mit einander verbunden, Furchtlosigkeit und Tapferkeit eng verknüpft. Sagt doch schon Tacitus Annal. XIII, 54: nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse. Den Griechen der Homerischen Gesänge ist der Kampf nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck; auch die bedeutendsten Kriegshelden fühlen sich oft von ihm wie von einer drückenden Bürde belastet. Von dem kühnen Thatendurste und dem ungestümen Kampfesmute der alten Germanen, für die es kein größeres Vergnügen giebt als sich mit dem Feinde herumzuschlagen, ist in den altgriechischen Heldengesängen keine Rede. Das Raufen geht unsern Vätern über alles, ohne Beutezüge können sie nicht leben.[2]) Die hochmütigen keltischen Nachbarn nannten sich die Erhabenen (Celtae = celsi), ja einzelne Stämme wie die Bituriges (= mundi reges) gingen noch weiter, ganz entsprechend der prahlerischen Art ihrer Nachkommen[3]); die nicht minder übermütigen Nachbarn im Osten nennen sich Slaven = die Ruhmvollen, die Deutschen aber, denen eine solche Überhebung fern lag, brachten in ihren Stamm-

1) Die Liebe des Deutschen zu seinem Heim spricht sich auch darin aus, daß er am häufigsten unter allen Kulturvölkern sein Haus mit einem besondern Namen bezeichnet hat. Vgl. R. Mielke, Zeitschr. für Kulturgesch., herausgeg. v. Chr. Meyer, N. F. 1891. II, 1, 365 ff.

2) Fr. Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter. S. 15. Nil agunt nisi armati (Tacitus Germ. Kap. 13). Ingrata genti quies (ebenda Kap. 14).

3) Vgl. altfranz. regner, sich benehmen, leben = lat. regnare, herrschen.

namen gern ihre Liebe zum Waffenhandwerk und Kriegswesen zum Ausdruck. Wenn auch die alten Cimbern wahrscheinlich nicht, wie man früher annahm, von ahd. chempho, ags. cempa, Kämpfer benannt sind[1]), so will doch der Name Langobarden so viel besagen als „die mit langen Barten Bewaffneten“, und Cherusker und Sachsen bedeutet „Schwertleute“ (von got. hairus und ahd. sahs, Schwert), wie denn schon das Annolied V. 341 angiebt: von mezzirn also wahsin (scharfen) wurden sie geheizzin Sahsin. Die Thatsache aber, daß sie die Waffen mit besonderen Namen belegten und als beseelte Wesen auffaßten, sei es als tötende Schlangen oder als vernichtende Brände, läßt genugsam erkennen, wie sehr ihnen diese ans Herz gewachsen waren und was sie damit auszurichten verstanden.

51 Wenn man sodann den außerordentlich reichen Schatz der altdeutschen Personennamen und unserer jetzigen Vornamen durchmustert, so findet man, daß auch sie stark von Kampfeslust widerhallen. Nicht Wortgeklingel und Rücksicht auf volltönende Laute ist hier bei der Benennung maßgebend gewesen, sondern lediglich der Inhalt, die Bedeutung. Bezeichnend für den Unterschied zwischen romanischem und germanischem Wesen ist eine Beobachtung, die Julius Fröbel in Amerika machte. Als er nämlich aus den Vereinigten Staaten nach Nordmexiko zu spanisch redenden Menschen kam, da fielen ihm die pomphaft klingenden, weitschichtigen Namen der Männer aus dem Volke auf: Statt Jack, Dick und Bill hörte er Don José Jesùs de la Luz Miramontes u. a., die ihn unwillkürlich zu dem Ausrufe veranlaßten: „Welch hohler Wortschwall in Eigennamen!“ Unsere Väter dagegen gaben ihren Kindern im Namen alles das, was ihr Herz bewegte, als Richtschnur und teures Vermächtnis mit auf die Lebensreise. Sie sollten jederzeit daran denken, daß des Menschen schönste Kraftäußerung in Tapfer-

1) Denn der Stamm dieses Wortes (Kampf, ahd. kampf) ist mutmaßlich aus dem lat. campus entlehnt. Vgl. auch Festus: Cimbri lingua gallica latrones dicuntur.

keit und Unerschrockenheit, in mutigem und kühnem Vorgehen gegen den Feind bestehe.[1]) Zusammensetzungen mit gundja (Gundram), hadu (Hadubrand), hiltja (Hildebrand), wîg (Ludwig), batu (Marbod = Rossekämpfer; Baturich), die sämtlich Kampf und Krieg bedeuten, ferner mit gêr, Speer (Gerhard), ecke, Schwertspitze (Eckhart, Eckardt), brünne, Panzer (Brunhild), sige, Sieg (Siegfried) und andere Namen sind die verbreitetsten, ja sie sind dem Volke so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es auch die weiblichen Namen gewöhnlich in gleicher Weise bildete: Kunigunde, Hedwig (= Haduwig), Hildegunde, Gertrud, Sigelinde.[2]) Fast selbstverständlich muß es da erscheinen, daß auch die germanische Götterwelt so geartet ist. Sind doch die Götter nichts als Gebilde, die sich der gläubige Sinn und die kühne Einbildungskraft eines unbefangenen Gemüts als Muster zur Nachahmung allmählich ausgebildet hat. Griechen und Römer verehrten wie einst alle Indogermanen den alten Lichtgott Djaus d. h. Tag = Zeus = Dju-pater = Jupiter als höchstes Wesen, mit andern Worten: sie verliehen dem Glanze des unbewölkten Himmels persönliche Gestalt und göttliches Ansehen; die alten Germanen dagegen entsetzten diesen seiner Würde und machten ihn, den höchsten Herrscher, zum Kriegsgotte Ziu, an seiner Stelle erhoben sie den Wodan (Wuotan) zum allgewaltigen Göttervater. Da zieht er denn mit seinem „wütenden Heere“ (= Wodans Heer) in stürmischer

---

1) Th. Vischer, Ästhetik II, 248: „Tapferkeit, Kriegsgeist, eigentlich Passion für den Krieg, abgesehen selbst von allem Zweck, ist Grundeigenschaft der Deutschen, dieser ersten Reiter und Fechtmeister der Welt von Anfang an“. Vgl. auch Lohmeyer, Die deutschen Vornamen, ein Stück deutscher Sittengeschichte, Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins IV, 1, 5 ff.; Ondrusch, Programm von Neustadt in Oberschlesien 1894 S. 22 und W. Wackernagel im Schweizerischen Museum I, 1, 69—119.

2) „Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolfstraut klingen die Namen ihrer Frauen“ (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit).

Winternacht über die Fluren gleich den ungestümen Germanenhorden, die einst ganz Europa überfluteten.[1])

52 Nach alledem kann es nicht auffallen, daß die deutsche Sprache stark von **Übertragungen**, Bildern und Gleichnissen **aus dem Kriegsleben** erfüllt ist. Schon das Wort Volk[2]) hatte altgermanisch u. a. die Bedeutung Heeresabteilung. Reise bedeutete ursprünglich Aufbruch, mhd. auch den Kriegszug, und noch zu Luthers Zeit versteht man unter reisen: einen Kriegszug unternehmen; Reisig und Reisläufer gehen auf denselben Wortstamm zurück. Das Wort Gesinde bezeichnet schon im ahd. die Kriegsgefolgschaft (von sind, Reise, Heereszug), kriegen = bekommen fällt nach Form und Grundbedeutung mit kriegen = Krieg führen zusammen. Bei der geringsten Veranlassung „gerieten" unsere Vorfahren „in Harnisch" und wehe dem, gegen den man „etwas im Schilde führte". Die „rüstigen" (= gerüsteten) Leute waren alsbald zur Heerfahrt „fertig".[3]) Mit ihren Rossen fast verwachsen, verrichteten sie alles „aus dem Stegreife" (= Steigbügel). Wenn man nicht gerade auf den Feind losging, legte man sich in feindlicher „Absicht" (Absicht = Ausschau) ins Versteck und „hielt hinter" Bäumen im „Hinterhalt". Bei Nacht suchte man irgendwo Unterkunft zu finden. Daher verstand man unter ahd. heriberga ein Heerlager, dann aber auch ein Haus zum Übernachten für Fremde (Herberge). Mit Bogen und Lanze wußte man geschickt umzugehen. Vom Spannen des Bogens stammen Wendungen wie „abgespannt" sein, auf jemand „gespannt" sein, „Anspannung" und „Abspannung", während später vom Schießen mit Armbrust und Feuerrohr in unserer Sprache die Ausdrücke hergeleitet wurden: ins Schwarze treffen, über das Ziel hinausschießen, den Zweck[4]) verfehlen, im stande sein, etwas aufs

1) Kluge, im etymolog. Wörterbuch, 5. Aufl., bringt den Namen des Gottes in Verbindung mit dem Stamme von lat. vates, gottbegeisterter Sänger, anord. odr, Poesie, Gesang und nhd. wuot, Wut.

2) Vgl. altnordisch und ahd. folk, Heereshaufe.

3) Abgeleitet von mhd. vart, Fahrt, Heerfahrt.

4) Zweck = Nagel in der Mitte der Scheibe = Zwecke. Vgl.

Korn nehmen und das gleichbedeutende: sein Absehen auf etwas richten. Strahl heißt ursprünglich Pfeil. Eigennamen wie Eibenschütz[1]) und Pfeilstücker[2]) erinnern noch an die Bedeutung von Bogen und Pfeil, auch läßt der Ausdruck Abschütz noch erkennen, welchen Wert man auf das Schießen legte. Vom Lanzenwerfen sind die Bezeichnungen trefflich, vortrefflich, unübertrefflich, treffend, triftig, überschwenglich[3]), Tragweite[4]), Spießgeselle = Waffengenosse, Spießbürger, wenns zum Treffen kommt u. a. hergeleitet.

Mit der Tapferkeit war bei unsern Altvordern die Schnelligkeit eng verbunden. Kühnes Vorstürmen und unerschrockenes, rasches Draufgehen war beim Angriffe durchaus das Gewöhnliche: „schnell" heißt ahd. und mhd. behende und tapfer, „bald" soviel als schnell, kühn und tapfer, und „hurtig" ist abgeleitet von hurt = frz. heurt, Stoß, Anprall.

Bei einem so gearteten Volke kann es nicht befremden, 53
daß es wenig Neigung zeigt, sich äußerlich zu verfeinern. Die Fortschritte, die es in dieser Hinsicht gemacht hat, verdankt es fast durchweg den Romanen, namentlich den Franzosen, denen das Gefühl für feinere Sitte, Anstand und Geschick, etwas aus sich zu machen, angeboren ist. Ihnen bezeichnet fein das Ziel und Ende der Vollkommenheit; denn fin, fein ist (vermutlich als spätere Adjektivbildung von finire) eng verwandt mit fin = lat. finis, Ende, und Kompliment von complere, anfüllen hat die gleiche Grundvorstellung (achèvement de politesse). Uns kommt es vor allem darauf an, „bieder" zu sein und dies ist mit „derb" eines Stammes (mhd. biderbe). Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist, sagt schon Goethe im 2. Teile des Faust, 2. Aufzug, freilich mit starker Übertreibung, und im Unartig Teutschen Sprachverderber heißt es: „Es ist ein gleicher

auch R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 113 und Lamprecht, Deutsche Geschichte 2. Aufl. 1894. I, 161.

1) Von iwa, Eibe, Bogen aus Eibenholz.

2) = Verfertiger von Stecken für die Pfeile.

3) Vom Schwingen des Speers übers Ziel.

4) z. B. „Sache von bedeutender Tragweite".

Verstand in dieser Rede: Was erlogen ist, das muß mit Komplimenten geziert werden; und was mit Komplimenten geziert ist, das ist erlogen."[1])

Schimpfwörter hat unsere Sprache in reicher Auswahl, alle möglichen Tiere haben die Namen dazu hergegeben, ihre Reihe zu vergrößern; ja sogar eine große Zahl der männlichen und weiblichen Vornamen hat sich eine derartige Verwendung gefallen lassen müssen: Hans, Jochen, Michel, Peter, Steffen, Christel, Lise, Trine u. a. Deutsch mit jemand reden heißt eine kräftige, derbe Sprache führen. Man spricht vom gallischen Hahn und vom deutschen Bären; von jenem ist die Koketterie (coquet, gefallsüchtig von coq, Hahn), von diesem die Bärbeißigkeit benannt worden.[2]) Bär, Wolf und Eber spielen in der Sprache der Germanen eine große Rolle. Ulf (Wolf) und Björn (Bär) sind noch heute die häufigsten Vornamen in Skandinavien, und Jöfurr (Eber) hat im Altnordischen sogar die Bedeutung Fürst. Deutsche Namen wie Wolfgang, Wolfram (= Wolfrabe), Adolf, Rudolf; Bernhard, Beringar; Eberhard u. a. enthalten gleichfalls diese drei Wortstämme. Aber jetzt spricht man von einem ungelenken, zottigen Brummbär und vergleicht damit den ungelenken, geraden Deutschen, so schon Lessing im Nathan, wenn er Daja zum Tempelherrn sagen läßt: „So geh, du deutscher Bär".

54 Und nun noch ein Wort über das grammatische Geschlecht. Denn auch dieses ist nicht willkürlich gewählt und gestattet uns darum nicht selten tiefe Einblicke in das Wesen und die Geisteswelt des Volkes. Oder ist es Zufall, daß die

1) Vgl. Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschr. des allgem. deutschen Sprachvereins I, 32.

2) Einen andern Gegensatz berührt die Frau v. Staël a. a. O.: Sie sagt, die Deutschen liebten es, die Zeit gut auszufüllen, die Franzosen, sie vergessen zu machen. Jene würden im Gespräche zu leicht Grübler, selbst der deutsche Satzbau sei zur leichten, gefälligen Unterhaltung weniger geeignet; denn die zusammengehörigen Worte seien oft weit auseinander gerissen und an Anfang und Ende des Satzes gerückt, sodaß eine rasche Zwischenrede, wie sie den Franzosen so sehr zusage, schwer anzubringen sei.

Deutschen übereinstimmend mit den ernsten Römern das über den Menschen waltende Schicksal als sächliches Wesen (fatum; das Schicksal, Geschick, Verhängnis, Glück, Unglück[1]) fassen, während die romanischen Völker gleich den Griechen (Moira, Aisa) ihr Geschick in die Hände einer milden, gütigen Fee legen, die bei ihnen an Stelle des düstern Fatums der Römer trat (fée = fata, Mehrheit von fatum; it. ditta, span. dicha, Glück = dicta, Mehrheit von dictum)?

So kommt also die Eigenart unseres Volkes in der 55
deutschen Sprache klar und unverkennbar zum Ausdruck. Starr und steif wie die Tanne des heimischen Bodens, aber dabei auch weich wie die sanften Linien der zarten Birke, knorrig und fest wie die Eiche des germanischen Urwaldes, aber auch mild wie die duftige Linde, so ist der Deutsche, so ist auch seine Sprache: in rauher Schale ein edler Kern.[2])

1) Auch „Gott" ist, wie die anord. und got. Form des Wortes noch erkennen läßt, ursprünglich sächlich gewesen, doch kann man hier vielleicht annehmen, daß damit das männliche und weibliche Geschlecht zusammengefaßt worden ist. Das altſ. wurd, Schicksal, war nicht sächlich.

2) „Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, güteln, kürmeln (schmeichelnd lallen), lachen" (Logau). Man sagit von dutischer zungen, siu sî unbetwungen ze vuogene herte (hart zu fügen); swer si dicke berte (schlüge), si wurde wol zêhe (geschmeidig): als dem stahele ir geschêhe, der mit sînem gezouwe (Geräte) ûf dem anschouwe (Amboß) wurde gebouge (fügsam). (Anfang der Pilatuslegende.)

Sprache entspringt wie Glaube, Sitte, Recht, Volksgesang aus dem natürlichen Leben des Volks. E. Curtius.

Ober- und Niederdeutschland.

56 Der Gegensatz, den das griechische Altertum in der Geistesart der Dorer und Jonier aufweist, wiederholt sich auf deutschem Boden in den Ländern nördlich und südlich der Mainlinie. Bei den Spartanern wie bei den Bewohnern des norddeutschen Flachlandes kommt von den Geistesgaben mehr der Verstand und der Wille zur Bethätigung, dagegen ist den Hellenen gleich den oberdeutschen Stämmen eine reichere Einbildungskraft und ein froheres Gemüt als Erbteil zugefallen. Früher als die übrigen deutschen Länder in den Kulturbereich des Altertums gezogen, mehr durch Naturschönheiten und Farbenfülle der Landschaft angeregt und mit milderem Himmel beglückt, hatten die Gebiete an Donau und Mittelrhein die wesentlichsten Vorbedingungen zu einer glücklichen Entfaltung der Künste und waren daher wie geschaffen, auf dem Gebiete des Schönen die Führung in Deutschland zu übernehmen. So hat denn auch Östreich[1]) die bedeutendsten Tonkünstler hervorgebracht, Bayern ist seit langer Zeit ein wichtiger Sitz der Malerei und der bildenden Künste, und Schwaben und Mittelfranken haben unserem Vaterlande seine größten Dichter, Schiller und Goethe, geschenkt. Nicht minder beachtenswert dürfte sein, daß die süddeutschen

1) Gehört zwar politisch nicht mehr zu Deutschland, aber geschichtlich und nach Abstammung der Bewohner, die von Bayern aus eingewandert sind.

Stämme vermöge ihrer reicheren Phantasiebegabung auf eine große Zahl wichtiger Erfindungen geführt worden sind. Ihnen verdanken wir z. B. Holzschnitt und Kupferstich, Buchdruck und Schnellschrift, Schießpulver und Taschenuhr.

Anders liegen die Verhältnisse im Norden. „Friesland 57
(Holstein) singt nicht" sagt ein altes Wort; wohl aber ist Niederdeutschland die Heimat der hervorragendsten Staatsmänner und Feldherren. Hier wird das Nützliche vor dem Schönen, das Schwert vor dem Pinsel bevorzugt. Niederdeutsche waren es, die zuerst das morsche Gebäude des römischen Staates in seinen Grundfesten erschütterten: Cimbern und Teutonen erfochten die ersten germanischen Siege über Rom, und ein Jahrhundert später schlug der Cherusker Arminius den Varus und die römischen Legionen im Teutoburger Walde. An staatsmännischer Begabung stehen die staufischen Kaiser hinter den sächsischen zurück und Metternich hinter Bismarck. Weist der Süden mehr volkstümliche Herrschergestalten auf wie Kaiser Rotbart und Maximilian, den letzten Ritter, so finden wir im Norden mehr Männer auf dem Throne, denen die Geschichte den ehrenden Beinamen „der Große" verliehen hat: Kaiser Otto I., Kurfürst Friedrich Wilhelm I., König Friedrich II. Die auf Einigung unseres zerrissenen Vaterlandes gerichteten Bestrebungen gehen fast sämtlich von der märkischen Ebene aus: der Zollverein, der Fürstenbund Friedrichs des Großen, der Krieg von 1866. Auch Neuerungen, die auf Stärkung der Volkskraft nach innen und außen abzielen, haben hier ihren Anfang genommen. Hier haben die Hohenzollern zuerst die mittelalterliche Leibeigenschaft aufgehoben und die großen Massen durch wirtschaftliche Maßregeln (Altersversorgung, Krankenkassen u. a.) zu befriedigen gesucht, den pflichtmäßigen Schulbesuch und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Und während die Rheinbundstaaten mit Napoleon gegen deutsche Stämme kämpften, ist seit den Tagen des großen Kurfürsten die Losung Brandenburg-Preußens gewesen, Einmischung von außen fern zu halten und Zerstückelung des deutschen Landes zu verhüten.

Aus dieser verschiedenen politischen Beanlagung 58

erklärt sich, daß der Süddeutsche Uhland die Treue des gegen Kaiser und Reich aufständischen Ernst von Schwaben und der Norddeutsche Klopstock in seiner Hermannsschlacht den wackern Vorkämpfer Deutschlands gegen römische Anmaßung feiert, daß in der Isarstadt München die politisch gleichgiltigen Fliegenden Blätter, in der Spreestadt Berlin aber der ohne Kenntnis der Staatsangelegenheiten unverständliche Kladderadatsch erscheint. Entsprechend dieser Begabung hat der Norden den Sachsenspiegel, das erste Rechtsbuch unseres Vaterlandes, verfaßt, das Femgericht ins Leben gerufen und Geschichtsschreiber wie Niebuhr, Schlosser, Ranke und Mommsen hervorgebracht. Der Süden dagegen hat die 3 Blütezeiten unserer Dichtkunst um 600, 1200 und 1800 geschaffen: Denn von den großen während der Völkerwanderung entstandenen Volksgesängen weisen die meisten nach Ort und Urheber auf die ober- und mitteldeutschen Länder, ebendort sind die Hauptvertreter des Helden- und Minnegesangs in mhd. Zeit zu Hause, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, ebendort auch die großen Dichter des vorigen Jahrhunderts Schiller, Goethe und Wieland.

Noch mehr! Die Aufklärung ist hauptsächlich auf preußischem Boden heimisch gewesen, und die Dorfgeschichten sind vom Schwarzwald (Auerbach) und Berner Land (Jeremias Gotthelf), die Volksstücke von Östreich ausgegangen (Anzengruber); dort ist mehr das Vaterland, hier mehr Natur und Minne besungen worden. Und ist es Zufall, daß der bilderliebende Katholicismus am festesten im Süden, aber der des Bilderschmucks entbehrende Protestantismus vor allem im Norden Wurzel gefaßt hat, daß man bei dem Gedanken an etwas Schreckliches dort ausruft: „Da möchte man gleich preußisch werden“, hier aber: „Da möchte man gleich katholisch werden“? Vergleicht man ferner das altsächsische Haus in seiner einheitlichen Anlage mit dem Nebeneinander der fränkischen Bauart oder prüft man sonstige Einrichtungen und Lebensgewohnheiten Ober- und Niederdeutschlands, so kommt man überall zu dem Ergebnisse, daß zwischen den Ländern an der Donau und an

der Spree einschneidende, auf der Verschiedenheit der Stammesart beruhende Unterschiede bestehen.

Das bestätigt auch ein Blick auf die Entwickelung der Sprache. An sprachschöpferischer Kraft ist der Süden dem Norden entschieden überlegen. Die niederdeutschen Mundarten zeigen weit mehr Stetigkeit und Festigkeit der Laute als die oberdeutschen und stehen vielfach noch auf derselben Stufe wie zu Tacitus' Zeit; aber sie haben nicht die Macht gehabt, eine für ganz Deutschland geltende Schriftsprache auszubilden. Wie das dunkle Haar und Auge des Südländers, von Oberdeutschland allmählich nach Norden vordringend, dem altgermanischen Gepräge immer mehr Gebiet streitig macht, so haben auch die wichtigsten Lautgesetze unserer Schriftsprache ihren Siegeslauf im Süden begonnen. Die deutsche Verschiebung der stummen Laute ist von Südwesten, die Spaltung des î, û und iu (û̂) in ei, au und eu von Südosten ausgegangen, im alemannisch-schwäbischen Gebiete trat zuerst der Wandel des altüberlieferten[1] ê in â (Suêbi: Schwaben) ein, der im 4. Jahrh. begann und, allmählich nordwärts dringend, schon zur Zeit der Schöpfung des Heliand in Niederdeutschland durchgeführt war, desgleichen die Zerdehnung der auf germanischem Boden entstandenen ê- und ô-Laute[2]) in ia (io) und ua (uo) = mhd. ie und uo (ue) = nhd. î und û z. B. spiagal, Spiegel — lat. spēculum und scuola, Schule = lat. schōla.[3]) 59

Doch nicht bloß an diesen in der nhd. Schriftsprache durchgedrungenen Erscheinungen zeigt sich die größere Beweglichkeit des Südens, auch die Mundarten sind dort veränderlicher und neuerungssüchtiger als die des Nordens. In Oberdeutschland sind die früher weichen, tönenden Verschluß- und Reibelaute b, d, g und j, die das Niederdeutsche noch jetzt hat, meist

1) Vgl. W. Wilmanns, Deutsche Grammatik § 188; Kluge im Grdr. § 30, 1.

2) Vgl. W. Wilmanns a. a. O. § 189. 190; Singer in Paul und Braunes Beiträgen 11, 293 f. 301 f.; Jellinek ebenda 15, 297.

3) In diesen und andern Wörtern (vgl. brēve = Brief) ist der ursprünglich kurze Vokal im Spätlatein verlängert worden.

hart und stimmlos geworden und s neben gewissen Lauten zuerst und im weitesten Umfange zu sch verschoben worden.

60 Die süddeutschen Mundarten gebrauchen wie die romanischen Sprachen in der Vergangenheit der thätigen Zeitform die zusammengesetzten statt der einfachen Bildungen (da hat er gesagt = da sagte er u. s. f.), ja sie gehen in ihrer auflösenden Sprachrichtung zum Teil soweit, daß sie (z. B. in Östreich und am Oberrhein) die Vorstellungsform der Vergangenheit in der abhängigen Rede (und auch sonst) durch „würde" umschreiben und sagen: er erklärte, ich würde schön singen = ich sänge schön.[1]) Die schwache Abwandlung greift bei Hauptwörtern und Zeitwörtern in Oberdeutschland am stärksten um sich. Frug (mhd. vrâgete) stammt wohl aus dem ndd. und findet sich z. B. schon in Bürgers Lenore, rufte dagegen neben rief ist vorwiegend südlich der Mainlinie in Gebrauch, und während norddeutsche Dichter wie Voß und Klopstock meist noch „gutes Mutes" u. a. schreiben, sind bei Schiller, Goethe u. a. süddeutschen Dichtern bereits die schwachen Formen guten Muts u. s. f. durchaus die gewöhnlichen. Damit steht in Einklang, daß die Fremdwörter im Donaugebiete meist schneller und häufiger in deutsches Gewand gekleidet oder wenigstens nach deutschen Gesetzen betont werden: Den Január nennt man in Wien Jä́nner, die Kastánien Ké́sten; Commis, Chaussee, Bureau, Trompete, Anis u. a. betont man in Oberdeutschland vielfach auf der Stammsilbe.[2]) Weniger in Beziehung zur Stammes- und Volksart ist die Thatsache zu bringen, daß der Süden voran ging, als es im 13. Jahrh. galt, wie in Frankreich und Spanien das bis dahin allmächtige Latein aus seiner Machtstellung zu verdrängen und der Muttersprache zu ihrem Rechte zu verhelfen.[3]) Auch steht wohl kaum in Zusammenhang mit

1) Vgl. Lyons Zeitschrift V, 37—43.

2) Vgl. auch E. Mackel in Lyons Zeitschr. VIII, 186, der die verschiedene Behandlung fremder Namen in Ober- und Niederdeutschland bespricht: aus Nicolaus wird dort Nickel, hier Klaus, aus Bartholomäus dort Barthel, hier Mewes u. s. f.

3) Die erste deutsch geschriebene Verbriefung finden wir wohl auf schweizerischem Boden, etwa 1240 bürgert sich der Gebrauch in der

dem Volkscharakter, daß in Süddeutschland die ersten Adelsbezeichnungen auftraten und sich die Ritter dort am frühesten nach ihren Besitzungen nannten; ebensowenig, daß dort, als infolge der ausgebreiteten Handelsbeziehungen bürgerliche Kaufurkunden häufiger wurden und sich eine genauere Unterscheidung gleich benannter Personen nötig machte, zuerst Doppelnamen (Vor- und Zunamen) statt der bisher wie in Altgriechenland üblichen einfachen gebraucht wurden.[1])

Im Gegensatz zum Süden hat sich der Norden mehr 61
durch Verstandesthätigkeit hervorgethan. An Fähigkeit, den freien Fluß der Rede durch Dämme und Deiche zu regeln, ist er stets überlegen gewesen. Die Lautbewegungen, die von Oberdeutschland ausgingen, brachen sich meist an dem Walle des starren Sachsentums. Mit Stolz rühmt Lauremberg in seinen niederdeutschen Scherzgedichten[2]) die Festigkeit des Niederdeutschen mit den Worten: Unse sprake blift altid beständig und fest, als se ersten was, ebenso is se ock lest. Juwe (das Hochdeutsche) verändert sik alle föftig (50) jahr, dat können de schriften bewîsen klar. In Norddeutschland wird mehr Wert auf sorgfältige und richtige Aussprache gelegt; von Norden her ist daher schon in mhd. Zeit der genauere und strengere Reim durch Heinrich von Veldeke eingeführt worden, dort sind auch die wichtigsten Sprachgesellschaften thätig gewesen. Klopstock stellt grammatische Untersuchungen über die Sprache an, Schiller und

Gegend des Bodensees, in den achtziger Jahren des nämlichen Jahrhunderts in München und Regensburg, im folgenden Jahrzehnt im Maingebiete und noch später in Mittel- und Norddeutschland ein. Deutsch geschriebene Urkunden liefern uns für 1240 Kaufbeuren, 1258 Isny bei Lindau, 1259 Freiburg im Breisgau, 1271 Ulm, 1273 Augsburg, 1284 München und Regensburg, 1289 Würzburg, 1293 Bamberg, 1294 Anhalt, 1296 Braunschweig, 1303 Lübeck. Die ersten deutschen Kaiserurkunden sind der Reichstagsabschied Friedrichs II. zu Mainz 1238 und der Landfriede Rudolfs vom Jahre 1281.

1) Im 12. Jahrh. ist die Sitte an Rhein und Donau, im 13. und 14. in Mittel- und Norddeutschland nachweisbar; die besonders fest am Alten hangenden Friesen haben sich dem Brauche erst im vorigen Jahrhundert angeschlossen.

2) 1652, nach der Ausgabe von Braune, Halle 1879: 4, 561.

Goethe liegen sie fern, und wie Gottsched, Adelung u. a. bedeutende Grammatiker im Norden unseres Vaterlandes geboren sind, so wirkt noch gegenwärtig der allgemeine deutsche Sprachverein für Schönheit und Reinheit unserer Muttersprache von Berlin aus.

62 Betreffen die bisher erörterten Erscheinungen mehr den Verstand und die Einbildungskraft, so tritt auch die Gemütsseite im sprachlichen Ausdruck beider Ländergebiete in bezeichnender Weise hervor. Wie der Park des süddeutschen Grundbesitzers mehr im Schmucke bunter Blumen erglänzt, der des norddeutschen dagegen mehr in dem strengen Ernste herrlicher Baumgruppen seine Eigenart entfaltet, so zeigt auch Oberdeutschland ein farbenfreudigeres Vokalbild in seiner Sprache als die niederdeutschen Länder: dort, namentlich im bayrischen Oberlande, sind mehr Doppellauter zu finden als in niederdeutschen Mundarten. Und wie groß ist nicht der Unterschied zwischen beiden Gegenden in Aussprache und Betonung! Nicht nur besteht zwischen der gehobenen und der gesenkten Stimme bei den Süddeutschen ein größerer Zwischenraum als bei den Bewohnern des Nordens, sondern es herrscht auch große Verschiedenheit zwischen der breiten und langsamen, etwas näselnden und singenden Sprechweise des gemütlichen Bayern und der raschen, die hochtonigen Silben scharf hervorhebenden Rede des Preußen. Überhaupt ist die Sprache im Süden von lebhafterer Empfindung getragen, bilderreicher, daher sinnlicher und durchsichtiger. Nirgends hört und sieht man so viel Verkleinerungssilben: auf Wirtshausschildern und im täglichen Verkehr bei Personennamen sowie bei allen möglichen andern Hauptwörtern[2]); nirgends werden so viele gemütliche Flick- und

1) Gottsched geb. 1700 in Königsberg, Adelung geb. 1732 in Pommern. Gottscheds schriftstellerische Thätigkeit ist jetzt eingehend gewürdigt worden von E. Wolff in Lyons Zeitschrift VIII, Heft 10—12 (1894).

2) Bezeichnend für die Art des Nordländers ist, daß das Englische und das Skandinavische gar kein lebendiges Mittel der Ver-

Bindewörter in die Rede eingeflochten; nirgends reicht die Verwendung der bequemen mundartlichen Redeweise in so hohe Kreise hinauf. Da die Süddeutschen im allgemeinen harmloser und treuherziger, mitteilsamer und offener sind, so zeigen sich auch die gebildeten Stände zugänglicher und schließen sich weniger nach unten hin ab, rücken dem Volke daher auch in der Sprache näher. Im Norden ist man zugeknöpfter und ernster, thut gern vornehm und will etwas aus sich machen. Starr und steif, straff und stramm, barsch und bündig, die richtigen Schlagwörter der preußischen Zucht, sind niederdeutschen Ursprungs. Schlau stammt ebendaher und Wörter der Rechtssprache wie echt (= êhaft) und Ordalien[1]) (Urteile) haben sich durch den Sachsenspiegel allmählich südwärts verbreitet. Die niederdeutschen **Ausdrücke** flott und flink sind dem preußischen Offizier ebenso auf den Leib zugeschnitten wie das Wort schneidig. Auch darf es uns nicht wundern, daß in einer Gegend, die den Reineke Fuchs und Till Eulenspiegel hervorgebracht hat, die also zum Schelmischen neigt, die Bildungen auf -ian (= ndd. Jahn, Johann) z. B. Dummrian, Urian und die Wörter drollig und Schnack heimatsberechtigt sind.

Doch der Wortschatz giebt uns noch andere Aufschlüsse. Er sagt uns, daß wir von den Oberdeutschen mit den Eigentümlichkeiten des Hochgebirges bekannt gemacht worden und bei den Niederdeutschen im Seewesen in die Lehre gegangen sind. Von jenen stammen die Ausdrücke Alp, Matte, Fluh, Senne u. a., von diesen fast alle Bezeichnungen, die sich auf das Meer und die Schifffahrt beziehen, namentlich Bake, Bucht, Deich, Düne, Ebbe, Haff, Holm, Küste, Stapel, Reede, Klippe, Riff, Strand, Sund, Werft, Ufer, Boot, Jacht, Kahn, Prahm, Wrack, Kajüte, Bugspriet, Deck u. a., natürlich auch Fischnamen, so Dorsch, Butt, Hai, Hummer, Krabbe, Makrele, Roche, Quappe, Sprotte. Mit dem Seehandel sind überseeische Erzeugnisse z. B. Gewürz-

---

kleinerung mehr besitzen, sondern zu Umschreibungen (wie little) ihre Zuflucht nehmen müssen.

1) angels. ordâl, Urteil, ist ins Mittellatein (ordalium) übergegangen.

nelken[1]), Schildpatt, Kork (= cortex) und Knaster (= canaster) mit niederdeutscher Namensform in die Schriftsprache eingedrungen; aber auch Verkaufsgegenstände norddeutscher Abkunft wie Bernstein (= Brennstein) und Handelsausdrücke wie Fracht, Ware, Krahn, Schuppen, Düte und Deut tragen ndd. Namen. Und daß Nordwestdeutschland (nach dem Vorgange Flanderns) auch Linnen und Laken erzeugt, Mettwurst und Schnaps hervorbringt, Moore besitzt und darin Torf ausbeutet, lehrt mit Bestimmtheit die Form der ndd. Ausdrücke.[2])

63 Was so von ganzen Volksstämmen gilt, läßt sich meist auch vom einzelnen Vertreter behaupten. Die Kantische Philosophie spiegelt sittlich das den preußischen Staat durchdringende Pflichtgefühl, geistig das dort vorwaltende Element des kühlen Denkens wieder, in Paracelsus († 1541) und Albertus Magnus († 1280), in Hegel und Schelling ist der hochfliegende Geist des Schwaben deutlich zu erkennen. Der Theolog Harms in Hermannsburg mit seinem festen Willen und seinem starken Zuge zur Gesetzlichkeit ist ein Niedersachse durch und durch, während der Würtembergische Pfarrer Blumhardt die ausgeprägte Eigenart des schwäbischen Stammes zeigt. Der weichliche Zug des Wieners spricht aus Grillparzers Dichtungen, die schwermütige Stimmung des norddeutschen Marschlandes kommt in Storms Novellen zum Ausdruck, die heitere Lebensfreude des Rheinländers in Scheffels Liedern, die markige Art des Märkers in Theodor Fontanes Romanen.

Wir haben bisher die mitteldeutschen Landschaften mit den oberdeutschen zusammengefaßt[3]); trennen wir sie und betrachten

1) Aus negelke, oberdeutsch Näglein, kleiner Nagel, nach der Ähnlichkeit.

2) ndd. sind auch die Wörter Bord, Backbord, Ballast, Brackwasser, Bramsegel, Brasse, Ducht, Flagge, hissen, Kabuse, kalfatern, Kalm, leck, Lee, lichten (Anker), löschen (Ladung), Lotse, Luke, Matrose, Pegel, Bagger, reffen, schleppen, Steuer, Takel. Im übrigen vgl. O. Jänicke, Die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache. 1869.

3) Zu diesem stehen sie auch sprachlich in ahd. und mhd. Zeit in enger Beziehung, sodaß z. B. das Ostfränkische vielfach mit zum Oberdeutschen gerechnet wird. Vgl. Paul, mhd. Grammatik[4] S. 3.

sie für sich, so ergiebt sich, daß sie wie in der Lautentwickelung, so auch im Stil ihrer Dichter eine Mittelstellung zwischen Nord und Süd einnehmen, derart, daß die einen von ihnen mehr nach dieser, die andern mehr nach jener Seite hinneigen. Gellert zeigt mehr norddeutsche, nüchterne Denk- und Schreibart, Novalis mehr süddeutsche, jenem gesellt sich der mannhaft trotzige Seume, diesem der gefühlvolle, bilderreiche Jean Paul. Der Frankfurter Goethe ist dem Süden geistesverwandt, der Obersachse Lessing vom Scheitel bis zur Zehe ein Kind des Nordens. Vielleicht lohnt es sich der Mühe, die Gegensätze zwischen diesen beiden Dichtern einmal genauer zu verfolgen.

Goethe und *Lessing* standen sich geistig so wenig nahe, 64
daß keiner von beiden das Bedürfnis hatte, den andern einmal aufzusuchen, sie haben sich daher zeitlebens nicht gesehen. Die Luft der norddeutschen Tiefebene sagte dem Franken in gleich geringem Maße zu wie die des Südens dem Obersachsen; und während sich bei jenem unter Italiens heiterem Himmel der Geist erst völlig erschloß, während er dort alles gierig einsog, für alles, was um ihn lebte und webte, Auge und Ohr hatte, machten die wonnigen Gefilde der italienischen Landschaft, die Art und Lebensweise des Volkes und die Kunstschätze Venedigs auf diesen so geringen Eindruck, daß er die Zeit seines Aufenthalts hauptsächlich in Büchereien zubrachte und sein Tagebuch mit trockenen Bemerkungen über Handschriften und verwandte Dinge anfüllte. Die *Natur* war für Goethe alles, aus ihr schöpfte er wie aus einem nie versiegenden Quickborn die Menge seiner *Gleichnisse*, aus ihr die Kraft der Sinnlichkeit und die Anschaulichkeit seiner Sprache. Wenn er von der Zärtlichkeit spricht, die des Meeres blaue Welle an seinen Busen anschmiegt, oder von dem heraufschwimmenden Dämmerscheine der weggeschiedenen Sonne oder vom feuchtverklärten Blau des Äthers, so fühlen wir unwillkürlich, daß der Dichter dies alles getreulich der Natur abgelauscht hat und daß er durch enge Bande mit dieser verknüpft ist. Wie er in der Wissenschaft alle Reiche der Natur umspannte, so waren ihm auch alle im sprachlichen Ausdruck dienstbar und gaben ihm Stoff zu seinen herrlichen Bildern. Anders war Lessing.

Für Naturschönheiten war er nicht empfänglich, selbst die Frühlingspracht ließ ihn kalt. Die für den Dichter erforderliche Sinnlichkeit der Sprache wurde ihm nicht durch das Auge, sondern durch den Verstand zu teil. So konnte er selbst am Schlusse seiner Hamburger Dramaturgie das Geständnis ablegen, er verspüre die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigene Kraft in reichen, frischen, reinen Strahlen aufschießt, er müsse vielmehr alles durch Druckwerke und Röhren aus sich herauspressen. Auch er liebte die Bilder und die Gleichnisse sehr und erklärte: „Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich sonst nicht zu erklären". Aber sie drängten sich nicht von selbst seinem Geiste auf, er mußte sie vielmehr erst suchen, künstlich erzeugen. Überdies verwendete er sie nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße, sondern je mehr er die Überzeugung gewann, daß sie ein Haupthebel für die Anschaulichkeit des Ausdrucks seien, um so häufiger flocht er sie in seine Rede ein; und wie er sich alles erst mühsam erobern mußte, so war bezeichnender Weise ein gut Teil seiner Gleichnisse vom Kampfe hergenommen.[1]

65 Eine heitere Ruhe bezeichnet das Wesen des fränkischen Dichters; um schaffen und gestalten zu können, mußte er frei und froh sein. Schönheit und Anmut, Abrundung und Wohllaut sind daher auch hervorragende Kennzeichen seines Stils; im Malerisch-Musikalischen ist er allen seinen Zeitgenossen überlegen Die Empfindung strömt bei ihm in langen Wellen aus. Daher sagt ihm die breit dahinfließende epische Dichtung so sehr zu; auch in der Lyrik ist er Meister, besonders in dem leichtbeschwingten Liebesliede, selbst seine Dramen sind lyrisch an-

1) Über Lessings Sprache sind zu vergleichen: Erich Schmidt, Lessing. Berlin 1892. S. 683—725; O. Immisch, Jahrbücher für Philologie 1887, S. 331 ff. 393 ff; A. Lehmann, Forschungen über Lessings Sprache. Braunschweig 1875; Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil. Danzig 1869. Eine Äußerung Lessings im Antigötze lautet: „Die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil die mehrsten Übergänge aus Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder andere braucht".

gehaucht.[1]) Lessing dagegen ist eine trotzige, streitbare Natur. Er hätte mit Luther von sich sagen können: „Ich habe kein besseres Werk als Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; dann erfrischt sich mein Geblüt und mein Verstand wird geschärft." Der empfindsame Werther stößt ihn ab. Nach norddeutscher Art scheut er sich, die Innigkeit und Gemütstiefe hervorzukehren, echt norddeutsch ist es auch, daß er seinen Gedanken im mündlichen und schriftlichen Ausdruck die knappste Form giebt: er ist sparsam mit Beiwörtern, selten verwendet er mehrere neben einander, auch wägt er die Superlative vorsichtig ab. Nach seiner eignen Angabe ist für ihn schon die möglichste Kürze Wohlklang[2]) und darum hat er nie darnach gestrebt, dem Tonfalle zuliebe einen Gedanken umzumodeln und in andere Form zu gießen. Doch neben der Kürze und Gedrungenheit sind auch Klarheit und Schärfe Hauptmerkmale seines Stils. Die größte Deutlichkeit ist für ihn immer die größte Schönheit. Das Sinngedicht mit seinen Spitzen und Gegensätzen bietet seiner Muse den liebsten Tummelplatz, das Bühnenstück bildet seine hervorragendste Leistung. Selbst seine ungebundene Rede ist dramatisch belebt. Er erzählt und schildert nicht, sondern er entwickelt mit uns, macht uns zu Teilnehmern seiner Untersuchungen, zu Mitstreitern im Kampfe. Die Form der Unterredung sagt ihm am meisten zu. Und während bei Goethe der Schauspielvers in gleichmäßigem Flusse mit reichem Wohlklang und ruhiger Schönheit dahingleitet, zeigt sich die Bühnensprache Lessings aufgeregter und leidenschaftlicher.

1) Vgl. zu Goethes Sprache: H. Henkel, Das Goethesche Gleichnis. Halle 1886; Lehmann, Goethes Lieblingsausdrücke. 1840; Derselbe, Über Goethes Sprache und ihren Geist. 1849; E. Albrecht, Zum Sprachgebrauch Goethes, Programm von Crimmitschau 1877; V. Hehn, Gedanken über Goethe. Die Schriften über Goethes Jugendsprache sind weiter unten zu dem Abschnitte über Stil und Gesittung angeführt.

2) In dieser wie in mancher andern Hinsicht gleicht Lessings Stil dem Stile Moltkes, den Felix Dahn im Novemberheft der Zeitschrift Nord und Süd, Jahrg. 1891 (Moltke als Erzieher) besonders S. 191 ff. behandelt hat.

Die Redewellen verlaufen sich nicht am Schlusse des Verses, sondern springen noch in den nächsten hinüber, dazwischen kommen kurze Stoßwellen, die den Bau der einzelnen Verse zerreißen.

66 Sehen wir von deutschen **Vorbildern** ab, so hat Goethe gar manches von Griechen und Engländern, Lessing von Römern und Franzosen gelernt. Jener versenkte sich liebevoll in die Eigenart derer, die er sich zum Muster genommen hatte, dieser warf sich mit grübelndem Verstande zu ihrem Kunstrichter auf. Beide wurzeln mit allen Fasern im Boden ihrer **Heimat**. Aber wenn der Frankfurter mit vollen Zügen den belebenden Hauch der Mundart einsog und wie Antäus durch die Berührung der heimischen Scholle stark wurde, suchte der Kamenzer eifrig auszumerzen, was sich etwa an mundartlichen Bildungen in seine Schriftsprache eingeschlichen hatte. Beide verwerteten die Erfahrungen, die sie auf ihrem Lebenswege gesammelt hatten; aber während Lessing sich selbst, sein Denken, Fühlen und Wollen und seine Erlebnisse seltener zum Gegenstande seiner Darstellung machte, griff Goethe überall in seinen eignen Busen und bot so in seinen Dichtungen „Bruchstücke einer großen Konfession".

Darnach paßt weit besser auf Goethe als auf Lessing, was Ebert singt:

Der allgewaltge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.

Denn „diesem Lieblinge der Musen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu spielen, die zierlichen Grazien zu haschen und den derbsten Holzschnitt wiederzugeben, Götz und Werther, Faust und Prometheus den Mund zu lösen und in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Brust ahndevoll zu berühren."[1])

1) Vgl. E. Schmidt, Lessing S. 709.

Die Mundarten sind stets mehr Quellbäche als
Nebenkanäle der Litteratursprache gewesen.
M. Müller, Vorlesungen.

Mundart und Schriftsprache.[1])

Mundart und Schriftsprache sind nach ihrer Abstammung 67
einander nahe verwandt, aber in ihrem Wesen grundverschieden. Jene zieht wie eine rotwangige Dorfschöne in schmuckem, einfachem Gewand harmlos und ungezwungen ihre Straße, diese gleicht der aufgeputzten Städterin, die das blasse Antlitz sorgfältig durch künstliche Mittel zu färben sucht, doch im Vollgefühl ihrer Würde anmaßend und selbstbewußt dahinschreitet; jene liebt die Freiheit, diese fügt sich dem Zwange, jene predigt Offenheit und Geradheit, diese ergeht sich oft in leeren, hohlen Phrasen. Wenn gleichwohl noch heutiges Tags die gebildeten Stände häufig mit Geringschätzung auf die Sprache des Bauern herabblicken, so ist das eine schlechte Hinterlassenschaft der Zeit

1) Vgl. Paul, Grundriß der german. Philologie I, Abschnitt 5, Anhang: Deutsche und niederländische Mundarten, von F. Kauffmann; Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart, Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, Heft 411; Kl. Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Kiel 1858; Jostes, Schriftsprache und Volksdialekte, Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung. Bd. XI; R. Reichel, Mundart und Schriftsprache. Graz 1892; O. Glöde, Die Stellung des niederd. Dialekts zur hochd. Schriftsprache in der Festschrift zu Hildebrands 70. Geburtstage; H. Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar 1894; Hertel, Über den Wert mundartlicher Untersuchungen. Greiz, Programm 1892; Behaghel, Die deutsche Sprache S. 30—34: Schriftsprache und Mundarten; Fr. Kaufmann, Geschichte der schwäbischen Mundart. Straßburg 1890; Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889.

des Humanismus, die wir leider wie so manche andere Vorurteile noch nicht wieder los geworden sind. Wer aber mit unbefangenem Blicke und ohne Voreingenommenheit die Redeweise beider vergleichend neben einander stellt, wird bald zur Überzeugung kommen, daß die so scheel angesehene Mundart weit mehr Ahnen aufzuweisen hat, als die sich vornehm dünkende Schriftsprache. In ihren Adern fließt reines, seit Jahrtausenden unvermischtes Blut, ihr Stammbaum reicht um viele Jahrhunderte weiter zurück in die Vergangenheit. Und mit dem Adel der Geburt hat sie sich auch die Freiheit der Bewegung bewahrt.

68 Zunächst in der Art, wie sie die Lautgesetze handhabt. Völlig ungestört und ohne fremde Eingriffe geht in der Mundart das Räderwerk seinen Gang. Unbewußt spricht ein Geschlecht dem andern die Worte nach. Dabei ist es leicht möglich, daß Laute ungenau aufgefaßt werden; wenn sich aber solche Abweichungen, so gering sie an sich auch sein mögen, Jahrzehnte lang immer nach derselben Richtung bewegen, so treten sie schließlich augenfällig zu Tage. Anders verhält es sich mit der Schriftsprache. In ihr wird der Lautwandel durch den regelnden Einfluß des Schrifttums bedeutend erschwert; denn das lesende Auge kommt dem sprechenden Munde zu Hilfe.

Auch im einheitlichen Ausbau der Lautgesetze ist die Mundart entschieden überlegen. Sie wird von einem Geist getragen, von einem Odem durchweht; darum führt sie auch alle etwa eintretenden Veränderungen im Lautkörper gleichmäßig durch. Im Donaugebiete hat man das schließende e (Freud, Wölf) fast durchweg beseitigt, im Pleißen- und Muldengau es zielbewußt festgehalten (Herre, dünne, viere), die Schriftsprache dagegen verfährt durchweg ungleichmäßig; sie sagt Freude, aber Freud und Leid; Gebirge, aber Bett, Knabe, aber Fürst. Wie sie schon bei ihrem Entstehen aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen ist, so ergänzt und erweitert sie ihren Wortschatz aus allen möglichen Mundarten, ohne daß sie es für nötig erachtete, alle neuen Eindringlinge den gleichen Lautgesetzen zu unterwerfen. Durch den Handel und Verkehr und durch den

Einfluß hervorragender Dichter und Denker unseres Vaterlandes haben sich ober-, mittel- und niederdeutsche Wörter in das Bett der nhd. Schriftsprache ergossen, und so kann man denn auch die eigentümlichen Lauterscheinungen aller Mundarten darin vertreten finden: die Ausdrücke anberaumen (au = â) und versöhnen (oe = üe) zeigen altschwäbische, Kaiser[1]) altbayrische Vokalfärbung, löschen und schwören[2]) vermutlich alemannische, erlaucht und traun[3]) mitteldeutsche; endlich die Lautverbindungen cht = ft in Schacht = Schaft, Nichte = Niftel, berüchtigt = berufen, wr in Wrack und wringen und meist auch dd, gg, bb sind niederdeutschen Ursprungs. Wenige kennen noch den Sachverhalt, von den meisten wird die Sprachmischung kaum noch gefühlt, jedenfalls aber wird sie als etwas geschichtlich Gewordenes, als berechtigt anerkannt.

Doch die größere Ungebundenheit und Triebkraft der 69
Mundart zeigt sich außer beim Lautwandel auch in der **Wortbeugung**. In der sich frei entwickelnden Sprache wirkt das Gesetz der Angleichung viel stärker und zieht viel weitere Kreise als in der beständig durch schriftlichen Gedankenaustausch und das Vorbild gedruckter Werke geregelten Schriftsprache. Gleich dem gebirgsgeborenen Wildbache ergießt sie sich hier und da schäumend über die einengenden Ufer und Dämme. Unwillkürlich paßt der Volksmund ein Wort in seiner Beugung dem andern an, sofern es ein gleiches oder ähnliches Aussehen hat. Was ein Mensch unabsichtlich abweichend vom bisherigen Gebrauche gestaltet, ahmt ein anderer unwillkürlich nach, und so verbreitet sich nach und nach eine derartige neue Form über einen ganzen Volksstamm, ohne daß man anzugeben vermöchte, von wannen sie kam und wer sie geschaffen. Nach dem Vorbilde von geweint bildet der Heidelberger g(e)schaint, nach

1) Aus mhd. berûmen, versüenen, keiser.

2) mhd. leschen, swern. Vgl. K. v. Bahder a. a. O. 170.

3) mhd. erliuht, erleuchtet und (en)triuwen, in Treuen. Ortsnamen wie Naumburg, Nauheim, Naundorf sind ausschließlich mitteldeutsch, ebenso stammen aus Mitteldeutschland Personennamen wie Naumann = Neumann.

gered(e)t g(e)bitt = gebeten[1]; Gebilde wie ich scheute und ich welkte waren dem Obersachsen die Muster für ich schreite (= schrie) und ich melkte (= ich molk). Doch kann man kaum behaupten, daß dem sprachschaffenden Volksgeiste die schwache Form des Zeitworts bequemer gewesen wäre als die starke. Denn ebensogut sind die umgekehrten Übergänge belegt: jug (= jagte), kief (= kaufte), eingestochen (= eingesteckt) u. a.[2] Aber auch sonst sind im Bereiche der starken Beugung die bestehenden Verschiedenheiten vielfach durch Angleichung beseitigt worden. In Süddeutschland ist der Umlaut bei vielen starken Hauptwörtern verwandt worden, um die Mehrheit (Täg = Tage) zu bilden, in Mittel- und Niederdeutschland bildet man ich blus, brut, ful, fung, schluf nach trug, fuhr u. a. Über ganz Deutschland verbreitet ist die Neigung, die Mehrheit sächlicher Wörter auf -er ausgehen zu lassen (Dinger). Solchen Neuerungen gegenüber verhält sich die Schriftsprache im allgemeinen zurückhaltend, und es bedarf besonders starker Anregungen, um ihnen Eingang zu verschaffen.

70 Daß das Volk sich die Rede möglichst einfach und übersichtlich gestaltet, können wir auch an der Wortbildung und Satzlehre beobachten; vor allem aber ist sein Streben auf Deutlichkeit gerichtet. Den stärkeren und eindringlicheren Wortformen auf -eln, -ern, -sen (Intensivbildungen) giebt es den Vorzug vor den schwächeren, dieser Endung ermangelnden: hippeln und hopsen vor hüpfen, knippeln vor knüpfen, rankern vor sich renken, glitschen und rapschen vor gleiten und raffen. Die Müllern (Endung wie in Königin) oder die Müllersche (Endung wie in duchesse) klingt ihm vollwichtiger und darum angenehmer als die (Frau) Müller. Die Verneinung wird nachdrücklich wiederholt, damit sie recht ins Gewicht fällt. In Angelys Fest der Handwerker wird einem Gesellen auf die Frage: „Hat keener Schwamm?“ nicht geantwortet, als er dann aber der Frage die Form giebt: „Hat denn keener keenen Schwamm nich?“

1) Vgl. Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 22.

2) Vgl. A. Heintze, Gut Deutsch. Berlin 1894. S. 38 und Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1891. S. 70.

findet er Gehör. Doch kann einer der Anwesenden seinen Unwillen darüber nicht zurückhalten, daß er nicht gleich ordentlich deutsch geredet habe. Auch die Fügewörter werden nachdrücklich verstärkt. Für das bloße indem heißt es häufig indem daß, und desselben Zusatzes erfreuen sich auch wie lange, seitdem, jemehr, damit u. a. Selbst dem besitzanzeigenden Wesfalle wird nicht selten ein verstärkendes Fürwort hinzugefügt[1]): des Vaters sein Garten = des Vaters Garten. Diesen Kunstgriff verwendet auch Schiller in Wallensteins Lager, um der Rede volkstümliche Färbung zu geben, wenn er den Wachtmeister sagen läßt: „Auf der Fortuna ihrem Schiff" und „sehen des Teufels sein Angesicht".

Nun begreifen wir auch die größere Vorliebe des Volks für 71
stabreimende Formeln wie Stock und Stein, Stumpf und Stiel, dumm und dämisch, fix und fertig, schieben und schergen, drunter und drüber. Sie geben dem Ausdrucke mehr Kraft und Nachdruck und vielfach, da sie den Begriff in verschiedener Färbung vorführen, auch größere Anschaulichkeit und Klarheit. Dasselbe erzielt das Volk durch eingestreute Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, vor allem aber durch bildlichen Ausdruck. Vergleiche und Bilder sind ihm förmlich ans Herz gewachsen. Erst was es sich im Bilde vor die Augen zaubern kann, versteht es vollkommen. Es will eben nicht bloß verständnismäßig auffassen, weil es mehr mit der Einbildungskraft und dem Herzen thätig ist als mit dem Kopfe; mit dem kalten nüchternen, streng folgernden Verstande kann es sich nicht befreunden. Ein Mensch kann ihm baumlang, ein Gebirge himmelhoch erscheinen. Indem so das Auge und die Phantasie der Denkthätigkeit zu Hilfe kommen, wird der Ausdruck sinnlicher und faßlicher. Knochenhart, windelweich, armstark, stockfinster, hundsgemein, fuchswild, prasselbürr, grasgrün, knüppeldick, mordsschlecht sind beliebter als sehr hart, weich u. s. w.[2]),

1) Über diese Eigenheit der Volkssprache vgl. Grimm, Grammatik IV, 351 und Vernaleken, Deutsche Syntax. Wien 1861 I, 231.

2) Für die Steigerung mit dem abgegriffenen Wörtchen „sehr" gebraucht es gern die Verstärkung durch furchtbar, schrecklich, höllisch,

sich schneiden, verschwitzen üblicher als sich täuschen, vergessen. So heißt es auch von einem Kinde, das laut schreit, es brülle wie ein Löwe, von einem Schlafenden, er schnarche wie ein Bär, von einem Eilenden, er laufe wie ein Schneider, von einer Scheibe, sie sei so groß wie ein Scheunenthor. Darum sind die Schimpfwörter Hund, Schaf, Schwein, Ochse so gebräuchlich; denn diese bekannten Haustiere haben stark ausgeprägte Eigenschaften, die jedem auf den ersten Blick auffallen müssen, und für den bildlichen Ausdruck greift das Volk gern zu den nächstliegenden Beispielen. So nennt auch der Handwerker das Geld gern nach dem Hauptbindemittel, das er verwendet: der Schneider Zwirn, der Bürstenbinder Draht, der Tischler Leim; so bezeichnet der gemeine Mann die Ohren als Löffel, die menschliche Körperhaut als Fell oder Pelz, das Gewehr als Kuhbein, Anschauungen, wie sie auch beim Übergang der römischen Volkssprache in die romanischen Sprachen hervortreten: denn la tête ist = testa, Scherbe, épée, Säbel = spatha, Rührlöffel u. a. Von dieser reichen Einbildungskraft des Volks legen auch die Ausdrücke Zeugnis ab, die es sich für eine große Menge von Tieren und Pflanzen geschaffen hat. Hier finden wir neben dem Nilpferd das Heupferd, neben dem Meerschweinchen den Seelöwen, neben der Butterblume die Käseblume, Gänseblume und viele andere, die meist schöner, sicherlich aber leichter verständlich sind als die lateinischen der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Überhaupt sind Fremdwörter dem Munde des Volkes meist so wenig bequem und seinem Verstande so wenig durchsichtig daß es sie, wenn sie in seine Rede eindringen, häufig umdeutet.[1])

entsetzlich, und schon zu Schottels Zeiten sagte man schrecklich fromm, grausam froh. Vgl. auch Kubin, Die Hyperbel und die Schule, Lyons Zeitschrift VII S. 257 ff. und L. Tobler, Verstärkende Zusammensetzungen in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten V, 1 ff., 180 ff, 302 ff.

1) Eine reiche Auswahl von Volksausdrücken bieten die Schriften von Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig 1889; Söhns, Die Parias unserer Sprache. Leipzig 1888; Genthe, Deutsches Slang. Straßburg 1892. Beispiele von guten deutschen Wörtern der Mundart für fremde Bezeichnungen der Schriftsprache enthält die Schrift

Hatten wir es bisher mit der in der Volkssprache stark 72
hervortretenden Thätigkeit der Einbildungskraft zu thun, so gilt es nun, von der darin erkennbaren regen Beteiligung des Gemüts zu sprechen. Hierher gehört zunächst die Freude an Verkleinerungssilben. So oft als möglich hängt man den Wörtern ein -chen oder -lein an und giebt damit klar zu erkennen, welchen persönlichen Anteil man an der Sache nimmt; ja man hat stehende Wendungen zur Verfügung, in denen das Hauptwort gar nicht anders als in der Verkleinerungsform gebraucht wird: sein Mütchen kühlen, sein Schäfchen scheren, ins Fettnäpfchen treten, ein Schnippchen schlagen, kein Unthätchen, beim Schlafittchen kriegen (= beim Schlagfittich fassen). Nirgends spielt der „ethische Dativ" und das besitzanzeigende Fürwort mein eine so große Rolle. Den schönsten Ausdruck aber findet das Volksgemüt im Bau der Sätze. Die Rede bewegt sich nicht in langen, kunstvoll gedrechselten Gefügen, sondern in schlichten und einfachen Sätzen von mäßigem Umfange. Kühne Verschlingungen und Einschachtelungen sind ihr fremd. Das Volk läßt sich gern gehen und liebt nicht logisch scharf die Gedanken weiter zu spinnen; auch verschmäht es, die Sätze stets eng mit einander zu verknüpfen und durch Bindewörter regelmäßig zu verketten. Locker wie die Satzverbindung ist auch die Wortstellung (z. B. bayrisch: das wenn ich hätt' = wenn ich das hätte), die mehr Freiheiten hat als die Schriftsprache gestattet, ganz den Neigungen des Volkes entsprechend, das die Zwangsjacke auch in der Sprache verabscheut.

Eine andere Richtung des Volksgemüts wird durch das Bestreben gekennzeichnet, Wörter, die anstößig erscheinen, zu verhüllen oder zu umschreiben. Nicht auf sittlichem Gebiete; denn hier hat das Volk ein weites Herz und läßt tagtäglich Bezeichnungen des Geschlechtslebens über die Lippen gleiten,

von Franke, Über Reinheit und Reichtum der deutschen Sprache, gefördert durch die Mundarten. Leipzig 1890; viele Umdeutungen fremder Namen das Programm von K. Schmidt, Die sprachliche Thätigkeit des niedern Volks. Minden 1873 S. 18 ff. und die Schrift von Andresen über deutsche Volksetymologie. 4. Aufl. Heilbronn 1883.

die der Gebildete meidet, weil sie in der bessern Gesellschaft verfemt sind. Auch sonst kennt es die Zimperlichkeit der höhern Stände nicht und hat für gewisse Körperteile und natürliche Verrichtungen eine große Zahl derb erscheinender Ausdrücke. Aber auf dem Gebiete des Glaubens ist das Volk ängstlicher. Es scheut sich, die Namen Gottes und Christi bei Ausrufen und Verwünschungen immer im Munde zu führen, und sucht sie daher zu verstümmeln oder zu verdrehen. Aus Jesus wird Jesses, Jerum, Jemine, aus Gottes Blitz Potz Blitz. Vollends den Teufel verhüllt es zur Unkenntlichkeit in Pfui Deiker oder Deichsel, es nennt ihn den leibhaftigen Gottseibeiuns und ruft somit des allmächtigen Gottes Hilfe zum Schutze gegen seine bösen Einwirkungen an. Ferner wird aus Aberglauben in der Rede das Wort sterben gemieden und durch allerhand andere Wörter und Wendungen ersetzt; andernfalls fürchtet man, der Macht des finstern Verhängnisses anheimzufallen.

Das sind in großen Umrissen die Züge der volkstümlichen Rede. Mit solchen Mitteln haben volksbeliebte Prediger wie der Franziskaner David von Augsburg und sein noch berühmterer Schüler Berthold von Regensburg[1]) im 13. Jahrh. sicherlich zum Teil ihre gewaltigen Wirkungen erzielt; nach solchen Mitteln hat sich auch Luther umgesehen, als er in seiner Bibelübersetzung Alldeutschland das Wort Gottes nahe bringen wollte. Volkstümlich ist ferner die Sprache der Dorfgeschichten und der Märchen. Und wie Luther, so muß auch künftighin jeder, der sich an die Gesamtheit des Volkes wendet, mit der Mundart Fühlung behalten; vor allem aber sind die Dichter darauf angewiesen, immer und immer wieder durch einen kräftigen Trunk aus dem frischen Quell der Volksrede ihre Sprache zu beleben. Denn ihre Ausdrucksweise ist der des Volkes viel ähnlicher und viel näher verwandt als die der Gelehrten.

73 Auch die Dichtersprache will auf das Herz wirken und

1) H. Greeven, Die Predigtweise des Franziskaners Berthold von Regensburg. Jahresbericht der Realschule zu Rheydt 1892; Roetteken, Der zusammengesetzte Satz bei Berthold von Regensburg. Straßburg 1884.

die Einbildungskraft anregen. Sobald sich der Verstand ins Mittel schlägt, geht ihr der poetische Hauch verloren. Schon von den ältesten Zeiten her sind daher Volkssprache und Dichtung eng verquickt. Noch ehe die Schrift erfunden und die Schriftsprache ausgebildet wurde, sind Heldengesänge und Volkslieder entstanden. Das höher gestimmte, freudig erregte Gemüt läßt unwillkürlich der Rede freien Lauf, und die Wörter fügen sich in der Jugendzeit der Völker so leicht zum Verse, weil die Sprache noch jugendlich frisch und anschaulich, also poetisch ist. Und finden wir nicht die Abneigung gegen verstandesmäßig genaue Unterscheidungen (blaugrau, grüngelb u. a.), die Vorliebe für abgerundete Zahlen (das habe ich dir schon hundertmal, tausendmal gesagt), den Stabreim und die stehenden Wendungen, aber auch den Bilderschmuck und alle die auf Gemüt und Phantasie der Hörer berechneten Züge auch in der Sprache des wahren, gottbegnadeten Dichters wieder? Er erzählt uns, wie der Sturm das Meer peitscht oder die Woge sich aufbäumt, er spricht von Löwen der Schlacht und Schiffen der Wüste. Röslein und Blümlein ist seiner Ausdrucksweise ebenso angemessen wie dem Munde des Volks. Beide lieben nicht weitschichtige Satzgefüge, meiden es, die Haupt- und Eigenschaftswörter durch viele Bestimmungen auseinanderzureißen. Die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit der ältesten Zeit bewahren sie im Gebrauche der Zeitformen; sie kennen ihrer nur zwei: für die Zukunft setzen sie die Gegenwart mit ein und für die Vergangenheit reicht meist eine einzige Form aus. Die leidende Zeitform wird mit Vorliebe durch die thätige ersetzt. Den schönen Zug volkstümlicher Rede, die Verneinung doppelt zu setzen, haben sich die Dichter nicht entgehen lassen[1]) z. B.

1) Belege bei Hildebrand in Lyons Zeitschrift III, 2, 149 ff.; Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache unter „Pleonasmus“. Für die Dichtersprache überhaupt sind zu vergleichen: J. A. Wagler, Beobachtungen über die deutsche Dichtersprache, 1850; Karl Bruchmann, Über die Dichtersprache, Preußische Jahrbücher April 1888; Rob. Müller, Zum dichterischen Ausdruck, Programm von Reichenberg 1892; Vischer, Ästhetik IV. § 850 ff.: Der sprachliche Ausdruck der Dichtung.

Schiller, wenn er im Wallenstein sagt: „Überall ist Partei und nirgends kein Richter". Vor Fremdwörtern aber hat sich die wirklich aus dem Herzen quellende Dichtung allezeit gehütet. Sagt doch das Sprachgefühl jedem, daß Schaumweinkelch und Heerschau anschaulicher und duftiger sind als Champagnerglas und Armeerevue. So hat denn, wie schon Erich Schmidt hervorhebt, Schiller zwar in seinen Briefen das zeitgenössische Übermaß französischer Ausdrücke wuchern lassen, aber seine Dichtung rein davon erhalten, und ebenso „steht bei Lessing die Poesie strenger auf der Wacht gegen Fremdwörter als die Abhandlung".[1]) Volk und Dichter haben ferner weit mehr altertümliche Formen gerettet als die Gelehrten- und Kanzleisprache. Sintemal, alldieweil und Ihro sind übel beleumundet, Herze, süße, balde sind hochangesehen, weil hochpoetisch, aber zugleich auch volkstümlich. Endlich sind die größere Freiheit der Wortstellung, der Wortbiegung (ein gräßlich Wunder, ein eisern Gitterthor) und der Satzfügung[2]) beiden gemein. Was sie dagegen hauptsächlich von einander unterscheidet, ist einmal die verschiedene Lautgebung und sodann die Wahl der Wörter. Die Dichter weisen viele Ausdrücke vornehm zurück, die dem Volk und den Gelehrten ganz geläufig sind, aber haben wieder eine gewisse Vorliebe für andere: Gesichtskreis, Seelenruhe, Ergebnis klingen zu nüchtern, Fittich erscheint erhabener als Flügel, Ohm als Oheim,

---

1) Vgl. E. Schmidt, Lessing S. 701. Nach O. Dehnicke, Goethe und die Fremdwörter, Jahresbericht des Gymn. zu Lüneburg 1892 enthält bei Goethe die Lehr- und Gedankendichtung mehr Fremdwörter als die übrigen Gedichte, der Faust mehr (266) als die andern Bühnenstücke (Götz 66, Clavigo 48, Egmont 45, Stella 25, Tasso und natürliche Tochter 15 u. s. f.), der Roman und die Abhandlung am meisten: Wahlverwandtschaften 156, Werther 112, Wilh. Meisters Lehrjahre 480, Dichtung und Wahrheit 847. Zu vergleichen ist ferner O. Schanzenbach, Französische Einflüsse bei Schiller, Programm von Stuttgart 1885 und H. Dunger, Der junge Lessing und die Fremdwörter, Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins VIII, 54.

2) Vgl. „Die Fräulein Schneider" und Goethes Hermann und Dorothea 4, 209: „Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die du gewählt hast."

gülden als golden, hub als hob, Fei als Fee; mehren, zeugen, zwingen erhalten häufig den Vorzug vor den Zusammensetzungen vermehren, erzeugen, bezwingen. Der Gefühlswert von Leu, Maid, wandeln, schauen ist höher als der von Löwe, Mädchen, gehen, sehen. Auch sucht der Dichter gern wieder ältere Wörter hervor und erweckt sie künstlich zu neuem Leben, während die Volkssprache auf dieses Mittel, den Wortschatz zu bereichern, verzichtet.

So bilden die Sprache des Volks und der Dichtung einen scharfen Gegensatz gegen die der Kanzlei und der Gelehrten. Gesäugt an fremder Brust, aufgewachsen unter dem Einfluß des römischen Rechts und des Lateins, hat diese von Anfang an eine andere Art und einen anderen Lebensgang gehabt. Von Haus aus mehr für das Auge als für das Ohr bestimmt, ist sie steifleinen und ungelenk wie die Aktenmenschen, die sich ihrer bedienen. Die verstandesmäßige Durchbildung tritt namentlich im Satzgefüge hervor, das meist unterordnend gestaltet wird. Wie im Latein die Bindewörter tum .. tum, nunc .. nunc, neque .. et u. a. erst seit der Mitte des 1. Jahrh. vor Christus unter dem Einflusse der immer mächtiger werdenden Redekunst ausgebildet wurden, so sind auch im Deutschen sowohl .. als auch, nicht nur .. sondern auch, einerseits .. andererseits, bald .. bald in der Werkstatt der Gelehrten entstanden und noch jetzt dem Volksmunde fremd, selbst für weder .. noch hört man breite Volksschichten gewöhnlich „nicht .. und nicht" sagen. „Einem wahren Stelzengange gleicht der über die Maßen verschränkte und verschnörkelte Periodenbau, wie er von dem Schreibpulte der Philosophen und Gelehrten unserer ganzen Schrift- und Gebildetensprache aufgeprägt ist."[1] „Wir begründen, vermitteln, beschränken in unserer geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist; insofern, obgleich, zumal da, es sei denn, unter der Bedingung daß, solche und hundert ähnliche Konjunktionen werden fast durchschnittlich unnötigerweise geschrieben und machen Gedanken und Rede schwerfällig.[2]) Die lang- 74

1) Osthoff, Schriftsprache und Mundart S. 29.

2) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 10.

stieligen Verhältniswörter, die mit dem 2. Falle verbunden werden, wie ungeachtet, unbeschadet, vermöge, außerhalb, oberhalb u. a. sind vorwiegend Eigentum der Gebildeten. Abgezogene Begriffe auf -heit, -ung, -nis, -sal sind in ihrer Rede stärker vertreten, sinnliche, anschauliche Ausdrücke um so seltener. Die Bilder sind abgegriffener und mehr verblaßt als in der Mundart. Klaus Groth sagt einmal[1]), der hochdeutsche Satz: „Die Schüler hingen ihm am Munde" wäre im Plattdeutschen undenkbar. De Schöler hung(e)n em ann Mund könnte der Niederdeutsche nicht sagen, ohne sie hängen zu sehen etwa wie Blutegel. Auch die Fremdwörter sind in der Sprache der Gelehrten recht eigentlich zu Hause, und selbst gute deutsche Ausdrücke haben sich gefallen lassen müssen, in den Schraubstock gelehrter Pedanterie eingesetzt zu werden, und sind so ihrer deutschen Art verlustig gegangen. Aus Büttel, der Verkleinerungsform von Bote, haben die Hochschulen unter Anlehnung an pes, pedis einen Pedell gemacht.[2]) Mißgestalten wie Luftikus, Schwachmatikus, Kneipier, Wichsier haben die Studenten auf dem Gewissen[3]); und wenn man nicht Tillede, Sömmerde sagt wie Ilsede und Scherfede, sondern Tilleda, Sömmerda, nicht Eiter und Elgersbrunn, sondern Eythra (bei Leipzig) und Eliasbrunn (bei Lobenstein), so trägt offenbar die Absicht der Gebildeten, den Namen einen vornehmeren Anstrich zu geben, die Schuld daran. Dasselbe gilt von Ausdrücken wie Badenser, Weimaraner, Anhaltiner für die im Volksmunde noch üblichen, gut deutschen Wörter Badener, Weimarsche, Anhalt(i)sche.

Schröder weist in einem besondern Abschnitte seiner Schrift über den papiernen Stil nach, daß das Wort „derselbe" im

1) Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch S. 15.

2) „Bedelli universitatum werden seit 1350 bezeugt; als Gerichtsdiener erscheinen bedelli schon im 13. Jahrh.; bedellus mit seiner romanischen Sippe (it. bidello, frz. bedeau, Gerichtsbote) entstammt seinerseits dem ahd. bitil, pitil, mhd. bitel: Ableitung zu ahd. bitten, einladen, citieren" (Kluge, etymolog. Wörterbuch).

3) Vgl. Kluge, Über deutsche Studentensprache, Beilage zur allgemeinen Zeitung 1892 Nr. 297 (20. Dezember) und Die deutsche Studentensprache. Straßburg 1894.

Sinne von er (sie, es) bei wahren Dichtern und volkstümlichen Schriftstellern selten ist, um so stärker aber überhand nimmt, je verstandesmäßiger das Schrifttum geartet ist. Schiller hat es in seinen Versen gemieden, auch „der Derbheit und Überkraft des jungen Goethe mußte das krankende Wort fern liegen". Die großen Prediger des 13.—15. Jahrh. wie Seuse und Geiler von Kaisersberg lieben es nicht, auch der sprachgewaltige Luther und die Brüder Grimm meiden es nach Möglichkeit. Ähnlich liegen die Dinge bei den Fürwörtern der und welcher; jenes ist dem Gelehrten zuwider, er hat es schon längst durch dieses ersetzt. In den Verbindungen „Inn und Isar, welche Flüsse aus den Alpen kommen" und „Inn und Isar, welch letztere an München vorüberfließt" kann nur welcher, nicht der stehen; ihnen sieht man aber auch den gelehrten Ursprung auf der Stelle an. Bezeichnend ist, daß der schwülstige Lobenstein meist, der Satiriker Rabener fast nur „welcher" schreibt, daß dagegen Engel, Garve, Hauff, Auerbach, Stifter und Scheffel meist „der" gebrauchen.[1]) Luther sagt: „Segnet, die euch fluchen"; prosaisch nüchterne Naturen werden sich nicht entgehen lassen, hier „diejenigen, welche" einzusetzen; ebenso werden sie an den dem Volksmunde abgelauschten Wendungen Anstoß nehmen: „Der in mir bleibet und ich in ihm, bringt viele Frucht" und „Seht euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe." Dafür werden sie regelrechter, aber entschieden nicht schöner sagen „und in dem ich bleibe" und „die aber inwendig reißende Wölfe sind". Die bequeme Art des Volks, leicht zu ergänzende Wörter zu unterdrücken, ist der Schriftsprache ein Dorn im Auge; sie weist Ausdrücke wie „eine Flasche Selters" und „ich werde heute mein braunes (Kleid) anziehen" entschieden ab; ebenso ist in dieser die Fähigkeit, Verhältniswörter mit dem Artikel zusammenzuziehen, mehr beschränkt. Wir können noch sagen zum, im, beim, ins, aber die Verbindung zun Eltern

---

1) Vgl. Lyons Zeitschrift VII, 318; Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten S. 144 ff.

= zu den Eltern oder in(n) Garten = in den Garten, wie sie in Goethes Götz (in(n) Turn = in den Turm) und in Schillers Kapuzinerpredigt (Was steht ihr da und legt die Hände in(n) Schoß?) sich findet, ist nur der volkstümlichen Rede eigen.

So sehen wir denn, daß Gelehrtensprache und Mundart zwei ganz verschiedene Wege gehen und sich etwa zu einander verhalten wie ein künstlich gezogener, hier und da verschnittener und zurecht gestutzter Baum zu einem naturgemäß und ohne äußere Eingriffe erwachsenen. Bei jener ist das Latein Taufzeuge gewesen wie beim Latein das Griechische, diese war immer mehr auf sich selbst gestellt. Jede hat ihre Vorzüge, aber wie diese immer lebenskräftiger und frischer gewesen ist, so wird sie auch jederzeit der Born bleiben müssen, in dem sich diese verjüngt.

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.
Simrock.

Der Wortschatz ein Spiegel der Gesittung.[1])

Wie sich beim Menschen der Blick für die Naturschönheiten 75
der Heimat durch jahrelange Gewohnheiten leicht so weit abstumpft, daß er fast gleichgiltig durch die herrlichste Landschaft schreitet, so ist ihm auch oft das wahre Gefühl und die rechte Empfindung für die Wunder der Sprache geschwunden. Die Wörter dienen ihm gewöhnlich nur als Mittel, sich mit andern zu verständigen, und gleiten beim Verkehr mit den Sprachgenossen so rasch über seine Zunge, daß er selten Zeit hat, über ihre Art und Herkunft nachzudenken oder gar nach ihrem Lebenslauf zu fragen. Allerdings haben sie sich innerlich und äußerlich, nach Inhalt und Form vielfach stark verändert und machen daher auf den Uneingeweihten den Eindruck eines verschleierten Bildes. Wollen wir die Schönheit ihres Baues und die Tiefe ihrer Bedeutung richtig erkennen, so müssen wir die

1) Vgl. Blumschein, Kulturgeschichtliches in der deutschen Sprache. Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins III, 108—125, IV, 145—156; A. Richter, Deutsche Redensarten sprachlich und kulturwissenschaftlich erläutert. Leipzig 1889; W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund. 2. Aufl. Leipzig 1894; H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Berlin 1886; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. Leipzig 1887; Derselbe. Wie die Sprache altes Leben fortführt, Lyons Zeitschrift IV. V; Derselbe, Gesammelte Vorträge und Aufsätze u. s. w. Leipzig 1890; Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon. 5 Bde. Leipzig, Brockhaus.

darüber gezogene Hülle entfernen. Der Lohn entspricht der aufgewandten Mühe; denn es eröffnet sich dem Auge ein Anblick, wie es ihn sich schöner nicht wünschen kann. Unvermerkt trägt uns der Fittich des Gedankens in längst vergangene Zeiten, wir vernehmen Laute und Wörter, wie sie unsern Vorfahren an die Ohren klangen, und ein Kulturgemälde entrollt sich vor uns, so klar und deutlich, daß wir uns wie träumend in eine andere Welt versetzt wähnen. Wie ist das möglich? Haben nicht Wörter wie Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne seit Jahrtausenden dieselbe Bedeutung gehabt? Haben nicht unsere Urväter mit Wörtern wie Gras und Blume, Baum und Strauch, Strom und Berg die nämliche Vorstellung verbunden wie wir heutzutage? Allerdings; aber einmal sind nicht alle in den Gesichtskreis des Menschen tretenden Erscheinungen so sinnfälliger Art und in ihren Namen so wenig dem Bedeutungswandel unterworfen, und sodann liegen selbst den genannten Begriffen, so alt und ursprünglich sie auch erscheinen mögen, wieder einfache Anschauungen zu Grunde. Alle älteren Vorstellungen aber, die sich an einen Wortkörper knüpfen, sind von der größten Wichtigkeit für den, der sich die Aufgabe gestellt hat, geistige und sittliche Zustände früherer Zeit, Kenntnisse und Neigungen vormals lebender Menschen zu erforschen. Wissen wir z. B., daß der Mond von Haus aus den (Zeit-)Messer bezeichnet, so können wir daraus den Schluß ziehen, daß dieses Gestirn einst einen hohen Wert für die Zeitrechnung gehabt hat. Auf diese Weise hat man die Gesittung der indogermanischen Urzeit ergründet, auf diese Weise können wir uns auch ein ziemlich klares Bild von der Lebensführung unserer Altvordern machen.

76 Einst war Deutschland ein ungeheures Waldgebiet. Was Cäsar und Tacitus darüber berichten, wird durch die Namenkunde bestätigt. Überall in deutschen Landen, auch in Gegenden, die längst des Schmuckes herrlicher Waldungen beraubt sind, erinnern zahllose Ortsbezeichnungen auf -hain, -hart[1]), -reut,

1) Hart, Wald, vgl. Spessart = Spechtshart, Spechtswald; Hardt, Harz.

-rode, -grün, -walde, -loh[1]), ja Namen ganzer Landschaften wie Holstein[2]) und Holland[3]) daran, daß es einmal anders gewesen ist. Dazu gesellt sich die stattliche Zahl der Dörfer und Städte, die nach Fichten und Tannen, Buchen und Birken, Eschen und Erlen, Eichen und Ahorn, Linden und Weiden benannt sind, also nach den Bäumen, die seit ältester Zeit auf deutschem Boden heimisch sind. Dagegen treffen wir von Obstbäumen nur den Wildapfelbaum an, der in besonders reicher Menge an Stellen gestanden zu haben scheint, wo Ortschaften mit den Namen Affolder, Affaltrach, Effelder und Apelern[4]) gegründet worden sind; auch bezeugt Tacitus (Germania Kap. 5)[5]), daß man zu seiner Zeit in Deutschland noch keine Obstzucht getrieben hat.

Bei der Dichtigkeit der Waldungen kann der Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Wildbestandes nicht auffallen. Namen wie Auerbach und Wiesentau sind Zeugen, daß einst Ur und Wisent; Ellwangen[6]) und Schellenberg[7]), daß Elch und Schelch; Bernburg und Wolfenbüttel, daß Bär und Wolf häufig waren, Tiere, die jetzt sämtlich in Deutschland entweder ausgestorben oder ziemlich selten geworden sind.[8])

Die Luft war rauh, feucht und kalt. Daher kleidete man sich, um vor Frost geschützt zu sein, in Tierfelle, und lag, um auszuruhen, „auf der Bärenhaut". Im ahd. bezeichnet das Wort Winter wie in indogermanischer Vorzeit[9]) auch das ganze Jahr, und noch jetzt heißt niederrheinisch eine einjährige Ziege Einwinter.

---

1) -loh: lucus = Lohe: lux.

2) Entstellt aus Holsten, Holsaten = Holzsassen.

3) Aus Holtland = Holzland. Vgl. Dänemark = Danmörk, Dänenwald und Seeland = altnord. Soelundr (lund, Gehölz).

4) Vgl. ahd. apholtra, Apfelbaum.

5) Frugiferarum arborum impatiens; ferner c. 26: auctumni perinde bona ac nomen ignorantur, doch werden c. 23 poma agrestia erwähnt.

6) Ellwangen = Elchwangen von Wange = got. vaggs, Aue.

7) = Schelchenberg.

8) Dasselbe gilt vom Biber, vgl. Bibra u. a.

9) Daher steht bei den Griechen χίμαρος, χίμαιρα neben χειμών

Straßen gab es in jener Zeit noch nicht; die Wege stellte man oft her, indem man in der bestimmten Richtung auf Gassenbreite die Bäume fällte, d. h. „einen Weg einschlug".[1]) Im übrigen zog man wohl häufig selbst „bei Nacht und Nebel" „durch Dick und Dünn" und „über Stock und Stein". Auch die Flüsse bildeten kein wesentliches Hindernis; sie wurden an seichten Stellen durchwatet.[2]) Da Fahren der allgemeine Ausdruck für jede Art der Bewegung, also auch für Fußwanderung war, so nannte man solche Untiefen „Furten".[3]) Noch in späterer Zeit haben ganze Volksstämme auf ihren Heereszügen davon Gebrauch gemacht: daher Frankfurt = Frankenfurt, Haßfurt = Hessenfurt, Herford = Heeresfurt, Schweinfurt = Suebenfurt u. a. War der Fluß tief und bot keine Gelegenheit zu einem derartigen Übergange, so benutzte man einfache Boote, oft Einbäume. An Stellen aber, wo man häufiger übersetzte, gab es Fährleute, die mit dem Worte hol-â[4]) = hol über, wo nötig, vom andern Ufer gerufen wurden.

77 Den einzigen Reichtum bildeten in der ältesten Zeit, wo man nach Nomadenart von Ort zu Ort zog, die **Herden**.[5]) Man liebte und pflegte sie; daher die reiche Fülle von Bezeichnungen, die für Haustiere vorhanden waren. Man unterschied nicht bloß männliche und weibliche durch besondere Ausdrücke wie Bock und Ziege, sondern hatte auch vielfach zwei Bezeichnungen für dasselbe Geschlecht wie Ochs und Stier und sächliche Wörter für die Gattung (Rind, Schaf). Daß es Freude bereitete, das Vieh zur Weide zu führen, sagt das Wort „Wonne" = Weide, grünes Wiesenland, also Wonnemonat =

und bei den Römern bimus, trimus = bi-himus, tri-himus, zwei-dreijährig neben hiems, Winter und in der Lex Sal. in-gimus anniculus, einjähriges Vieh.

1) Vgl. secare viam und *ὁδὸν τέμνειν*.

2) Waten = vadere, gehen.

3) Furt: fahren = vadum: vadere.

4) holâ ist die durch â verstärkte Befehlsform von holôn und = halô von halôn = *καλεῖν*, calare, rufen.

5) Tacit. Germ. Kap. 5: numero (armentorum) gaudent eaeque solidae . . et gratissimae opes sunt.

Weidemonat.[1]) Daß im März die Lämmer aus der Herde ausgeschieden wurden, schließen wir aus dem Worte „ausmerzen" (vgl. span. marcear, die Schafe [im März] scheren). Das Vieh bildete bei dem noch zu Tacitus Zeit und später im Innern von Deutschland bestehenden Tauschhandel (permutatio mercium, Germ. Kap. 5) das Hauptzahlungsmittel, da sich nur in den Grenzgebieten an Rhein und Donau bereits Geldverkehr ausgebildet hatte (Germ. Kap. 15: iam et pecuniam accipere docuimus). Nach Tacitus entrichtete man mit Vieh die Strafen[2]) und nach dem Ripuarischen Gesetzbuch erlegte man in Vieh und Waffen das Wergeld. Daher haben ahd. fihu (= engl. fee, Trinkgeld) und altfries. sket (Schatz) die Bedeutungen Vieh und Geld, ähnlich wie sich pecunia von pecus herleitet.[3]) Auch das im Mittelalter so oft begegnende Wort feudum = feodum, das Stammwort von feudal, bezeichnet ursprünglich wohl Besitz an Vieh (fêo + ôd), und in der Wendung „eine Schuld beitreiben" schimmert noch deutlich die Erinnerung an eine Zeit durch, wo die Schuld in wirklich „gangbarer" d. h. vierbeiniger Münze beglichen wurde. Endlich lassen die Worte „seine Haut zu Markte tragen" noch ziemlich klar erkennen, daß man einst die Häute seiner geschlachteten Haustiere als Bußgeld verwendete.[4])

Natürlich gewährten die Herden auch wichtige Nahrungsmittel, besonders Milch, Käse und Butter.[5]) Auch Fleisch

1) Vgl. ahd. wini, das den Freund bezeichnet, mit got. winja, Weide, Futter.

2) Germ. Kap. 12: equorum pecorumque numero convicti multantur.

3) Auch ostfries. schaap, Schaf war eine Münze im Werte von 11 Pfennigen.

4) Vom Vieh ist auch die übertragene Bedeutung des Umstandswortes „überhaupt" hergenommen: über houbet d. h. über die Häupter des Viehs hinweg, ohne die Stückzahl zu ermitteln, und Ulfilas vermag das (hebräische) Wort Mammon nicht anders als mit „Viehgedränge" (faihuthraihns) wiederzugeben.

5) Käse und Butter hatten, ehe man die verbesserte Zubereitung der südlichen Völker kennen lernte und damit diese Lehnwörter aufnahm, echt deutsche Namen. Cäs. b. g. VI, 22: victus in lacte, caseo, carne consistit; IV, 1, 8: neque multum frumento, sed

genoß man, von Haustieren und vom Wild, frisch oder gebraten (Wildbret = gebratenes Wild). Der Hauptgegenstand der Nahrung aber wurde später das flach und breit gebackene Brot, nach dem sogar bis zur Gegenwart die Hauptmahlzeiten Mittagbrot und Abendbrot genannt werden. Das Wort Gelage deutet die Art des Speisens nach griechisch-römischer Weise an, oder es meint das „Zusammengelegte" (Picknick), und Asch (vgl. Esche) bezeichnet den Stoff, aus dem die Geräte hauptsächlich hergestellt wurden. Dem Wild nachzugehen war niemand untersagt; denn „Wald und Weide" war wie das Wasser nach altgermanischem Recht für jedermann benutzbar mit allem, was dort lebt und webt. Auch die Jagd nannte man Weide und noch jetzt Weidwerk (vgl. ausweiden). Noch heutzutage bewahrt unsere Sprache eine Anzahl Ausdrücke aus dem alten Jägerleben, nur in übertragener Bedeutung: so weidlich (= jagdgemäß), nachspüren (= auf die Spur zu kommen suchen), stöbern (von mhd. stöuber, Jagdhund, stöuben, aufscheuchen), Wildfang (= Wildgehege) u. a.[1])

Mit großer Vorliebe unternahm man **Kriegszüge**; dabei standen Führer an der Spitze, die man auf den Schild erhoben hatte.[2]) Der aus Eibe gefertigte Bogen[3]) und der eschene Wurfspeer[4]) waren die wichtigsten Angriffswaffen, der lindene Schild[5]) diente zur Abwehr feindlicher Geschosse. Dem überwundenen Feinde „setzte man den Fuß auf den Nacken", sein Haupt schlug man vom Rumpfe und benutzte es wohl auch als Schale zum

---

maxime perinde lacte atque pecore vivunt. Plin. 28, 133: e lacte fit et butyrum, barbararum gentium (Germanen) lautissimus cibus.

1) Aus der Zeit, wo man bereits Schießwaffen kannte, stammen Wendungen wie Knall und Fall und Wörter wie Absicht = Guckloch zum Zielen.

2) Hier und im folgenden sind mehrfach Wendungen gebraucht, die erst aus späterer Zeit stammen, aber Verhältnisse jener alten Zeit in glücklicher Weise widerspiegeln.

3) mhd. iwe, Eibenholz und Bogen, vgl. auch den Personennamen Eibenschütz = Bogenschütz und oben S. 57 A. 1.

4) Vgl. lat. fraxinus und griech. μελίη = Esche und Speer.

5) ahd. linta = Schild; vgl. Lindner = Schildmacher.

Trinken (vgl. Hirnschale, Tassenkopf). Kleider und Waffen des Gefallenen zog man aus und nahm sie an sich. Daher erklärt sich der Bedeutungswandel des aus dem deutschen „Raub" entlehnte franz. robe. Dem Führer wurde dabei der beste Teil vorausgegeben (Vor-teil = praemium von prae + emere, nehmen).

Daß ein Volk, so lange es noch keine festen Wohnsitze hat, sondern unstät mit seinen Herden umherwandert, die Entfernungen nach täglichen Marschleistungen berechnet, kann nicht wundern. Ein noch im mhd. nicht selten vorkommendes Wegemaß ist die tageweide, in gleichem Sinne ist das Wort Rast gebraucht worden. Zum Überfluß bestätigt Cäsar diese Thatsache.[1]) Für die kleineren Längemaße war der menschliche Körper die Richtschnur. Die Elle d. h. der Arm von der Hand bis zum Ellenbogen[2]), die Klafter[3]) d. h. die Armspanne und der Fuß waren die gebräuchlichsten. Als Flüssigkeitsmaße benutzte man die ledernen Schläuche, die auf den Nomadenzügen zur Aufbewahrung der Getränke dienten; die Wörter Tonne, Krug, Butte gehn auf jene Grundbedeutung zurück, auch erinnert zwar nicht der Ausdruck Bocksbeutel für einen Würzburger Weißwein, aber der mit Balg engverwandte Name Bulge für einen ledernen Wasserbehälter an die Zeit, wo man, wie im Morgenlande noch heute, das Getränk in Beuteln mit sich führte.

Die Zeitrechnung war seit uralter Zeit bestimmt durch den Mondlauf. Darauf beruht die Einteilung des Jahres in Monate (Monde) von etwa 29—30 Tagen. Die zum Ausgleich mit dem Sonnenjahre nötigen 12 Tage wurden am Jahresschluß eingeschoben; es sind die noch jetzt an allerhand Aberglauben besonders reichen Zwölfnächte. Nach dem Mond-

1) Bell. gall. VI, 25: Hercyniae silvae latitudo novem dierum iter expedito patet; non enim aliter finiri potest neque mensuras itinerum noverunt.

2) ahd. elina, Ellbogen und Elle.

3) Zu engl. clip, umarmen, vgl. den Studentenausdruck „umklaftern".

umlauf scheint auch die Gliederung des Monats in vier Wochen (Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel) vorgenommen worden zu sein, wenn anders das Wort die Grundbedeutung „Wechsel" hat, wie man annimmt. An Voll- und Neumonden fanden die Volksthinge statt. Aus dem Mondjahre erklärt sich auch der Brauch der alten Germanen, den Beginn des Tages nicht vom Morgen d. h. Sonnenaufgang, sondern vom Abend d. h. Mondaufgang an zu berechnen.[1]) Ein Nachklang dieser Sitte sind die Bezeichnungen Weihnachten, Fastnacht und Zwölfnächte.[2])

78 Der wichtige Schritt zum seßhaften Leben wurde durch den **Ackerbau** gefördert. Das Wort Acker, vormals soviel als Trift[3]), erhielt nunmehr seine jetzige Bedeutung. Angebaut wurde Weizen (= weißmehliges Getreide), Hafer, eine Hirsenart, hauptsächlich aber Roggen, der jetzt auch in einigen Gegenden Deutschlands geradezu als „Korn" bezeichnet wird, wie bei den romanischen Völkern deren Hauptbrotfrucht, der Weizen, schlechtweg als frumentum: it. formento, franz. froment. Nach der Ernte wurde das Feld „umgebrochen" und, damit es sich erhole, zur „Brache" liegen gelassen. Der Ackerbau wurde allmählich die Hauptarbeit, ja Arbeit bezeichnete geradezu die Feldbestellung. Ebenso beschränkte sich jetzt das Wort Getreide in seinem Begriffsumfange; denn im mhd. bezeichnet es noch allgemeiner, was der Erdboden trägt (getregede von tragen), auch Gras und Blumen. Was man an einem Morgen pflügen konnte, nannte man „Morgen", und die Getreidehaufen (Schock = Haufen) und Häuflein (Mandel) wurden allmählich geläufige Maße beim Einkauf und Verkauf aller möglichen Gegenstände.

---

1) Vgl. Cäsar b. g. VI, 18: spatia omnis temporis non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur und Tacit. Germ. Kap. 11: nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant.

2) Im Nibelungenliede 1390 L. heißt es über dise siben naht und im Sachsenspiegel dreimal über 14 Nächte; vgl. auch engl. fort night.

3) Trift von Treiben wie ager von agere; ager = Acker.

Das Getreide wurde von den Füßen der Tiere ausgetreten; dreschen heißt daher eigentlich trampeln und hat bei seinem Übergange in die romanischen Sprachen eine verwandte Bedeutung bewahrt: it. trescare, mit den Füßen unruhig sein, tanzen, altfranz. tresche, Reihentanz. Der Dreschflegel (flagellum) ist von Süden zu uns gekommen. Gemahlen wurde auf Handmühlen (ahd. quirn, quern, noch erhalten in Ortsnamen z. B. Kirnbach, Querfurt), während die Wassermühle (ahd. mulîn, -î, mhd. mülne, müle = lat. molina) durch die Römer bekannt wurde (zuerst an der Mosel erwähnt bei Ausonius, Mosella 362).

Zur Ansiedelung wählte man am liebsten nach Cäsars Bericht einen Platz in der Nähe des Wassers. Es bezeugen dies unter andern die zahlreichen Ortsnamen[1]) auf -ach (Eisenach), -au (Altenau) und â (Altona), die meist auf eine Grundform akwâ, Wasser = got. ahwa, Fluß zurückgehn. So konnte man auch die große Neigung zum Baden in kaltem Wasser[2]) bequem befriedigen. Die alten Wohnungen waren vielfach unterirdisch.[3]) Wir erkennen dies auch aus dem Worte dung (= ahd. tunga, mhd. tunc, dunc), das einst ein unterirdisches, mit Dünger bedecktes Gemach zur Winterwohnung, zum Weben und zur Aufbewahrung von Feldfrüchten, und noch gegenwärtig in Augsburg und Nürnberg eine kellerartige Weberwerkstatt bezeichnet. Später wandte man sich dem Holzbau zu.

1) Sofern sie nicht slavischen Ursprungs sind wie viele auf au (Spandau) und a (Grimma) im Osten der Elbe und Saale; aqua = got. ahwa = ahd. aha, woraus das vorwiegend ober- und mitteldeutsche -ach, aber auch das besonders niederdeutsche -â hervorgegangen ist; -au ist = ahd. ouwa = agwjô, „die wässerige" (Ableitung von aqua); -aff (Aschaff, Erlaff), -eff (Honeff) und ndd. -ep (Lennep) gehen auf kelt. ap = aqua zurück.

2) Vgl. Tacit. Germ. Kap. 22. Das vielleicht aus lavare, waschen, baden entlehnte Wort laben (ahd. labôn) ist möglicherweise mit der Sitte der Fußwaschung übernommen worden.

3) Vgl. Plinius hist. nat. 19, 1: in Germania autem defossi atque sub terra id opus agunt, Tacit. Germ. Kap. 16 und Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, S. 492².

Die hölzernen Häuser waren einfach.[1]) Vier Pfähle wurden eingerammt, mit Zweigen und Laubwerk bekleidet und mit Stroh bedeckt; damit war das Haus unter „Dach und Fach". Das ganze Gebäude war also gezimmert (vgl. das Zimmer) und bestand aus einem „Stockwerk"; doch fühlte man sich „in seinen vier Pfählen" wohl, so lange einem nicht ein böser Nachbar „aufs Dach stieg" oder gar „den roten Hahn darauf setzte", d. h. das Strohdach anzündete. Man nannte das Gebäude „Haus" oder „Hütte" d. h. das Hüllende, wie die „Haut" den Körper Bergende. Der Thürverschluß konnte kaum einfacher sein; die Redensarten „einen Riegel vorschieben, einen Pflock vorstecken" erinnern noch an die alte Einrichtung.

79 Die ehelichen Verhältnisse waren gut; natürlich fehlte es auch nicht an Ausnahmen. Die Stabreimformel Kind und Kegel, d. h. eheliche und uneheliche Kinder, giebt in dieser Hinsicht zu denken. Die Kebsweiber wurden wohl meist aus den Kriegsgefangenen und Sklaven genommen; denn Kebse = ahd. chebisa und ags. cefes bezeichnet die Magd, altnord. kefser den Sklaven. Wie die Ehen oft zu stande kamen, sagen uns die Wörter „Brautkauf" und „Brautlauf".[2]) Mord und Totschlag kamen zuweilen vor; neben der Raufluſt werden von den römischen Schriftstellern als hervorstechende üble Neigungen Sauf- und Spielwut erwähnt. Daher stammt der bildliche Ausdruck „schenken" = zu trinken geben, und vielleicht auch „gefallen", das wohl vom Losen mit Würfeln um die Beute herrührt. Ebenso scheint sich die Redensart „auf den Hund kommen" zu erklären; denn unter Hund verstanden wahrscheinlich auch die alten Deutschen wie die Griechen und Römer den

1) Tac. Germ. Kap. 16: ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem. Von Teilen des Hauses tragen deutsche Namen: Balken, Brett, Wand, Zimmer, Säule, Thür, Diele, Schwelle, Dach; von der Zimmerausstattung: Bank, Stuhl, Bett; von Küchengeräten: Napf, Topf, Aich, Quirl, Sieb.

2) Nachwirkung der alten Raubehe; der Bräutigam mußte am Hochzeitstage hinter der davoneilenden Braut herlaufen.

schlechtesten Wurf beim Würfelspiel.[1]) Die Leidenschaft des Würfelns war so groß, daß man sogar die Freiheit „aufs Spiel setzte“ und nun den Ring als Zeichen der Unfreiheit am Halse tragen mußte.[2]) Ein solcher Unglücklicher kam damit in den Besitz eines Ehrwürdigern, seines Herrn (ahd. herro und hêriro = hêrer, hehrer = seigneur: senior), der ihm Unterhalt zu gewähren hatte (vgl. Lord, Herr = hlâf-ord, Laibwart[3]), Brotherr); daneben finden wir noch „Hörige“, die dem Herrn „gehören“ und „gehorchen“, auf einer andern Stufe der Abhängigkeit.

Die **Religion** jener Zeit war Vielgötterei. Die Namen 80
der wichtigsten Gottheiten leben zum Teil noch bis zur Gegenwart fort, so Ziu = Ζεύς, Jovis (Juppiter) in alemannisch Zistag = mhd. Zîestac, engl. Tuesday, während fränk.-sächs. Dingstag, unser nhd. Dienstag nach Kluges allerdings unsicherer Vermutung auf einen Beinamen dieses Gottes = lombardisch Thinxus zurückzuführen ist und Ziu als Beschirmer der Volksversammlungen und Gerichte bezeichnet. Der Name Wodan ist noch erhalten in dem Ausdruck „wütendes Heer oder Wütenheer“ = Wodans Heer, d. h. das wilde Gefolge, das ihn begleitet, im Englischen auch in Wednesday = ags. Vôdenesdag, einem Worte, das im oberdeutschen Sprachgebiete mit dem früheren Schwinden des Heidentums gefallen und durch Mittwoch ersetzt worden ist.[4]) Wodans Sohn Donar treffen wir an in dem Namen des 5. Wochentags, Donnerstag, ferner in Donnersmarck und Donnerkeil, wohl auch in verschiedenen Flüchen wie Donner und Doria, Donnerwetter und in Pflanzennamen z. B. Donnerkraut und Donnerbart. Wodans Gemahlin Freia zu Ehren sind der Freitag und Ortschaften wie Freienwalde benannt worden; unter dem Namen Bertha oder Berchta, die Glänzende, finden wir

1) Vgl. Sau = Aß im Kartenspiel, dann allgemein Glück.

2) got. frîhals (Freihals) = Freiheit.

3) got. *hlaibwards.

4) Auch Hackelbernd = Mantelträger, von ahd. hackel = got. hakuls, Mantel und beran, tragen, geht eigentlich auf den im Wolkenmantel erscheinenden Himmelsgott Wodan.

sie zwar nicht im Ortsnamen Berchtesgaden (= Berchters Gaden), wohl aber gleichwie als Holla oder Hulda im entsprechenden Frauennamen wieder. Endlich an die Schicksalsgöttinnen, die altnordischen Nornen, gemahnt uns der Ausdruck Altweibersommer; denn von ihnen soll das Gespinst herrühren. Man verehrte die Götter in heiligen Hainen (got. alhs, ahd. alah[1]), Hain und Tempel) und brachte ihnen dort Opfer dar. In „Ungeziefer" steckt das ahd. zëbar, Opfertier, und „Gilde" bedeutet eigentlich Opferschmaus.

Neben den himmlischen Göttern hatte man allerhand geheimnisvolle Wesen, mit denen man sich die Erde bevölkert dachte und denen man alle möglichen Kräfte zuschrieb. Gewöhnlich vollführten sie Neckereien und suchten den Menschen bei passender Gelegenheit einen Possen zu spielen. Den Hexen (ahd. hagazussa, Waldfrau?) schreibt man den Hexenschuß zu, die Mare oder Alpe belästigen uns durch das Alpdrücken; die Kobolde „walten im Hause"[2]), die Wichte verfilzen gern das Haar (Wichtelzopf) und werden daher bei Hochzeiten durch Poltern (Polterabend) vertrieben, wie die Druden in neuerer Zeit durch den Drudenfuß; die Gespenster suchen den Menschen dies und jenes „auszuspannen". Die Gabe, Zukünftiges zu erkennen, hatten verschiedene Tiere, vor allem der Schwan.[3]) Man spricht daher vom Schwanengesang und sagt bei Ahnungen „mir schwant". Auch die Raben vermögen die Zukunft zu verkünden („Unglücksrabe"), dasselbe gilt noch gegenwärtig vom Kuckuck.[4]) So hat gar mancher, der in das geheimnisvolle

1) Davon stammen die Ortsnamen Alachstädt in der Wetterau, Ahlsheim bei Worms u. a.; auch ahd. haruc, an. horgr bedeutet ursprünglich Wald, später daneben Tempel. Kaufmann, Deutsche Mythologie S. 20.

2) Kobold wohl von Koben und old = walt wie Herold = Heerwalt; nach einer andern Annahme ist im letzten Teile das Wort hold = got. hulths enthalten, sodaß eine got. Form *kubahulths, Hausshold anzusetzen wäre.

3) Das Wort ist wohl verwandt mit sonare wie Hahn mit canere. Tacit. Germ. Kap. 10: et illud quidem etiam hic notum avium voces volatusque interrogare.

4) Aber „der Kuckuck weiß es" ist soviel als „der Teufel weiß es".

Düster des Waldes eingetreten ist, „ein Vögelchen singen hören". Der Storch gilt als Glücksverleiher, er bringt die kleinen Kinder und auch sonst dem Hause Heil, auf dessen Dache er nistet; daher sein niederdeutscher Name Adebar = Glücksbringer.[1])

Auch die Rechtsanschauungen jener Zeit blicken noch 81
überall aus unserer Sprache hervor. „Besitzen" heißt das Eigentumsrecht dadurch bekunden, daß man sich auf etwas setzt.[2]) Die Entziehung des Eigentums bezeichnet man in gewissen Fällen noch jetzt als Entsetzung (z. B. Amtsentsetzung). Eine verwandte Rechtshandlung besteht darin, daß man jemand „den Stuhl vor die Thür setzt", freundlicher benimmt sich dagegen der, der einem andern etwas „anheimstellt", d. h. in feierlicher Weise in sein Heim (Haus) stellt. Die Redensart „unter den Hammer kommen" führt uns in die Zeit zurück, wo der steinerne Hammer von unsern Vorfahren noch als Waffe benutzt wurde. Er war eine gewöhnliche Beigabe des Gottes Donar; mit ihm erfolgt noch gegenwärtig bei gerichtlichen Versteigerungen der Zuschlag[3]) und bei Grundsteinlegungen ein dreifacher Schlag, um anzudeuten, daß der Vorgang sich rechtmäßig zugetragen hat. Früher schickte man auch einen Hammer in der Gemeinde herum, wenn man einen Gerichtstag berufen wollte. Waren die Mitglieder zusammengetreten, so wurde ein Pferd, das in der Mitte des Platzes mit dem Kopfe an einen Pfahl gebunden war, mit dem Hinterteil herumgedreht und „schlug" so mit den Hufen den Kreis, den die Teilnehmer bilden sollten (vgl. einen Kreis schlagen). In späteren Zeiten wurden dann Schranken angebracht, die zu überschreiten verboten war. Nach der umstehenden Versammlung aber, nach den Umständen, wie man sie nannte, hatte sich der Vorsitzende des Gerichts beim Urteilsspruche zu

1) Nach einer andern Deutung kommt das Wort nicht von ôd (altsächs. Gut, Besitz, vgl. All-od), sondern von an. jod, Kind; der zweite Bestandteil ist von bero, tragen, abzuleiten; ciconia von canere kennzeichnet ihn als Weissagevogel.

2) Vgl. possidere von sedere.

3) Bei den Römern ist die Volkswaffe (hasta) in ähnlicher Weise verwendet worden: sub hasta venire, verkauft werden.

richten („sich nach den Umständen richten"), weil diese allein berufen waren, das Urteil zu fällen. Die Gerichtssitzung nannte man Ding (Thing), ein Wort, das jetzt zur Bedeutung von „Gegenstand" verallgemeinert worden ist, also in ganz ähnlicher Weise wie „Sache" und „chose" (= lat. causa, vgl. auch cause), worunter man von Haus aus einen Rechtshandel verstand. Die Wörter „Widersacher" = Gegner im Rechtsstreite und „verteidigen" = vertagedingen (von Tageding, Gerichtstag) erinnern noch an die zu Grunde liegende Anschauung. Mußte jemand zur Beteuerung seines Unrechts schwören, so that er dies unter Anrufung von Stein, Fels und Berg. Wie die Römer Jovem lapidem iurabant, wobei der Stein als Sinnbild des Juppiter galt, so auch die Deutschen. Als dann nach Einführung des Christentums die Gebeine der Heiligen zu Zeugen angerufen wurden, entstand die aus heidnischer und christlicher Anschauung hervorgegangene Schwurformel „Stein und Bein schwören". Für Totschlag eines Menschen oder Tieres wurde gewöhnlich „Wergeld" (d. h. Mannsgeld von wër = vir, Mann, vgl. Werwolf = Mannwolf, λυκάνθρωπος und Welt, mhd. wërlt, wërelt, ahd. wëralt, engl. world = wër, Mann und altnord. old, Zeitalter) entrichtet. Das Begnadigungsrecht, das in den Händen hochgestellter Personen lag, wurde so gehandhabt, daß man die Schuldigen mit dem Mantel zudeckte (daher etwas „bemänteln" = mit dem Mantel christlicher Liebe zudecken). Streitigkeiten über den rechtmäßigen Besitz eines Gegenstandes wurden nicht selten durch das Los entschieden. Dabei bediente man sich zweier Grashälmchen oder Holzstückchen, von denen man eins aus der Hand ziehen ließ. Wer „den kürzern (Halm) zog", hatte verloren.

82 Ansätze zur Kunst sind in dem Bemalen der Schilde mit allerhand Bildern zu erkennen, aus denen sich nach und nach die Ritterwappen entwickelt haben; wenn wir jetzt das Wort „schildern" im Sinne von etwas schön und lebhaft beschreiben gebrauchen, so denken wir gewöhnlich nicht mehr an die Grundbedeutung (den Schild bemalen).[1] Auch Schreiben und Lesen

1) Tacit. Germ. Kap. 6: scuta lectissimis coloribus distinguunt; mhd. schiltaere, Maler, wie noch jetzt holländisch Schilderer = Maler.

gehören zu den Kunstfertigkeiten, so einfach sie auch betrieben wurden. Als Schreibstoff verwendete man Holz, gewöhnlich Buche. Daraus schnitt man sich Stäbchen, in die man die Lautzeichen einritzte. Engl. write, schreiben (= angelsächs. writan) ist dasselbe Wort wie unser ritzen und reißen in Reißzeug, Abriß, Grundriß; und das später aus dem Latein entlehnte Wort „schreiben" (scribere) führt auf denselben Stamm wie σκαριφᾶσθαι, eingraben.[1]) Diese „Buchenstäbchen" mitsamt den darauf eingeritzten Zeichen nannte man angelsächsisch rûnstafas, Runenstäbchen, hochdeutsch „Buchstaben". Sie galten als Geheimschriften[2]) und waren meist nur den Priestern[3]) und Familienvätern bekannt. An das Geheimnisvolle erinnert noch der stammverwandte Ausdruck „raunen" für heimlich reden, flüstern (von Rune).[4]) Später schrieb man auf Pergamentrollen, auf die sich die Redensart „das geht auf keine Kuhhaut" bezieht, während die neuern Ausdrücke etwas „entwickeln, entrollen" vielleicht nichts mit dem Pergament zu thun haben. Nicht unwahrscheinlich ist, daß auch das Lesen nach dem Zusammenlesen, Sammeln der Buchenstäbchen genannt worden ist; die Westgoten sagten dafür „singen". Das Rechnen geschah nach dem Zehnerfuße, wie unsere Zahlwörter auf -zig = Zehnzahl (δεκάς) deutlich beweisen; doch scheint daneben noch das Zählen nach Zwanzigern üblich gewesen zu sein, wie auch bei den Franzosen (quatre-vingt = 4 × 20) u. a. Völkern. Darauf führt die Bedeutung der Wörter Stein = 20 Pfund, Stiege = 20 Stück, Schock = 3 × 20 Stück. Die Schmiedekunst verstand man schon frühzeitig und „schmiedete auch Ränke"; dagegen lag das ärztliche Heilverfahren noch in den Windeln. Daß gern durch Besprechen geheilt wurde, sagt

1) Zweifelhaft ist, ob auch γράφειν schreiben mit „graben" zusammengehört.

2) Aber bei Tacit. Germ. Kap. 19 bedeutet litterarum secreta wohl heimlichen Briefverkehr.

3) Tacit. Germ. Kap. 10: auspicia sortesque u. s. f.

4) Vgl. auch das Wort Alraune, Mandragore. Zu beachten ist ferner die Grundbedeutung der Wendung „eine Zeichnung entwerfen" wofern sie überhaupt an die Sitte des Runenwerfens erinnert.

die Bedeutung von mhd. lâchenaere, Arzt, Besprecher = engl. leech in horseleech, Tierarzt, das noch in dem Eigennamen Lachner fortlebt. Als eine wichtige Triebfeder zum Dichten erweist sich die Neigung zum scherzhaften Aufziehen; denn die Wörter ahd. scopf, Dichter = ags. scop = mnd. scop, Spötter und nhd. „beschuppen" sind von einem Stamme gebildet.

83 Unter römischem Einflusse trat an die Stelle der leicht gezimmerten Holzhütte der Steinbau. Die Wohnungen wurden nun fester, größer und schöner; in solchen Gemächern fühlte man sich nun „gemächlicher", zumal als die Fensterscheiben aufkamen. Auch geschlossene Ortschaften entstanden nach römischem Muster, zuerst an Rhein[1]) und Donau, später im Binnenlande, seit Heinrich I. auch Städte, deren Haupterfordernis eine sichere Einfriedigung war. Man umgab sie mit Pfählen, wonach die Pfahlbürger genannt worden sind, oder mit Mauern von Stein (= murus, lat. Lehnwort); umzingeln heißt eigentlich mit einem cingulum, d. h. einer Verschanzung versehen. Zahlreiche Ortsnamen sind nach solchen einfachen oder stärkeren Einfriedigungen benannt, z. B. viele auf -hagen oder -hag = Gehege und angelſ. tûn = engl. town, ton, Zaun[2]); ebenso verhält es sich mit denen auf -burg von bergen. Von Burg im Sinne einer Stadt haben die Bürger und der Burge- oder Bürgemeister (nicht Bürgermeister) ihren Namen. Sofern jene verpflichtet waren, den angreifenden Feinden mit dem Spieße entgegenzutreten, hießen sie „Spießbürger". Die Stadtthore wurden bei Nacht geschlossen; wer kurz zuvor erschien, „kam vor Thorschluß". Wo die Stadt eigne Gerichtsbarkeit erhalten hatte, dehnte sich diese nur über das städtische „Weichbild"[3]) aus, wie denn dieses Wort von Haus aus die Stadtgerichtsbarkeit bezeichnet (ahd. wîh = vicus und bild = engl. bill, in Unbill und billig). Mit zunehmendem Handel entstanden Märkte (= lat. mercatus),

1) Ammian. Marcell. XV, 11, 1 berichtet, daß Kaiser Julian 357 in der Gegend von Mainz domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa flammis subditis exurebat.

2) Ein Achtel aller englischen Ortsnamen ist so gebildet.

3) Daher mhd. wîchgrâve, Stadtrichter und wîhvride, Stadtfriede.

vielfach wohl, wie der Name Messe sagt, im Anschluß an die kirchliche Feier (missa = Messe). Auch Münzen kamen in Umlauf. Trug man sie auf Schnuren gereiht am Halse, so griff man sie nur im Notfalle an, wenn man sich gezwungen sah, „von der Schnur zu zehren". Vielfach waren sie so dünn wie Blech, daher bezahlen auch „blechen" heißt. Der Schilling hat seinen Namen von schallen = klingen. Von der Stadt Hall in Schwaben wurden die „Heller", von Joachimsthal in Böhmen die Thaler genannt; die Münzen der Stadt Freiburg im Breisgau trugen einen Rabenkopf, daher „berappen" (Rappe = Rabe). Für den Namen der Mark ist die Prägungsmarke bedeutungsvoll geworden, das Zeichen, daß sie auf Feingehalt geprüft worden war. Der Ausdruck „von echtem Schrot und Korn" lehrt, daß man zwischen dem ganzen Gewicht einer Münze (Schrot) und dem Feingehalt an Gold oder Silber (Korn) unterschied. Jetzt lohnte es sich zu „kippen" (abschneiden) und „wippen" (wiegen), d. h. die Münzen zu verschlechtern; jetzt „wog man auch auf der Goldwage". Neben der Goldschneiderei gab es auch Beutelschneiderei; denn Beutel aus Katzenfell („Geldkatzen") und andern Fellarten wurden gern getragen.

Während früher Wald und Feld, Wasser und Wiese für 84
jedermann frei und benutzbar gewesen waren, wurden sie nach und nach aufgeteilt und gingen in erblichen Besitz über. Verkauf und Kauf galten „nach Jahr und Tag" für rechtskräftig. Erbe war gewöhnlich der älteste Sohn, die jüngeren wurden mit kleineren Gütern, sogenannten Hagen, abgefunden (Hag = Umfriedigung) und hießen daher „Hagestolze" = Hagbesitzer (got. staldan, besitzen). Da sie nun meist zu unbemittelt waren, um sich einen eignen Hausstand zu gründen, und vom ältesten Bruder abhängig blieben, so entwickelte sich in dem Worte die jetzt gebräuchliche Bedeutung der Ehelosigkeit. Die Verlobung wurde meist in der öffentlichen Versammlung vor der Gemeinde vollzogen; daher hat ahd. mahal die beiden Bedeutungen Versammlung und Ehevertrag (vgl. Ge-mahl = ahd. gimahalo, Bräutigam, Gatte).

Von sonstigen Gebräuchen und Sitten des Mittelalters

heben wir noch folgende hervor. Von der Verwendung der Sanduhr kommt wohl der Ausdruck „die Uhr ist abgelaufen" und die Zeit „verrinnt"; an die Sitte des Femgerichts, Vorladungen mit dem Dolche an das Thor zu stecken, gemahnt das Wort „Steckbrief" (vgl. einem etwas stecken). „Radebrechen" und „wie gerädert sein" gestatten uns einen tiefen Einblick in die Grausamkeit des Rechtsverfahrens; „wie auf glühenden Kohlen sitzen", „die Feuerprobe bestehen", „für jemand durchs Feuer gehn", „sich weiß brennen wollen", „Gift oder das Abendmahl auf etwas nehmen" erinnern an die Gottesurteile. Der Löffel, den der Barbier gebraucht, um seine Kunden „über den Löffel zu barbieren", und das „Kerbholz" sind jetzt nicht mehr üblich, auch die Tafel wird nicht mehr, wie einst, in wörtlichem Sinne nach dem Mahle „aufgehoben", wohl aber können wir noch jemand „den Rank (Krümmung, Umweg; nicht Rang) ablaufen" und den Brauch beobachten, dem der Ausdruck „ein Ausbund von Ungezogenheit" entstammt, nämlich das 12. Stück bei Waren auf die Papierumhüllung zu binden.[1])

So haben wir in Kürze einen mehr als tausendjährigen Abschnitt deutscher Sittengeschichte durchmessen, und wenn wir auch nur den kleinsten Teil der einschlägigen Erscheinungen berühren konnten, so haben wir doch den Beweis geliefert, daß sich die Gesittung eines Volks in seinem Wortschatze, namentlich in seinen Übertragungen, wiederspiegelt. Wie der Geolog aus den verschiedenen Geschieben und Schichtungen des Gesteins die Entwickelung der Erdoberfläche zu erschließen vermag und die Kräfte erkennt, die die Veränderungen erzeugt haben, so machen uns auch die Bedeutungsablagerungen unserer Sprache mit den Kräften bekannt, die einst im deutschen Volke wirksam waren, und eröffnen uns lohnende Einblicke in das Thun und Treiben, Denken und Empfinden unserer Vorfahren.

1) Andere hierher gehörige Wendungen und daraus sich ergebende Gebräuche finden sich verzeichnet in dem lehrreichen Aufsatze von G. Blumschein in den wissenschaftlichen Beiheften des allgemeinen deutschen Sprachvereins III, S. 102—125 und IV, S. 143—155.

Wie die Zeiten sind, so sind die Wort, und
hinwiederumb wie die Wort, so sind auch
die Zeiten. Verba ut nummi.
Der Unartig Teutscher Sprachverderber (1643).

Stil und Kulturentwickelung.

„Der Stil ist kein Kleid, das man an- und auszieht; er 85
ist ein Stück vom Herzen des Volkes selbst. Stil kann sich nur aus der Persönlichkeit und zwar aus dem tiefsten, innersten Keime der Persönlichkeit eines Volkes entwickeln.“[1]) Der Stil der Deutschen ist ein anderer als der der Franzosen; aber so gewiß es ist, daß sich im Laufe der Jahrhunderte die Gesittung der Völker ändert, so sicher kann man auch beobachten, daß sich ihr Stil ganz allmählich umbildet und dem jeweiligen Zeitgeiste anpaßt.[2]) Die großen Dichter und Denker, die die Sprache befruchten und ihrer Entwickelung die Bahn mit vorzeichnen, wurzeln mit ihrem ganzen Dasein im Boden ihrer Heimat und ihrer Zeit und entrichten unwillkürlich dem Geschmacke und der geistigen Strömung ihres Jahrhunderts einen größeren oder geringeren Zoll; sie glauben zu treiben und werden doch auch selbst getrieben; ohne es zu wissen, lauschen sie auf die geheimnisvollen Eingebungen des Volks- und Zeitgeistes.

Urwüchsig und kernig wie die Bewohner des altger- 86
manischen Landes war auch ihre Sprache. Inhaltschwer und

1) Rembrandt als Erzieher, 10. Aufl. S. 27. Ähnlich Humboldt über die Verschiedenh. des menschl. Sprachb. S. 21 und 215.

2) Vgl. J. E. Wackernell, Die deutsche Sprache im Zusammenhange mit der Kulturentwickelung des deutschen Volks, Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins IV, 3 Spalte 38 ff., worin besonders das 18. Jahrhundert behandelt ist.

gewichtvoll schreiten die Wörter dahin, volltönend klingen sie ans Ohr. Vokalreiche, lange Beugungssilben[1]) verleihen ihnen ein ehrwürdiges Aussehen. Der Trieb nach Gleichklang des Anlauts giebt der gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres. Einfachheit waltet im Satzbau, der auf Unterordnung fast völlig verzichtet. „Für geschickte Unterordnung fehlte der Sprache ebenso der Sinn wie dem demokratischen Leben des Bauern."[2]) Die sinnliche Kraft der Bedeutung[3]), die jedem Worte frisch aus dem Auge schaut, erhöht den Reiz der Wirkung und bannt unser Herz unwiderstehlich an die Stätte, wo Liebe und Treue, Kraft und Mut zu herrlichem Vereine gepaart sind.

Aber nicht idyllische Zustände werden uns in den alten Volksepen vorgeführt, sondern heftige Leidenschaften und ungestüme Handlungen, die in dramatisch bewegter Sprache dargestellt werden. Wie die Gefühle in der Brust der Helden auf- und abwogen, so wechselt im Satze häufig eine Vorstellungsreihe in bestimmter Verschränkung mit einer andern ab. In feierlicher, kraftvoller Weise werden bedeutsame Gedanken wiederholt, bald durch Wiederkehr eines wichtigen Begriffes am Satzende, bald durch unmittelbar folgende Wiedergabe eines Satzinhalts in veränderter Fassung (Parallelismus) nach Art der Psalmen und überhaupt der orientalischen Dichtung. Für beides

1) Z. B. chônnêm mannun, kühnen Mannen oder wuntane bougâ, gewundene Spangen. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, S. 442: „Das Althochdeutsche hat die Vokale der Ableitungs- und Flexionssilben reiner und ursprünglicher erhalten als irgend eine germanische Sprache von gleichem Lebensalter, und darauf beruht gerade die Musik des ahd. Verses noch im 9. Jahrh."

2) Vgl. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, S. 297.

3) Ebenda S. 295: „In ihrem Deutsch .. hing fast allen Wörtern noch das Sinnliche des ersten Eindrucks an, welcher ursprünglich das Wort aus der Seele gelockt hatte. Abstraktionen, Wörter für Begriffe, welche der sinnlichen Anschauung entkleidet waren, fehlten fast ganz. Das Wort Grund bedeutete nicht Ursache, sondern nur Boden. .. Wenn der Deutsche einen Gedanken aussprechen wollte, so erfand er ihn in ein Bild gehüllt .., wenn er eine Lebensmaxime in Worte fassen wollte, erschien sie als Sprichwort."

bietet das Hildebrandslied Belege. Hier heißt es: „Sohn und Vater richteten ihre Panzer, bereiteten ihre Kampfkleider, gürteten sich ihre Schwerter um, die Helden." Also um dem Zuhörer die Wichtigkeit der am Satzanfange stehenden Worte recht fühlbar zu machen, wird am Schluß die wichtige Bestimmung „die Helden" hinzugefügt. Und wenn der Dichter sagt: „Nun soll mich das eigne Kind mit dem Schwerte hauen, niederbreiten mit seinem Beile" oder: „Nun magst du leichtlich an solch hehrem Manne Rüstung gewinnen, Raub erbeuten", so erkennen wir deutlich, wie die Kunst, den Gedanken mit Nachdruck in andere Form zu gießen, meisterhaft gehandhabt worden ist. Und dient nicht auch der Stabreim dem Zwecke bedeutungsvoller Hervorhebung, indem er die wichtigsten Begriffe des Verses zusammenkettet?

Freilich weicht die Sprache der deutschen Heldendichtung in mancher Hinsicht ab von der nordischer Epen; namentlich fehlt ihr die regelmäßige Wiedergabe geläufiger Vorstellungen mit den gleichen Bildern wie Helmträger = Krieger, Rinderspender = König, Hengst der Wogen = Schiff, Drache = Kriegsschiff, Schnecke = Lastschiff; aber daß auch in deutschen Landen dieser Brauch einst bestanden hat, läßt die Rechtssprache der salischen Franken noch erkennen[1]), wo der Stier als Heerführer, die Ziege als Lauchfresserin, der Haushund als der an die Kette gewöhnte bezeichnet werden mußte, falls man nicht gewärtig sein wollte, den Rechtsstreit zu verlieren.

Aber auch im Vergleich zu den Homerischen Gesängen ergiebt sich manche Abweichung. An breit ausmalendes Schildern ist nicht zu denken, weit ausgesponnene Vergleiche sucht man vergeblich. Der Hintergrund der Ereignisse wird nur angedeutet, das Zuständliche tritt gänzlich zurück vor den Menschen mit ihren Leidenschaften und Handlungen, die oft in althergebrachten Formeln der Laut- und Geberdensprache zum Ausdruck kommen.

1) „Wie die Rechtsvorgänge gehobene Momente des Daseins waren, so hatte sich ihrer Symbolik auch die gehobene Sprache urzeitlicher Dichtung zu Dienst gestellt." Lamprecht, Deutsche Geschichte I, 187.

87 Aber das Naturvolk sollte nicht von äußeren Einflüssen unberührt bleiben. In das geheimnisvolle Halbdunkel des germanischen Urwaldes dringt das Doppellicht der römischen Bildung und des christlichen Glaubens. Jetzt verdrängt das steinerne Haus die Pfahlhütten, das gewebte Gewand die Tierfelle. Die römischen Schriftzeichen treten an die Stelle der Runen, lateinische Lehnwörter durchsetzen die Sprache, lateinischer Satzbau beeinflußt die Übersetzungen und andere Schriftstücke jener Zeit.[1]) Schwerfällig schleppen sich die den fremden Perioden angepaßten Satzgefüge dahin, steif und ungelenk wie oft die Schreibenden selbst, die behäbigen Mönche der alemannischen und bayrischen Klöster. Wenn sich die Wörter auch ihre volltönenden Laute bewahrt haben, so ist doch der Sprache ein gut Teil von der Kraft und Frische des vorigen Zeitabschnitts verloren gegangen. Wie sich in sittlicher Hinsicht die schroffen Gegensätze „von Grausamkeit und Milde, Trotz und Demut, kühnem Aufbrausen und weichmütigem Entsagen, rauher Tapferkeit und schwärmerischer Weichheit“ (Lübke) gegenüberstehen, so befindet sich auch die Sprache in einer Übergangszeit. Wohl ist sie meist noch konkret und anschaulich, ja man findet die sinnbildliche Ausdrucksweise früherer Zeit selbst bei den damaligen Geschichtsschreibern wieder[2]); auch lautlich ist sie schön und wohlklingend, aber in der Satzfügung nicht selten unbeholfen und wenig gewandt. Denn die Übersetzer und Dichter haben zwar den besten Willen, aber meist nicht die Kräfte dazu, die Muttersprache zu fördern.

88 Anders wird es, als der Meißel den Händen der Geistlichen entsinkt und von den Rittern ergriffen wird. Da ersteht

1) Über syntaktische Mittel des Ausdrucks im ahd. Isidor (im Verhältnis zur lateinischen Vorlage) schrieben Seedorf, Paderborn 1888 und Rannow, Berlin 1888; zur Syntax des Notkerschen Boethius H. Wunderlich, Berlin 1883; über den Stil der altgermanischen epischen Poesie Heinzel 1875, A. Arndt, Paderborn 1879 und R. Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur, Straßburg 1894, I, 2. Buch Kap. IV.

2) So wird der Gedanke, daß auch Jünglinge sterblich sind, bei Thietmar (976—1019) 2, 21 symbolisch gewendet: „Oft wird schon eine Kalbshaut an die Wand gehängt.“

ein Bauwerk, dessen hohe Hallen auf herrlichen Säulen ruhen, in dessen gewaltigen Sälen schmucke Bilder kühner Recken hängen: der Prachtbau der höfischen Sprache. Entsprechend der feineren Sitte und Lebensart, die man von Frankreich übernommen hat, sucht man nun auch dem gesprochenen und geschriebenen Satze eine gefälligere Form, mehr Schliff und Glätte zu geben. Wohl haben die Wortstämme viel von ihrer Durchsichtigkeit und die Endungen ihre Klangfülle eingebüßt, aber dafür sind die Sätze geschmeidiger und gelenker geworden, die Darstellung gewandt und gefügig, dabei warm und gemütvoll, der Ausdruck gerundet. Der rasche Fluß der Erzählung und der dramatische Gang der Handlung, wie wir ihn in der alten Zeit finden, ist in Wegfall gekommen; man versenkt sich mehr in das Zuständliche, Einzelne und schildert mit epischer Breite und Behaglichkeit die Empfindungen der Helden, Hoffeste und Turniere, Kleidungsstücke und Ausrüstung der Beteiligten. Dabei tritt die Persönlichkeit des Dichters oft stark hervor. Während früher überall der gleiche epische Stil begegnet und bestimmte Formeln und Wendungen sich immer wiederholen, ist hier die Sprache bei den einzelnen oft eigenartig gefärbt, mit Betrachtungen erfüllt, von Gegensätzen belebt. Neben der weichen, gefällig klingenden, dabei von Leidenschaften durchglühten Schreibart eines Gottfried von Straßburg steht die gedrungene, kraftvolle, oft dunkle Sprache eines Wolfram von Eschenbach.

In den alten Volksepen, die jetzt überarbeitet wurden, trat „neben den alten Schatz epischer Formen und den raschen, bilderarmen Fluß der Erzählung in den älteren Bestandteilen die breitschildernde Art des Ritterromans, und Phrasen höfischer Konvenienz finden sich gelegentlich in den kurz angebundenen Reden alter Recken. Es ist, als ob ein moderner Baumeister hehre Ruinen einer fernen Vorzeit für den Gebrauch des modernen Lebens ausgebaut und vervollständigt hätte" (Lamprecht). Der Homerische Stil des Epos war in der Entwickelung begriffen, aber noch nicht erreicht: an Schönheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, Pracht und sinnlicher Fülle der Darstellung stehen Nibelungenlied wie Gudrun und andere Volks-

dichtungen auch in der Überarbeitung dem Altmeister Homer nicht gleich. Zwar werden Beseelungen häufiger, und das Verlangen erwacht, schmückende Beiwörter einzustreuen und die Rede durch Vergleiche zu beleben. Indes sind die Heldengesänge hierin meist sparsam, alles ist einfach und knapp. Am meisten werden bezeichnender Weise noch die Waffen mit malenden Zusätzen benannt. Da finden wir schneidende, lichte, scharfe, breite Schwerter, goldfarbene Schilde, steinharte Helme und stahlharte Spangen. „Die Beiwörter der Helden und Heldinnen sind schlichte Hinweisungen auf das Ideal: tapfer, kühn, zuweilen nachdrücklich verstärkt: sehr tapfer, sturmkühn, wunderschön, zuweilen charakteristisch gewählt, so wenn Rüdeger freigebig, Hagen der grimme genannt wird. Das Malerische beschränkt sich auf Selbstverständliches: eine weiße Hand, ein roter Mund, gelbes Haar kehren immer wieder, desgleichen das rote Gold, der grüne Wald, der kalte Brunnen, der kühle Morgen."[1]) Die Zahl der ausgeführten Vergleiche beträgt in der Ilias 178, in der Äneide 77, in der Odyssee 39, im Nibelungenliede kaum die Hälfte, also höchstens 20.[2]) Schön sagt der Dichter:

Wie vor dem Mond dem lichten der Sterne Chor sich neigt,
Wenn er in lauterm Glanze der Wolkennacht entsteigt,
So neigt sich vor Kriemhilde gar manche edle Frau[3]);

aber an Länge und Art der Kleinmalerei steht dieser wie die meisten Vergleiche des Nibelungenliedes hinter den Homerischen

1) Scherer, Deutsche Litteraturgeschichte S. 109.

2) Vgl. auch H. Groth, Vergleich, Metapher, Allegorie und Ironie im Nibelungenliede und in der Gudrun. Charlottenburg 1879; Timm, Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache. Halle 1852; J. Schmedes, Über den Stil der Epen Rother, Nibelungenlied und Gudrun. Dissertation 1893; R. Galle, Die Personification als poet. Kunstmittel und ihre Verwendung in der mhd. Dichtung. Leipzig 1888; E. Steinmeyer, Einige Epitheta der mhd. Poesie. Erlangen 1889; Burmester, Über den Einfluß der Metapher auf die Entwickelung der Sprache. Barmen 1863; J. Bauer, Das Bild in der Sprache, Programm von Ansbach 1889; Biese, Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit, 1888; v. Zingerle, Die Alliteration bei den mhd. Dichtern. Wien 1864; K. Kinzel, Wolframs Stil. 1873.

3) Strophe 282 Lachm. nach der Übersetzung von Legerlotz.

zurück. Wo die Ilias[1]) den Hektor mit einem Löwen zusammenstellt, widmet sie diesem mit Sorgfalt bis ins Kleinste ausgeführten Gemälde 10 Verse, und wo das Nibelungenlied die Schnelligkeit und Gewandtheit Siegfrieds im Kampfe gegen den Zwerg Alberich durch den nämlichen Vergleich anschaulich macht, begnügt es sich mit den Worten: „Wie die Löwen wilde liefen sie an den Berg".[2])

Auch der Wortschatz zeigt gegen früher einen Wandel und hat die der Zeitrichtung entsprechende Färbung angenommen. Die Bedeutung ist mehr durchgeistigt, die Zahl der abgezogenen Begriffe, namentlich auf sittlichem Gebiete, vermehrt. Bei Tugend, Laster, Neid und anderen Wörtern überwiegt jetzt mehr und mehr der ethische Sinn[3]), milte, das vorher die Freigebigkeit bezeichnet hatte, bekommt nun meist die Bedeutung Menschenfreundlichkeit; altertümliche oder gemeine und unhöfische Ausdrücke werden gemieden.[4]) Schlagwörter der Zeit sind mâze (Selbstbeherrschung) und zuht, minne und saelde (Glück), staete (Beharrlichkeit), hövesch und dörperlich (tölpelhaft), tumbe und wîse (jung und alt). Und stellen wir die bildlichen Wendungen der nhd. Schriftsprache zusammen, die aus jener Zeit stammen, so leben die Sitten und Gebräuche des Mittelalters, die Fehden und Turniere, überhaupt die ganze Herrlichkeit des Rittertums vor unsern Augen wieder auf. Wir sehen die Ritter „in die Schranken treten", einander „den Fehdehandschuh hinwerfen" oder „die Spitze (nämlich der Lanze oder des Schwertes) bieten", „miteinander eine Lanze brechen", gewahren, wie sie „sich aus dem Sattel heben", „ausstechen", „auf den Sand setzen" und „im Stiche (liegen) lassen" oder wie sie „in allen Sätteln gerecht (= gerichtet) sind", „Stich und Stand halten", „sich die Sporen verdienen", jemand „die Stange halten" oder „die Brücke treten". An ihre Tracht erinnern uns die Wendungen „etwas aus den Ärmeln schütteln",

1) Ilias Buch XII, 41—50.
2) Strophe 98, 2 Lachm.
3) Vgl. Cauer, Programm von Hamm 1870 S. 3 ff.
4) Pfeiffer, Freie Forschung S. 345 ff.

„auf großem Fuße leben", „gestiefelt und gespornt sein", an ihre Mahlzeiten die Redensarten „sich alles herausnehmen" (nämlich aus der Schüssel mit den Fingern), „sich den Mund verbrennen", jemand „das Wasser reichen" (zum Waschen der Hände vor und nach dem Mahle); an sonstige Sitten der Zeit gemahnen die Ausdrücke „Vorboten des Gewitters", „jemand heimleuchten", „einem den Korb geben", durch= (den Korb) fallen u. s. f.

89 Mit den prachtliebenden Staufern kam das Mittelhochdeutsche empor, mit ihrem Untergange begann es zu verfallen. Das 14. Jahrh. war der Herbst des Ritterwesens, aber der Lenz des **Bürgertums**. Die deutsche Welt war bis auf den Grund ernüchtert. Der Meistergesang erblühte, das Lehrgedicht verdrängte das Minnelied. Wie der Spitzbogen damals den Rundbogen ablöste, der gotische Baustil an Stelle des romanischen trat, wie auch die Schrift jene eckige und spitze Buchstabenform anzunehmen begann, die wir noch gegenwärtig als besonderes Merkmal der deutschen Schriftzeichen betrachten, so ging auch der Sprache Rundung und Geschmeidigkeit allmählich verloren.[1]) Die Mundarten traten wieder hervor und durchbrachen die Regeln der mhd. schriftsprachlichen Einigung. „Die Schriftsteller dieser Zeit," sagt Jakob Grimm, „vergröbern stufenweise die frühere Sprachregel und überlassen sich den Einmischungen landschaftlich gemeiner Mundart." Die ungebundene Rede gewann einen breiteren Raum, besonders die der Urkunden, Rechtsbücher, Predigten und mystischen Schriften. Die Oberflächlichkeit der Geistesbildung kam in der zunehmenden Herrschaft der nichtssagenden Redensart (Phrase) zum Ausdruck, die Roheit der Zeit des Faustrechts und des entarteten Rittertums erkennt man an den wohl damals aufkommenden Bezeichnungen „brandschatzen"[2]), „dem Landfrieden nicht trauen", „Rädelsführer", „sich durch die Welt schlagen" u. a.

---

1) Sehr wertvolle Auseinandersetzungen über die Sprache, Litteratur und Metrik des 14. und 15. Jahrh. finden sich in der Ausgabe des Hugo v. Montfort von J. E. Wackernell. Innsbruck 1881.

2) d. h. eine Geldauflage festsetzen zur Abwendung des förmlichen Niederbrennens.

Noch schlimmer erging es unserer Muttersprache, als die **Wiedergeburt des Altertums** in Deutschland eintrat. Die nunmehr gegründeten Hochschulen in Prag, Leipzig, Köln u. a. verbreiteten einen fremden Geist in Deutschland. Die Gelehrten sprachen und schrieben meist lateinisch, schoben das Deutsche als Aschenbrödel verächtlich bei Seite und überließen es dem gemeinen Manne, der sich seinerseits durch Wendungen wie „gelehrt, verkehrt" über dieses Treiben lustig machen konnte. Klassische Namen galten jetzt als vornehm und kamen immer mehr in Aufnahme. Das Beispiel des Gelehrten Julius Caesar Scaliger steht nicht vereinzelt da. Der Kurfürst Albrecht von Brandenburg erhielt von seinen Zeitgenossen den Beinamen Achilles, und seine Nachfolger Johann, Joachim I. und Joachim II.: Cicero, Nestor und Hector.[1]) Cicero ward der Held des Tages, und Ciceronische Redewendungen wurden allgemein beliebt. Wenn man sich einmal dazu erniedrigte, die verachtete deutsche Sprache zu gebrauchen, so streute man zahlreiche Redeblüten ein. Darum kannte man von jetzt an ein „verblümtes Deutsch" (verbliemtes Dutsch), einen Ausdruck, dessen sich zuerst der Humanist Jakob Wimpheling bediente (vgl. flores latini).

Die langen Satzgefüge des klassischen Lateins wurden nachgeahmt[2]), überhaupt möglichst lateinische Farben aufgetragen zum größten Schaden der Muttersprache, der dieser geliehene Schmuck herzlich schlecht zu Gesicht stand. Bildliche Wendungen, die meist damals aus dem klassischen Altertum in unsere Sprache herübergenommen wurden, sind: Achillesferse und Zankapfel, Danaergeschenk und Pyrrhussieg, Sisyphusarbeit und Tantalusqualen; und wenn wir jetzt von einem Faß der Danaiden und einem gordischen Knoten, von attischem Salz und Grazien an der Wiege, von Leitfäden und Pensen, vom Verleihen des Lor-

---

1) Über die Übersetzung der Personennamen (Zimmermann in Faber, Bäcker in Pistor u. s. f.) vgl. den Abschnitt über Fremdwörter.

2) Der Reichstagsabschied von 1518 beginnt mit einem Satzungeheuer von etwa 27 Zeilen Länge, der 1. Pilsener Schluß vom 12. Januar 1634 mit einem solchen von etwa 45 Zeilen.

beers und Ringen nach der Palme des Sieges[1]) reden, so ist das größtenteils auf Rechnung jener Zeit zu setzen.[2])

90 Aber wie so oft, berühren sich auch hier die Gegensätze. Neben dem trüben Wasser des Gelehrtenstils fließt der lebendige, reine Quell des Volksliedes, neben dem steifen Lateindeutsch steht die schlichte Sprache eines Luther. Kindlich unbefangen und herzensinnig, einfach und volkstümlich, kräftig und markig, gedankenreich und tief, gedrungen und voll jugendlichen Feuers ist seine Schreibweise in der Bibel, in den Tischreden, in den Briefen, in den Kirchenliedern und Predigten. Sie ist nicht künstlich gemacht, sondern natürlich; deutlich treten an ihr noch die frischen Züge der Volksmundart hervor, aus der sie hervorgegangen ist. Denn Luther war nach seiner eignen Angabe redlich bemüht, den Leuten aufs Maul zu sehen, um sich allgemein verständlich ausdrücken zu lernen. Im Gegensatz zum Latein der Gelehrten redete er schon 1525 von seiner Mutter Sprach.[3]) War Karl V. der Ansicht, die deutsche Sprache sei nur gut für Pferde und Knechte, so betonte Luther, daß des Deutschen nur die deutsche Sprache würdig sei. Daher erinnert die hehre Gestalt des großen Kirchenerneuerers an die volkstümliche Erscheinung des alten Cato. Beide stammten aus dem Volke und waren bemüht, dem gewöhnlichen Manne höhere Güter zugänglich zu machen. Der Römer brach mit der alten Sitte, in griechischer Sprache zu schreiben, und verfaßte die erste lateinisch geschriebene Geschichte Roms; der Deutsche brach mit

1) Vgl. auch die Wendungen: „jemandem seine Kreise stören und das Schwert in die Wagschale werfen" und H. Blümner, Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher. Grenzboten 1892 S. 203 ff., 1893 S. 558 ff.

2) Seit jener Zeit giebt es im Deutschen auch Satzfügungen wie: Cicero, nachdem er; ich weiß nicht, wer es sei (= ist); mich reut das niedergerissene Haus (= das Haus niedergerissen zu haben); der Mann, den ich sehr schön zu sein glaube (= der nach meiner Ansicht sehr schön ist) u. a.; seitdem schwindet auch mehr und mehr die bis dahin allgemein übliche und noch jetzt volkstümliche und dichterische doppelte Verneinung aus der Schriftsprache.

3) Das zusammengesetzte Hauptwort „Muttersprache" gebraucht wohl zuerst Valentin Boltz 1539.

der römischen Kirche und der Lateinsucht der Humanisten und übersetzte die Bibel in seine Muttersprache. Fremdwörter und fremde Art waren beiden zuwider. Trotz ihrer großen Kenntnisse und der Vielseitigkeit ihres Wissens blieben sie doch schlicht und einfach in Sitte und Lebensweise und leutselig im Verkehr mit Niedrigerstehenden, und so war auch das, was sie schrieben, ungekünstelt und ohne Falsch.[1])

So löblich Luthers Streben war, so erwies sich doch der 91
Gelehrtenzopf im Schrifttum als unverwüstlich und der volkstümlichen Art überlegen. Konnte später in England der gewaltige Geist eines Shakespeare gegen einen solchen Gegner nicht viel ausrichten, so war auch die urwüchsige Kraft eines Luther nicht im stande, dem durch die Humanisten angerichteten Unfug zu steuern. Das **Latein**, das seit dem 13. Jahrh. mehr und mehr zurückgedrängt worden war, wurde im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Gelehrten jetzt wieder herrschend. Im Jahre 1570 betrug die Zahl der lateinisch abgefaßten Druckschriften etwa 70 v. H.[2]), um 1730 noch 30 v. H.; sie sank erst Ende des 18. Jahrh. auf 5 v. H. herab. Wie aber die Renaissance am Ausgange des 16. Jahrh. in den **Barockstil** ausartete und mit diesem die Tracht Auswüchse aller Art annahm und die Schrift sich verschnörkelte, so zeigte auch der Sprachstil bald die Eigentümlichkeiten des Zeitgeschmacks. Für die Humanisten war Cicero das Vorbild gewesen, im 17. Jahrh. wurden es die Schriftsteller des silbernen Lateins. War doch auch sonst dieses Zeitalter ein getreuer Abklatsch des Zeitalters der Antonine. Hier wie dort herrschte Prunk und Üppigkeit in Sitte

1) Hymnus auf Luther aus dem Jahre 1564 bei Kluge, Von Luther bis Lessing S. 37: „Die deutsche Sprach nach rechter Art hat er aufs neu poliret So klar, verständlich, rein und zart, wie deutscher Sprach gebühret. Was er durch Gottes Geist und Kraft geschrieben und gelehret, hat Mark und Saft, es trifft und haft, wer's lieset oder höret."

2) Die Zunahme deutscher Druckschriften von 1500—1524 besonders durch Luthers Einfluß belegt zahlenmäßig P. Pietsch, M. Luther und die nhd. Schriftsprache S. 48.

und Lebensweise, in Trachten und Bauten, unbeschränkte Fürstenmacht neben widerlicher Schmeichelei und Ersterben in Höflichkeit. Diese am spanischen Hofe beliebte Art, die späteren Geschlechtern „spanisch" vorkam, machte sich nur zu bald auch im Schrifttum breit und erreichte in der 2. schlesischen Dichterschule ihren Höhepunkt. Geschmacklose, gesuchte Ausdrücke sind bei ihren Mitgliedern in reicher Menge zu finden.[1]) Man nannte den Mond der Sonne Kammermagd, den Ochsen der Kühe lieben Mann und Adam Prinzen der Sterblichkeit; man redete von den gläsernen Gewässern und den schwarzen Sternen; je ungewöhnlicher eine Bezeichnung war, für um so geistreicher galt sie; je schwülstiger eine Wendung, um so lieber wurde sie gebraucht. So war denn der Stil geschraubt und gekünstelt, voll von spitzfindigen Gegensätzen, kühnen Bildern und Gleichnissen, Wortspielen und Anspielungen aller Art, weithergeholten sinnbildlichen Darstellungen und übel angebrachter Belesenheit, da er gedankentief erscheinen sollte, auch oft dunkel und unverständlich.

Dem Vorgange des Hofes, der fremden Sprache vor der deutschen den Vorzug zu geben, waren die gebildeten Stände längst gefolgt, nur trat jetzt an die Stelle der Lateinsucht bei diesen die Welschsucht. Spanisch und Italienisch, vor allem aber Französisch machten sich breit, die gute, alte deutsche Art erschien als „altfränkisch". Ein Spruch, der aus jenen Tagen stammt, besagt, man solle mit Gott spanisch, mit den Fürsten italienisch, mit den Frauen französisch, mit den Feinden aber deutsch reden.[2]) Kein Wunder, daß sich jetzt, da alle Schleusen

1) Canitz, Gedichte 240 (dritte Satire): „Kein Dichter trifft itzund so künstlich die Natur, sie ist ihm viel zu schlecht (schlicht), er sucht sich neue Spur". J. Chr. König, Gedichte: „Die deutsche Dichtkunst war veracht, sie suchte sich zu bunt zu kleiden, bei Hofe sah sie sich verlacht, denn der kann keinen Schulschmuck leiden; sie war nur auf den Schein bedacht, und was den Opitz groß gemacht, begunt ihr falscher Witz zu meiden."

2) Vgl. Zeiller, Epist. Schatzk. 74b; G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. II. Teil. Berlin 1891; Lippert, Deutsche Sittengeschichte III, 168: „Der Wiener Hof stand bis zum Tode Karls VI. († 1740) unter dem Einflusse der spanischen Etikette. Dagegen galt die Pflege italienischer Kunst, besonders des italienischen Singspiels für

gezogen waren, romanische Wörter und Wendungen in großer Masse über Deutschlands Fluren ergossen.[1]) Wenn sich die höheren Stände dazu herabließen, ihre Muttersprache zu gebrauchen, sprachen und schrieben sie ein Deutsch, das als widriges Gemengsel aus allen möglichen Sprachen bezeichnet werden konnte. In dem Berichte des großen Kurfürsten an den Prinzen von Anhalt[2]) über die Schlacht bei Fehrbellin sind zahlreiche lateinische und französische Ausdrücke eingestreut, daneben verraten Wendungen wie die Brücke machen (= schlagen) fremden Einfluß. Die von Fremdwörtern strotzenden Erlasse und Verordnungen der Behörden verspottet schon Moscherosch, ein Satiriker jener Zeit.[3]) Ein Pröbchen der damaligen Dichtung geben folgende Verse: „Reverierte Dame, Phönix meiner âme, gebt mir Audienz, eurer Gunst Meriten, machen zum Falliten meine Patienz."[4]) Man nannte dies **alamodische Schreibweise** und that sich viel darauf zu gute. Natürlich sickerte

hoffähig. Doch drang auch schon zu Karls VI. Zeiten französische Sitte immer mehr ein. Vorzugsweise huldigten ihr die Minister und der Staatskanzler Kaunitz. Während man Französisch von den Diplomaten, Lateinisch vom Beichtvater, Italienisch von den Lippen Metastasios vernahm, waren der Hanswurst Stanitzky und der Prediger Abraham von Santa Clara diejenigen Organe, durch die die deutsche Sprache ihre Vertretung bei Hofe fand. Wenn auch der brave Abraham in seiner Art seine Verdienste hat, so konnte doch die grob humoristische Art, wie er die Muttersprache gebrauchte, dieselbe nur als eine für höhere Zwecke unbrauchbare Bauernsprache erscheinen lassen."

1) Vgl. H. Dunger, Verdeutschungswörterbuch. Leipzig 1882; H. Liesche, Einfluß der französischen Sprache auf die deutsche. Dresden 1871; Laubert, Die französischen Fremdwörter in unserem heutigen Verkehr. Danzig 1866; Brandstetter, Gallicismen in der deutschen Sprache. Leipzig 1874.

2) Vom 18. Juni 1675.

3) „Da stecken sie voller Distinktionen, Divisionen, Conciliationen, Extravagantien, raisons d'état, Seditionen, Recessen" u. s. f.

4) „Ach ich admiriere und consideriere Eure Violenz; wie die Liebesflamme mich brennt sonder blâme wie die Pestilenz."

„Ihr seid sehr capable, ich bin peu valable in der Eloquenz, aber mein Servieren pflegt zu dependieren von der Influenz."

Vgl. auch von Perger, Der deutsche Stil in seiner Entwickelung von der ältesten Zeit bis auf Schiller und Goethe. Wien 1861. S. 48.

auch manches davon nach unten durch und fand beim Volke freundliche Aufnahme; auch der gemeine Mann putzte fortan seine Rede gern mit allerhand erborgten Flecken auf, ja die unglücklichen Zeitläufte des 30jährigen Krieges, die fremdes Kriegsvolk aus aller Herren Ländern in unser Vaterland führten, leisteten dieser Richtung bedeutenden Vorschub.[1]) Auch die Begrüßung wurde unnatürlicher. War während der Blütezeit des Rittertums das einfache, gemütliche „du“ durch das romanische „ihr“ aus einem großen Teile seines alten Besitzes verdrängt worden, so entwickelte sich im 17. Jahrh. aus der dem französischen Monsieur nachgeahmten Anrede mit Herr das steife „er“ (z. B. er kann gehen = du kannst gehen), das dann in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. auch noch in die Mehrheit gerückt wurde (Sie sind = Ihr seid).[2])

Dem Barockstil folgte das Rokoko[3]), das noch während eines großen Teils des 18. Jahrh. auf allen Gebieten der Kunst, aber auch in Kleidung und Schrifttum zur Geltung kam. „Artig und galant“[4]) waren die Hauptschlagwörter der Zeit. Unter diesem Zeichen standen die Anakreontiker, die Hagedorn, Jakobi, Fel. Weiße; auch Goethe während seiner Leipziger Studienzeit huldigt dieser Richtung, die das zierliche Rahmenwerk für wichtiger als die Sache selbst erachtet.

92 Aber eine Gegenströmung blieb nicht aus. Sie begann im Norden unter dem Einflusse König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, der aller Schnörkelei und allem Übermaß abhold war. Er hatte in der Dichtkunst Gesinnungsgenossen an einer

1) So hat denn auch Schiller in seinem Wallenstein mit Absicht zahlreiche Fremdwörter eingemischt, um der Sprachmengerei der Zeit des 30jährigen Krieges Rechnung zu tragen, gleichwie er im Tell durch den Gebrauch von schweizerischen Ausdrücken uns Land und Leute näher bringen wollte.

2) Das damals gleichfalls staatlich ohnmächtige Italien ging nur bis zum „er“, die übrigen Romanen haben es bei dem „ihr“ bewenden lassen.

3) Rokokostudien, Grenzboten 1891 S. 571 ff.

4) Dieses Fremdwort tritt ungefähr 1670 im deutschen Schrifttum auf und erscheint seit Ende des 17. Jahrh. in allgemeinerem Gebrauche.

Reihe vorwiegend norddeutscher Männer: Christian Weise, Wernike, Canitz u. a., die statt zu überladen das Einfache und Natürliche zur Richtschnur ihres Schaffens erhoben, wobei sie freilich vielfach ins Platte und Nüchterne verfielen. Aus diesem Geiste wurde die Aufklärung[1]) geboren, die sich zur Aufgabe machte, die breiten Schichten des Volks über Irrtümer aller Art aufzuklären und gerade im Norden, wo Christ. Wolf und Nikolai wirkten, ihre festesten Stützen und ihre eifrigsten Anhänger fand. Ihr gehörte auch Lessing, der Dichter des Nathan, an, der mit seiner klaren und bestimmten, kurzen und gedrungenen Ausdrucksweise den schärfsten Gegensatz zu Leuten wie Hoffmannswaldau und Lohenstein bildete. Er ging streng mit den Franzosen ins Gericht, verwarf ihre Ansichten von den drei Einheiten im Bühnenstück und machte sie durch die Figur des aufgeblasenen und großsprecherischen, aber dabei feigen Riccaut de la Marlinière in der Minna von Barnhelm lächerlich. Gleichzeitig verherrlichte er den großen König, der zwar noch in dem Wahne lebte, deutsche Sprache und deutsches Schrifttum seien dem französischen nicht gewachsen, der aber gleichwohl Lessing in seinem Kampfe gegen französische Sprache und Art unterstützte. Denn indem er auf den Feldern von Roßbach den französischen General Soubise aufs Haupt schlug, bannte er auch nicht zum wenigsten „den französischen Geist mit seinem Regelzwange und seinem rokokohaften Alexandriner, wie er bisher auf dem künstlerischen und sprachlichen Leben Deutschlands gelastet hatte".[2]) So war es denn auch eine der ersten Thaten Herders, gegen den Gebrauch der französischen Sprache an Stelle der deutschen zu eifern und zu betonen, „wer in einer fremden Sprache schreibe, gleiche dem, der sein eignes Haus verlasse und in einem fremden wohne".[3]) Darum „weckten Klopstocks Preis-

1) Das Wort „aufgeklärt" als Ausdruck der ganzen, namentlich religiösen Denkart läßt sich zuerst bei Wieland belegen (Moralische Briefe 10 u. 5. aus dem Jahre 1752: aufgeklärte Seelen), dann bei Adelung 1774.

2) Vgl. Stehlich, Sprache und Geschichte S. 6.

3) Vgl. Wackernell, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins IV, 39.

gedichte auf das deutsche Vaterland und die deutsche Sprache einen mächtigen Widerhall".[1])

93 In der kerndeutschen Art, die Klopstock damit an den Tag legte, begegnete er sich mit Lessing, aber sonst stand er mit seinen Anschauungen und Empfindungen im Gegensatz zu diesem. Denn er war einer der hervorragendsten Vertreter der rührseligen und empfindsamen Richtung, die im Gegensatz zur Aufklärung weniger das Recht des Denkens und der freien Überzeugung betonte und mehr in einseitiger Hervorhebung des Gefühls das Heil der Dichtkunst erblickte. Durch die Pietisten Spener und Francke in Deutschland vorbereitet und durch die Schweizer Bodmer und Breitinger eingeleitet, griff diese Zeitstimmung außerordentlich um sich und fand im Gegensatz zur Aufklärung, die namentlich die höheren Klassen beherrschte, besonders bei den niederen Anklang. Gemäß dieser Anschauung des Dichters zeigt Klopstocks Sprache Erhabenheit und Überschwänglichkeit, Feuer und Leidenschaft. Hehre Bilder und Vergleiche, großartige Wortgebilde und Kühnheit der Wortstellung sind ihr eigentümlich. Die Beiwörter fließen reichlich, durch Beseelungen wird der Ausdruck gern belebt. Da winket der Wein, gebiert die Flur, blüht die Brust, locket des Ruhmes Silberton. Und da der Dichter auch ein feines Gefühl für musikalische Wirkungen hatte und an Biegsamkeit und Weichheit der Sprache viele hinter sich ließ, so kam es damals manchem vor, als ob er mit Engelzungen redete. Natürlich wurde in jener Zeit die Sprache des Gefühls wesentlich bereichert und für Stimmungen und Empfindungen viele neue Ausdrücke gefunden. Man sprach von sanften Schauern wehmütiger Küsse, von Süßigkeiten der Freundschaft, von Thränen der Wehmut und des Dankes, von Strömen keuscher Liebe, die das Herz

---

Am Anfange des 18. Jahrh. wurde auch in Deutschland zuerst nach dem Muster des französischen goût das Wort „Geschmack" in übertragenem Sinne vom Schrifttum gebraucht, ein Zeichen, daß man sich jetzt der Unnatur Lohensteinschen Schwulstes bewußt wurde.

1) Wackernell, ebenda.

erfüllen.[1]) Man besang sein „englisches“ (= engelgleiches) Mädchen, womöglich in „englischen“ Versen und schmolz hin in stillen Schmerzen.[2]) Diesem Gefühlsdrange entspricht auch die große Vorliebe jener Zeit für Namen wie Traugott, Fürchtegott, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf, Gotthold u. a.

Aber es konnte nicht ausbleiben, daß „die Gewöhnung, den 94
Blick in sich selbst zu kehren und die innern Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei und die Bewunderung edler Affekte zur Affektation“ verführte.[3]) So kommt es, daß uns häufig, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, ein Aufwand von Betrachtung abstößt; bei allem Häufen dichterischer Anschauung vermag man oft nicht eine gehobene dichterische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Einklang eines schönen Gefühls in dem Hörer zu erzeugen. Diese innere Unwahrheit des Stils machte schließlich der grenzenlosen Freiheit und Zügellosigkeit Platz, die in der Zeit des Sturmes und Dranges herrschte.

Wie man jetzt auf dem Gebiete des Glaubens eine Vernunftreligion aufstellte und im Erziehungswesen die Rousseauschen Grundsätze verbreitete, so verließ man auch in der Sprache das gewohnte Bett der ordnenden Regel. In der Sucht, durchaus Neues und Ursprüngliches zu schaffen, verstieg man sich zu Ungeheuerlichkeiten aller Art. Grausig und verzerrt gleich den in den Schriften dargestellten Menschen war der Stil, zerklüftet

1) Auch Herder war ein Kind seiner empfindsamen Zeit. Im Briefwechsel mit seiner Braut spielte das Weinen eine große Rolle; „bei weinender Seele, Ihr empfindungsvolles Auge, Ihre empfindungsvolle Seele“ sind darin ganz geläufige Wendungen. Seinen Stil behandelt E. Naumann, Untersuch. über Herders Stil, Programm vom Friedrich-Wilhelmsgymnasium in Berlin 1884.

2) Über den Gebrauch des Wortes Engel in Goethes Clavigo vgl. Georg Schmidt, Clavigo, eine Studie zur Sprache des jungen Goethe. Gotha 1893. S. 33, über den häufigen Gebrauch von schmelzen in Schillers Fiesko vgl. Frick, Wegweiser durch die klassischen Dramen V, 2, S. 81.

3) Vgl. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV, 142 f.

und zerfahren die Sätze, dabei durchwogt von hoher Glut der Leidenschaft und gewaltigem Feuer der Begeisterung. An der kühnen Sprache Klopstocks, der überschwenglichen Ossians, der markigen Shakespeares bildeten die „Original- und Kraftgenies" ihren Stil. Auch Goethe machte, angeregt von Herder, während seiner Straßburger, Wetzlarer und Frankfurter Schaffenszeit diese Schule durch.[1]) In keinem Abschnitte seiner dichterischen Laufbahn ist er so kühn und fruchtbar in neuen Wendungen und Wortbildungen gewesen wie damals. Klopstockische Art verraten die Ausdrücke: des schauernden Himmels öde Gestade, wehende Zweige des dämmernden Hains, in heiliger Wonne schweben. In dem 1774 entstandenen kurzen Gedichte Mahomets Gesang bildet er die zusammengesetzten Wörter: schlangenwandelnd, freudebrausend, Gipfelgänge, Schattenthale, Führertritt, Felsenquell, Sternenblick, Flammengipfel, Bruderquellen, Liebesaugen, Cedernhäuser; dort spricht er auch vom rollenden Triumphe und vom silberprangenden Quell. In andern seiner Jugendschöpfungen finden wir Gebilde wie erzechen und entjauchzen sowie tief empfundene Beseelungen z. B. „die Sonne lockt mit Feuerliebe".

95 Doch schnell wie diese Sturm- und Drangzeit gekommen war, schwand sie wieder dahin. 1781 war Vossens Übersetzung der Odyssee erschienen und an sie hatte sich die der Ilias und anderer klassischer Dichtungen gereiht. Unter dem Einflusse Homers wurde damals der deutschen Sprache manches

1) Über Goethes Verhältnis zu Klopstock schrieb O. Lyon, Leipzig 1882. Im übrigen sind folgende einschlägige Schriften und Abhandlungen hervorzuheben: St. Wätzoldt, Die Sprache des jungen Goethe, Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins I, 265 ff.; K. Burdach, Die Sprache des jungen Goethe. Vortrag gehalten auf der 37. Philologenvers. zu Dessau. Leipzig 1885. S. 166 ff.; M. Bernays, Einleitung zum jungen Goethe I, S. LIV ff. Goethes Verhältnis zur Bibelsprache Luthers beleuchten H. Henkel, Goethe und die Bibel 1890 und V. Hehn, Goethejahrbuch VIII (1887.) S. 187—202. Derselbe schrieb Gedanken über Goethe und Beiträge zur Erkenntnis des Typischen in Goethes Stil, Grenzboten 1883 Nr. 40—45, 1884 Nr. 7 u. 8; Hilgers, Die deutsche Sprache vor 100 Jahren. Programm von 1868.

neue Pfropfreis eingesetzt und dadurch ihre Gefügigkeit und Gelenkigkeit erhöht, besonders die Mittelwörter der Gegenwart wurden seitdem häufiger und in freierer Weise gebraucht: wolkenberührende Tannen, weitumschauende Gegend, rebenschenkende Erde sind Vossische Neubildungen. Auch Goethe und Schiller wandten sich jetzt dem klassischen Altertum zu und bildeten ihren Stil an den großen Meistern Sophokles und Euripides. Der schöne Traum des Weltbürgertums, den man damals träumte, hat auf ihre Dichtungen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Griechische Religionsvorstellungen wurden unbedenklich unter christlich-germanische gemischt. Wenn Schiller in seiner Maria Stuart vom Schwerte der Themis, den Furien der Zwietracht und der Ate redet, wenn er strenggläubige Menschen wie Johanna und Maria „die Götter" anrufen läßt, so ist das ein heidnischer Zug, der in der Denkweise und Weltanschauung jener Zeit begründet ist. Auch Goethes Sprache änderte sich. Unter dem heitern Himmel Italiens glättete er die Verse seiner Iphigenie, lernte er den Worten Anmut und Wohllaut einhauchen. Seine Sätze bekamen Gleichmaß, die Gefüge Rundung; auch in Wortbildung und Gebrauch der Figuren war er ein gelehriger Schüler der Alten.[1])

Aber als Greis kehrte Goethe zu den Neigungen der 96
Jugend in gewissem Sinne zurück. Wie er den kerndeutschen

1) Man denke an Ausdrücke wie Ajas Telamons (Sohn) Iphigenie II, 2, 68, so lang des Vaters Kraft vor Troja stritt (ἴς, βίη, μένος) ebenda II, 2, 34 u. a. Vgl auch K. Olbrich, Goethes Sprache und die Antike. Leipzig 1891. Dieser führt z. B. aus, daß Goethe den Genitiv der Beifügung, je eingehender er sich mit den Alten beschäftigt, um so häufiger voranstellt entgegen den Bestimmungen, die von den Grammatikern gegeben und selbst von Klopstock meist befolgt worden sind. Von je 26 Fällen in der Iphigenie setzt er ihn in 12 Fällen nach, in 14 vor; von 23 in der Pandora lauten die entsprechenden Zahlen: 8 nach, 15 vor, von 34 in der Helena 5 nach, 29 vor. Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß auch die deutsche Volkssprache und so auch Luther in seiner Bibelübersetzung diese Vorliebe teilt. Vgl. auch H. Morsch, Goethe und die griechischen Bühnendichter. Berlin 1888 und C. L. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1854—56.

Faust wieder vornahm und vollendete, so lenkte auch seine Sprache wieder in die Bahnen des Deutschtums ein. Wohl entbehrte sie nun der Kraft und des Feuers der Jünglingszeit, aber dafür ist in ihr, z. B. in den Balladen, die Einfachheit und Natürlichkeit, die Gemütstiefe und Innigkeit des deutschen Volks trefflich zum Ausdruck gekommen. Die herrlichen Gedichte gleichen den Veilchen, die in sich gebückt und versenkt den wonnigsten Duft verbreiten.[1])

Zeugnisse desselben Geistes, des sich wieder auf sich selbst besinnenden Deutschtums, sind die Lieder der Freiheitssänger in der Zeit der Napoleonischen Kriege und die Dichtungen der Romantiker, die sich so gern auf den Fluren des Mittelalters ergingen. Dabei entdeckten sie manchen köstlichen Edelstein, der in neuer Fassung wieder seinen wunderbaren Glanz entfaltete. Waren Wörter wie Hort, Halle, Hain, Gau, Minne, Kämpe, Fehde, lobesam schon früher, besonders in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. durch Klopstock, Wieland u. a. wieder aus dem alten Wortschatz hervorgesucht worden, so geschah jetzt, namentlich durch Uhlands Anregung, ein Gleiches mit Ger, Gadem, Wat u. s. f.

97 Auch staatlich lenkte jetzt Deutschland in andere Bahnen ein. Seit dem Sturze Napoleons war mit dem Geiste der französischen Staatsumwälzung gebrochen worden, Metternich wachte sorgfältig darüber, daß das Bestehende in Staat und Kirche gehütet und unliebsame Bewegungen unterdrückt wurden. Der Fittich der Dichtkunst erlahmte; die Wissenschaft hielt ihren Einzug. Hatte im 18. Jahrh. das Herz den Kopf in Fesseln geschlagen, so blickte nun der Kopf verächtlich auf das Herz herab. Auf allen Gebieten regte sich großer Forschungstrieb. Wie nach Luthers Tode verlor die Sprache ihre urwüchsige Kraft, sie verknöcherte allmählich wieder unter den Händen der Gelehrten. Fremdwörter strömten aus allen Ge-

1) Über Goethes Sprache und Stil im Alter schrieb P. Knauth eine Leipziger Dissertation 1894; über J. Paul als Sprachschöpfer Jos. Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für das deutsche Volk. (8. Abschnitt.) München 1894.

bieten zu oder wurden mit griechisch-römischen Wortbildungsmitteln neu geschaffen. Der Kanzleistil gewann zusehends an Boden. Langstielige, nüchterne Fürwörter wie „derjenige" griffen um sich, unnütze Wendungen und Flickwörter wie „gewissermaßen, einigermaßen", denen schon Fichte nach Goethes Mitteilungen[1]) den Krieg erklärte, flossen in die Rede ein. Je stärker die Jagd nach Geld und Gut alle edleren Regungen zurückdrängte, je mehr der Hang zur Prunksucht und Völlerei zunahm, desto mehr wuchs die Liebe zu eitlem Wortgepränge. Man nannte neue Kirchen oder Straßen nicht mehr Annenkirche und Augustenstraße, wie man noch im vorigen Jahrh. gethan hatte, sondern Annakirche, Augustastraße; Örtlichkeiten wie Klause, Schulpforte wurden nun zu Klausa, Schulpforta, weil dies vornehmer klang. Schwulst und Ziererei im Ausdruck nahmen zu und mit ihnen grammatische Fehlerhaftigkeit. Französische Wortverbindungen wie „in 1866, Günther Nachfolger, Sammlung Weidmann, Ankunft von Frau Y, gefeierte Sängerin aus Wien", wurden in Zeitungen und Büchern immer häufiger. Unmaß trat in der Wortbildung (Sichentäußerung, Zurannahmebringung, Inanklagestandversetzung), im Satzbau (das Vorkommen von Erkrankungen an der Cholera unter den Schiffern auf der Elbe bei Hamburg) und in der Beziehung der Wörter (Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen, reitende Artilleriekaserne) ein. Breitspurige Wendungen, namentlich Umschreibung von einfachen Zeitwörtern durch die Hauptwörter auf -ung und die Zeitwörter stellen, legen, bringen, erfolgen, stattfinden flossen unwillkürlich in die Feder. In dieser Zeit des sprachlichen Niedergangs befinden wir uns noch jetzt. Statt der richtig gesprochenen Sprache, die allein als Richtschnur eines guten Stils gelten kann, hat man sich lediglich die gedruckte zum Muster genommen, die papierne.[2]) In unserem tinten-

1) Goethes Werke Bd. 32, 224 Cotta, Bd. 39, S. 117 Reklam.

2) Sätze wie 'In „Die tägliche Rundschau" steht' sind gar nicht für das Ohr, sondern nur für das Auge geschrieben; doch können die Gänsefüßchen die sprachliche Unrichtigkeit nur verschleiern. Grimm, Wörterbuch IV, 1 Sp. 1269: „Jetzt wuchern die Gänsefüße bis zu ge-

kleckſenden Jahrhundert gilt der Laut gar nichts, der Buchſtabe alles. Das lebendige Wort iſt ohnmächtig, die Zeitungen ſind eine Großmacht erſten Ranges. Mit der Zunahme des Umfangs wird der Inhalt des Schrifttums minderwertig. So war es im 14. Jahrh., ſo iſt es wieder im 19.; auf die höchſte Erhebung folgt der tiefſte Fall. Wohl ragen einzelne Geſtalten aus der Maſſe der Tagesſchriftſteller hervor, die beſtrebt ſind, echt deutſcher Art in Geſinnung und Sprache wieder zum Siege zu verhelfen, wohl hat auch der Krieg von 1870—71 mit dem höheren Fluge des Volksbewußtſeins den Wunſch nach einer Beſſerung im ſprachlichen Ausdruck rege gemacht; aber eine ſolche iſt mit Sicherheit nur dann zu erhoffen, wenn das ganze Volk Einkehr in ſich ſelbſt hält und ſich von Grund aus umwandelt, wenn Genußſucht und Hochmut weichen und alte Einfachheit und Treue, Wahrheit und Sittenreinheit wieder in deutſchen Gauen breite Wurzel faſſen. Darum „ſeht endlich zu“, ſo rufen wir zum Schluſſe mit M. Opitz aus, „daß ihr, die ihr durch Tapferkeit die andern Völker überwindet, hinter ihnen auch in der Trefflichkeit der Sitte und Sprache nicht zurückbleibt!“ [1])

dankenloſer Lächerlichkeit und in einer Weiſe, daß auch ſchon dem Sprachgefühl Schaden geſchieht.“ Zu vergleichen ſind die Schriften von O. Schröder, Vom papiernen Stil. Berlin 1889; O. Lyon, Das Schrifttum der Gegenwart, in ſeiner Zeitſchrift I, 14; 143; 230; 347; Derſelbe, Die Sprache des 19. Jahrh., Tägliche Rundſchau, Unterhaltungsbeilage 1890 Nr 245; Rothe, Über den Kanzleiſtil. Grüneberg 1890; G. Ehrlich, Hochwohlderſelbe. Hannover 1892; Matthias, Sprachleben und Sprachſchäden. Leipzig 1892; Wuſtmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig 1892 und die dadurch angeregten Schriften von Erbe, Minor, Schmits, Blümner, Kärger u. a.; Wuſtmann, Neue Sprachdummheiten, Grenzboten 1894 S. 608 ff.; v. Sosnosky, Sprachſünden. Breslau 1890; A. Demmin, Zeitungs-, Landtags- und Reichstagsdeutſch. Wiesbaden 1893; Halatſchka, Zeitungsdeutſch. Wien 1883; H. Taubenſpeck, Die Sprache der gerichtlichen Entſcheidungen. Berlin 1893; W. Genſel, Die Sprache des Entwurfs zu einem bürgerl. Geſetzbuch. Leipzig 1893; Hullmann, Die Wiſſenſchaft und ihre Sprache. Leipzig 1894; R. Schmidlin, Die deutſche Geſchäftsſprache, beſ. der kaufmänn. Stil. Zürich 1877; J. Sabin, Die Sprache der Preſſe u. des Parlaments. Kiel u. Leipzig 1893.

1) Am Ende ſeiner lateiniſchen Schrift Aristarchus oder über die Verachtung der deutſchen Sprache. 1617.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
M. v. Schenkendorf.

Lautwandel.[1])

Wie zwischen den einzelnen Mundarten unseres Vaterlandes, 98
so liegt auch zwischen den verschiedenen indogermanischen Sprachen der Hauptunterschied weniger im Wortschatz als in den Lautverhältnissen. Wörter und Wortbedeutungen, ja auch Eigentümlichkeiten des Satzgefüges gehen häufig aus einem Sprachgebiete ins andere über, die Laute dagegen werden selten durch fremde Sprachen beeinflußt. Denn sie weichen je nach der körperlichen oder geistigen Anlage des betreffenden Volks in Klangfarbe und Tonstärke gewöhnlich so stark von denen anders

1) Vgl. W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Bd. I, § 1—336; Weinhold, mhd. Grammatik, § 1—228; W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1890; K. v. Bahder, Grundlage des nhd. Lautsystems. Straßburg 1890; Fr. Kluge, Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte in Pauls Grundriß der german. Philologie. Straßburg 1891 ff. I, S. 300—406; Noreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre. Straßburg 1894; A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 5. Aufl. Stuttgart 1888; Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besondern. Leipzig 1884—86; Vietor, Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen. 2. Aufl. Heilbronn 1887; Derselbe, Die Aussprache des Schriftdeutschen. Leipzig 1890; G. Kißling, Die Laute des nhd., eine phonetische Studie. Bremen 1876; H. Paul, Untersuchungen über den germanischen Vokalismus. Halle 1879; Derselbe, Vokalsynkope und Accente, Paul und Braunes Beiträge VI, 124—177; Derselbe, Vokaldehnung und Vokalverkürzung im nhd., ebenda IX, 101—134; Mahlow, Die langen Vokale ā, ē, ō. Berlin 1877.

gearteter Völker ab, daß man oft nur mit Schwierigkeit nachzuahmen vermag, was an Ort und Stelle spielend hervorgebracht wird. Lautgebung und Volksart stehen eben im engsten Zusammenhange. Das schließt freilich nicht aus, daß sich der Lautkörper einer Sprache im Laufe der Jahrhunderte innerhalb gewisser Grenzen verschiebt. Denn durch äußere und innere Einflüsse aller Art können sich die drei bei der Lauterzeugung zusammenwirkenden Kräfte, die auf der Muskelthätigkeit beruhende Bewegung der Sprachwerkzeuge, das in ihrer Begleitung auftretende Bewegungsgefühl und die in den Hörern hervorgerufenen Tonempfindungen, allmählich verändern und so auch in der Aussprache Wandlungen hervorrufen, die häufig durch die Schrift gar nicht ausgedrückt werden.

99 Denn da die schriftliche Darstellung sich gewöhnlich mit verhältnismäßig wenigen Zeichen begnügt und bei ihrem Bestreben, das Althergebrachte festzuhalten, mit dem Gange der Lautentwickelung nicht gleichen Schritt hält, so entsteht ein Zwiespalt zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache, zwischen Laut und Lautzeichen, der allerdings im gewöhnlichen Leben meist nicht empfunden wird, aber dem schreiben lernenden Kinde und dem deutsch treibenden Ausländer sofort auffällt. Wir besitzen 25 Buchstabenzeichen wie die Römer, denen wir sie verdanken[1]); wollten wir aber, wie es zu wissenschaftlichen Zwecken erforderlich ist und thatsächlich geschieht, jeden besonderen Laut mit einem eigenen Zeichen wiedergeben, so würde die Zahl um mehr als das Doppelte wachsen; besitzen wir doch z. B. mehrere grundverschieden gesprochene Laute, die wir durch das eine Zeichen ch (ich, ach), b, g, n, s, e u. s. w. zum Ausdruck bringen. Mitunter stehen uns die Unterscheidungsmittel in unserem Alphabete zu Gebote, doch machen wir davon keinen Gebrauch, sondern halten die frühere Schreibweise fest. So wird jetzt noch Fuchs geschrieben, aber Fuks, Fux gesprochen, und bei Wörtern wie Lob, Bad, lang verzeichnen wir ab-

1) Mit deren Hilfe sind dann die Doppelvokale und die Doppelkonsonanten geformt worden.

weichend von der gewöhnlichen Aussprache und dem mhd. Brauch im Auslaute b, g, d statt p, k und t. Doch es ist hier nicht der Ort, die Abweichungen zwischen Schriftsprache und mündlicher Rede eingehend zu besprechen; auch würde es zu weit führen, wollten wir alle im Laufe der Zeit in unserer Muttersprache hervorgetretenen Lautübergänge verzeichnen. Wir müssen uns vielmehr hier darauf beschränken, die wichtigsten herauszuheben, namentlich soweit sie noch in der nhd. Schriftsprache deutlich erkennbar sind.

Im allgemeinen sind die **Mitlauter** weniger beweglich 100
als die Selbstlauter, aber sie haben je nach ihrer Stellung verschiedene Festigkeit. Im Wortbeginn sind sie wesentlich widerstandsfähiger als in der Mitte und am Schluß, vereinzelt[1]) meist zäher und ausdauernder als wenn sie nach Ausfall von Vokalen an einander rücken, am festesten aber, wenn sie in enger Verbindung seit alters auftreten. Haben doch p und t, wenn sie mit s zu sp und st verwachsen waren, in der Regel sogar der Lautverschiebung getrotzt.[2])

Abfall eines anlautenden h vor l können wir bei den Wörtern Ludwig (= Chlodwig) und Lothar (= Chlotar) beobachten, Verlust eines auslautenden w bei fahl (= falb aus ahd. falo, falwes), gehl (= gelb) in Gehlhaar, Gehlberg, Mehl (neben Milbe und süddeutsch Melberei), gar (neben gerber), Herling (neben herb); Unterdrückung anderer Laute im Wortinnern bei König (ahd. kuning), Pfennig (ahd. pfenning)[3]), Mädchen (= Mägdchen), Marstall, Marschall (= Marchstall, Marchschalk von ahd. marah = Mähre), Brosamen (von brechen), Schwanz (von schwanken), Blitz (von blicken), schmatzen (von mhd. smackezen), Tinte (= lat. tincta); Ekel hängt mit engl. to irk und irksome zusammen, fodern steht neben fordern.

1) d. h. zwischen zwei Selbstlauten oder am Wortbeginn und Wortschluß vor (oder nach) Selbstlauten.

2) Vgl. stehen und lat. stare, speien und lat. spuere.

3) Der Ausfall des n wurde besonders begünstigt durch ein in der vorhergehenden Silbe stehendes n, vgl. E. Schröder, Zeitschrift für deutsches Altertum 37, 124.

101 Das entgegengesetzte Verfahren, daß aus Bequemlichkeitsrücksichten oder aus andern Gründen ein Laut antritt, betrifft vor allen Dingen die Zungenlaute d und t. Wie im Französischen (gendre = gener, tendre = tener, moindre = minor) entwickeln sie sich auch im Deutschen zwischen n und r, daneben aber auch zwischen n und l bei Fähndrich (= Fähnrich), minder (= minor), Spindel (vgl. spinnen), namentlich, ordentlich, eigentlich, öffentlich, wöchentlich.[1]) Ein Lippenlaut drängt sich zwischen n (m) und t bei Ankunft (ankommen), Vernunft (vernehmen), Ranft (Rand), Zunft (zëmen, ziemen), ein s bei Gewinst (gewinnen), Gespinst (spinnen), Kunst (können), Brunst (brennen).[2]) Am Wortende stellen sich t und d als Anhängsel besonders hinter n, s, f und ch ein bei einer Reihe teils entlehnter (Papst, Palast, Morast, Dechant, Dutzend), teils echt deutscher (Obst, Axt, Saft, einst, jemand, niemand, weiland, Mond u. a.) Ausdrücke.[3]) Selten sind sie aus Anlaß volkstümlicher Umdeutung angetreten z. B. in Mailand (= Milano) und zu guter Letzt (von Letze, Abschiedsschmaus). Bisweilen stehen die des Schmarotzerlautes ermangelnden Formen noch daneben, sei es in Zusammensetzungen wie Doppelgänger, Doppeladler (= frz. double, aber doppelt) oder in Mundarten (gewône: gewohnt) oder im altertümlichen Stil (jetzo: jetzt), mehrfach auch in der jetzigen Schriftsprache (mittels: mittelst, -icht in Spülicht, Kehricht neben -ich in Fittich, Kehrich).

102 Umstellung von Mitlauten kommt nicht häufig vor[4]), am meisten bei r[5]): so schon im Urgermanischen (forschen neben fragen), namentlich aber im Nieder- und Mitteldeutschen; denn Bord (: Bret), Born (: Brunnen), Bernstein (: Brennstein),

1) Vgl. auch entzwei und meinetwegen.

2) Zu beachten ist, daß der Stamm des Zeitworts hier überall nn hat.

3) Pergamen und Pergament kommen beide vor in Goethes Faust.

4) sp steht für fs in Wespe, Trespe (= ahd. wefsa, mhd. trëfse). k- und t-Laut haben ihren Platz gewechselt in Essig (ahd. ezzih) = acetum und vielleicht auch in Geiß neben Ziege.

5) Vgl. J. Schmidt, Indogerm. Vokalism. II, 453 und J. Franck, Niederländ. Grammatik § 106.

bersten (: bresten), Kersten (: Christian) sind im Norden heimatsberechtigt[1])

Angleichung zweier verschiedener Laute aneinander kann entweder rückwärts oder vorwärts schreitend erfolgen. Der zweite Laut gleicht sich dem ersten an, wenn krumb, tumb, kamb, lamb zu krumm, dumm, Kamm, Lamm, Marschalk zu Marschall, Mül(l)ner (Eigenname = mhd. mülnaere) zu Müller, verdamnen (damnare) zu verdammen wird; das Umgekehrte geschieht, wenn aus Hochfahrt und lactuca Hoffahrt und Lattich, aus Hindbeere (Beere der Hinde) und Lintburg Himbeere und Limburg, aus Barlast (bare, bloße Last) und entfangen Ballast und empfangen hervorgeht. Ebenfalls eine Art Annäherung ist darin zu suchen, daß man gern hinter l und r den harten Verschlußlaut t zu d erweicht: daher Geld neben gelten, Herde und Herder (Eigenname = Hirt) neben Hirt, während man merkwürdigerweise unter dem Einflusse eines folgenden l oder r in alter Zeit das t gern verschärfte[2]): daher Otter = ahd. ottar neben litauisch udrà.

Auf Angleichung verschiedener Beugungsformen des Hauptworts an einander beruht der Wandel von mhd. tac, tages zu nhd. Tag, Tages, und rêch rêhes zu Reh, Rehes, wobei die übrigen Beugungsfälle für die Gestaltung des 1. den Ausschlag gaben, und von marc, marges zu Mark, Markes (aber noch ausmergeln), wert, werdes zu Wert, Wertes (aber Würde = mhd. wirde), wolf, wolves zu Wolf, Wolfes, sê, sêwes zu See, Sees, wobei der 1. Fall bestimmend war. Auch bei Eigenschafts- und Zeitwörtern liegen die Dinge ganz ähnlich: rûch, rûhes hat sich in rauh, rauhes (aber Rauchwerk, Rauch-

1) Über den nd. Übergang von ft in cht (Schluft von schlüpfen: Schlucht, sanft: sacht, sieben: sichten) und über die nd. Lautverbindungen bb, dd, gg in Flagge, Dogge, baggern, Robbe, Ebbe, Krabbe, Kladde, Padde (aber Schildpatt), Quaddel, vgl. den Abschnitt über Mundart und Schriftsprache S. 75.

2) Dasselbe gilt von k z. B. in Acker = got. akrs = lat. ager. Vgl. Kluge in Pauls Grundriß § 34; Paul, mhd. Grammatik § 75; Kaufmann in Paul und Braunes Beiträgen 12, 504.

frost) verwandelt, bei ich sach, wir sâhen ist in der Behandlung des h (ch) -Lautes die Mehrzahl auch für die Einzahl maßgebend gewesen: daher gegenwärtig ich sah. Nur selten sind die verschiedenen Bildungen zu Spalteformen benutzt worden und haben sich in verschiedener Bedeutung und Gebrauchsweise erhalten wie „nah" und „nach".

Die Neigung, von zwei gleichen Lauten, die in unmittelbar aufeinander folgenden Silben stehen, der leichteren Aussprache halber einen zu ändern (Dissimilation), tritt uns entgegen bei Knoblauch = Kloblauch (vgl. Kloben). Anders liegt die Sache, wenn am Wortschluß eine tieftonige Silbe mit der vorangegangenen gleich oder ähnlich lautenden zusammenfällt z. B. in der Wortbeugung bei er ficht (= ficht(e)t), schilt (= schilt(e)t), wird = wird(e)t, hält = hält(e)t und im Wemfall der Mehrzahl bei n-stämmen: den Zeichen, den Wagen = den Zeichen(e)n, den Wagen(e)n.

103 Unter dem Einfluß des Tons steht der sogenannte grammatische Wechsel d. h. der Übergang von f in b (Kufe: Kübel, schnaufen: schnauben), h in g (hoch: Hügel, ziehen: Zug, Schwäher: Schwager), d in t (schneiden: Schnitt, sieden: sott), s in r (kiesen: Kurfürst, gewesen: waren, Frost: frieren, Verlust: verlieren).[1]) Gleichfalls in den Tonverhältnissen ist es begründet, wenn schließendes m hinter Selbstlauten vielfach in n überging. Denn dies geschieht meist in tieftonigen oder unbetonten Silben, schon im 9. Jahrh. bei Beugungsendungen tagun neben tagum, den Tagen, später auch anderswo[2]); so

1) Es ist dies eine Nachwirkung des indogermanischen Betonungsgesetzes, demzufolge stimmlose Reibelaute, die sich in stimmhafter Nachbarschaft befinden, nur nach betonter Silbe stimmlos blieben, sonst aber stimmhaft wurden: got. brôthar, Bruder = altindisch bhrá'tar, aber got. fadar = altind. pitár. Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik § 22 ff.; Weinhold, mhd. Grammatik § 140; Paul, mhd. Grammatik § 78 ff.

2) In den Fuldaer Urkunden aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. ist das Verhältnis zwischen den Endungen des 3. Falls der Mehrzahl: 11 auf om : 10 auf on, 34 auf um : 13 auf un, 4 auf im : 7 auf in.

sind Busen, Besen, Faden, Boden, Brassen u. a. auf ahd. buosam (holl. boezem) u. s. w. zurückzuführen; ja während sich bei Eidam, langsam, Bräutigam, Amsterdam, Borkum, Atem, Odem und in den Wemfällen der Einzahl (einem, grofsem, dem) schriftsprachlich das m behauptet hat, geht das Volk soweit, hinter e es meist in n zu verwandeln; daher md. Braitchen = Bräutigam, den = dem u. s. f.

Stärker als die Mitlaute sind die Selbstlaute in ihrer 104 Form verändert worden: durch Umlaut und Brechung (oder Erhöhung), Verlängerung und Verkürzung, Zerdehnung und Zusammenziehung, Rundung und Entrundung. Bei Umlaut und Erhöhung wurde durch ein in der Endung stehendes i vorangegangenes a, o, u u. s. f. zu e (ä), ö, ü umgeschaffen (Umlaut z. B. Eltern und älter zu alt)[1]) oder vorausgehendes e zu i gehoben[2]) (Berg, Feld, Stamm bërga, fëlda: Gebirge, Gefilde = ahd. gibirgi, gifildi); bei der Brechung stammhaftes u durch ein folgendes a (e, o) zu o umgewandelt (Gold, St. golda, aber Gulden, Gülden = guldîn, siech, ahd. sioh, St. got. siuka, aber Seuche, ahd. siuhhî, er gebeut, kreucht, fleucht = ahd. biutit u. s. w., aber gebieten, kriechen, fliegen = ahd. biotan u. s. w.). Nur gewisse Nasenlautverbindungen verhindern die Brechung, daher heißt es gebunden, geschwungen, aber gesprochen (Spruch), geworden (sie wurden).

Die Verschiebungen in der Tondauer oder Ton- 105 stärke der Laute erklären sich größtenteils durch die Wirkungen des Hochtons. Beim Übergange des mhd. ins nhd. sind nämlich

---

Der Übergang des m in n ist im Fränkischen bald nach 820, im Oberdeutschen wohl noch etwas früher eingetreten.

1) Über den Umlaut vgl. den Abschnitt über Geschichte der deutschen Sprache S. 12.

2) Selten wird ë zu i vor folgendem u z. B. in situ, Sitte = ἔθος, sibun = septem. Die Brechung des i zu ë (so bezeichnet man dieses ë im Gegensatz zu dem durch Umlaut entstandenen) ist seltener (z. B. in wër, Mann = vir, nëst = nidus, blëch = an. blik) und in ihrer Entstehung noch nicht hinlänglich sicher erklärt. Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik § 181.

die kurzen Selbstlaute meist nur in geschlossener Silbe erhalten worden (z. B. in Gott), in offener Silbe dagegen sind sie in der Regel gedehnt; nur wenn ein Konsonant folgt, an den sich die Silben -en, -er oder -el anschließen, treten hier Länge und Kürze neben einander auf, mitunter sogar in demselben Stamme (Vater: Gevatter = Mitvater).[1]) Die Verdoppelung des Konsonanten hinter kurz gebliebenem Stammvokal (Himmel = mhd. himel, Bitte = ahd. bita) beruht lediglich auf Verschiebung der Silbengrenze. Der Mitlaut wurde gedehnt (Fortis) und die Silbengrenze in ihn hinein verlegt, sodaß die Silbe zu einer geschlossenen wurde.[2]) Im Falle der Vokaldehnung wandte man, wohl um in der Schrift die Länge für das Auge sichtbar zu machen, verschiedene Mittel an. Entweder verdoppelte man bei der Aufzeichnung den einfachen Buchstaben (Aar, Meer, Moos = mhd. âr, mĕr, mŏs), oder man gebrauchte das e als Dehnungszeichen, indem man nach dem Vorbilde von Wörtern wie mhd. tier, tief (= ahd. tior, tiof), in denen ie berechtigt ist[3]), auch viel, Spiel, Sieg, Biene, Friede = mhd. vil, spil, sige, bin, vride schrieb. Man liest jetzt gieb und ging, früher richtiger gib und gieng. Zur Unterscheidung der Bedeutung zweier Wörter dient das e bei wider und wieder, Stil und Stiel, Fiber und Fieber, Mine und Miene. Auch h wurde zu diesem Dienste, die Dehnung für das Auge kenntlich zu machen, herangezogen. Wenn es nämlich zwischen zwei Vokalen im Wortinnern stand, wie in mhd. zĕhen = ahd. zĕhan

1) Vgl. Paul in den Beiträgen IX, 101 ff. und dazu die Ergänzungen von Bahder, a. a. O. S. 85 ff.

2) Vgl. Wilmanns, Deutsche Grammatik § 144. Im Alemannisch-schwäbischen fiel schon Ende des 13. Jahrh. t und tt, m und mm zusammen, sodaß wir seitdem beide Schreibweisen dort neben einander finden (auch im Reime); im Mitteldeutschen läßt sich die Erscheinung seit dem 15. Jahrh. nachweisen.

3) Berechtigtes ie geht hervor a) aus iu, io (lieb = ahd. liob = got. liufs). b) vertritt es die alten Doppelungssilben in schlief, fiel, rief = got. saislêp u. s. f. c) steht es in Fremdwörtern = ê (ĕ) in Brief (breve), Ziegel (tegula) oder = griech. ia = frz. ie: Harmonie, Theorie oder = frz. -oir bei Zeitwörtern auf -ieren.

= lat. decem, so wurde es, besonders in md. Mundarten, in seiner Geltung als selbständiger Laut so weit beeinträchtigt, daß man es kaum noch als solchen empfand; da es nun aber regelmäßig nur in langen Silben vorhanden war, so konnte es zu der Annahme veranlassen, es sei geschrieben, um die Dehnung der Stammsilbe zu kennzeichnen. Auf diese Weise drang es nun auch unbefugter Weise in Wörter ein, in denen es gar nichts zu suchen hatte. Namentlich häufig erscheint es vor den flüssigen Lauten r (bohren), l (Zahl), n (Zahn) und m (zahm), minder häufig bei t (That, thun, früher auch Loth, Muth, Rath).[1])

Der umgekehrte Fall, daß lange Stammsilben gekürzt werden, tritt vorwiegend unter folgenden Umständen ein: 1. vor Mitlauterverbindungen wie cht (Fichte = mhd. viehte), ng (hing = hienc) und nd (Pfründe = pfrüende, · praebenda). 2. vor mhd. einfachen Mitlauten, wenn die ableitenden Silben -el (Trobdel = trâdel), -er (Mutter neben muoter) und -en (Linnen neben Leinen = lînîn) folgen.[2])

Während so die hochtonigen Silben meist verstärkt werden, 106
sind die tieftonigen im nhd. häufig geschwächt worden.[3]) Dies gilt in gleicher Weise von den Vorsilben wie von den Endungen: Neben bi- in bijihte, bîhte, Beichte und biderbe, brauchbar = bieder steht be- in beschreiben, neben Friedreich (= -rîche) Friedrich, neben ahd. -lîch (êrlîch) nhd. -lich in ehrlich. Alle möglichen Selbstlaute haben am Wortende erst dem farblosen e Platz gemacht und sind schließlich oft ganz abgefallen: aus fastô ist zunächst ahd. fasto, dann mhd. vaste, endlich nhd. fast geworden, aus got. daupeins, ahd. toufî(n), mhd. toufe, Taufe; aus ahd. zala schon mhd. zal; mhd. bane, koste, huote

1) Berechtigtes h liegt vor in drehen, blühen, glühen = mhd. draejen, blüejen (ahd. bluojan), glüejen, wo es sich aus j entwickelt hat.

2) Andere Beispiele bei Paul, mhd. Grammatik § 19, 23 und Beiträge IX, S. 122.

3) got. gasteis = ahd. gestî, gesti = mhd. geste, Gäste; got. tungôm = ahd. zungôm, zungôn = mhd. zungen, den Zungen.

lauten jetzt Bahn, Kost, Hut. Nur Dichtersprache und Mundart haben nicht selten wenigstens das -e gerettet (Herze). Doch nicht bloß die Laute der Endungen haben sich diese Verstümmelung gefallen lassen müssen, sondern auch die der Wortstämme, wofern sie den 2. Teil von Zusammensetzungen bilden: Viertel ist verkürzt aus Vierteil, Grummet aus gruon-mât (Grüngemähtes), Adler aus adel ar (edler Aar), Wimper aus Windbraue, mhd. wintbrâ, Ohm aus Oheim. Nur Erstarrung (Heiland) oder Umdeutung (Einöde, Zierat, Armut wie von öde, Rat und Mut)[1]) haben in der Regel den volleren Laut gestützt, während bei Jungfer neben Jungfrau die Doppelformen zu Begriffsspaltungen benutzt worden sind.

107 Nächstdem haben wir, da die Zerdehnung (î, û, iu in ei, au, eu, äu) und Zusammenziehung (uo und ie in û und î) bereits oben S. 15 f. und S. 17 f. behandelt worden sind, noch zu erwähnen, daß sich im nhd. mehrfach ein entrundeter Laut an Stelle eines runden gesetzt hat und umgekehrt. So ist in einer Reihe von Wörtern namentlich vor Nasenlaut und hinter w â zu ô geworden (Mond = mâne, Woge = wâc), wobei zum Teil noch die ursprüngliche Form daneben besteht, sei es in der Schriftsprache (Argwohn: Wahn; Ohm: nachahmen = mit dem Ohm nachmessen, Odem: Atem, Brombeere: Bram = Besenginster, Brambach) oder in der Mundart z. B. in der Salzunger (Mahn = mâhen, mân, Than = tâhe(n), ahne = âne). Diese Aussprache des â mit runder Mundöffnung, die jetzt in den meisten Mundarten des südlichen und mittleren Deutschlands anzutreffen ist, tritt seit dem 13. Jahrh. im bayrisch-alemannischen Gebiete und seit dem Anfang des 14. im Mitteldeutschen auf.[2]) Um dieselbe Zeit begegnen wir in den nämlichen Gebieten der Neigung i zu ü und e zu ö zu runden, doch ist sie jetzt meist der entgegengesetzten gewichen. Indes bewahrt die Schriftsprache noch deutliche Spuren jener Vorliebe in

1) Doch auch Heimat, Monat, Kleinod und -lein = -lîn neben -chen = -kîn.

2) Vgl. Wülcker, Vokalschwächung im Mittelbinnendeutschen S. 41 f.; v. Bahder a. a. O. S. 154 ff.

Wörtern wie flüstern (älter flistern), Würde (= wirde), Rüffel, Pfeffermünze (mentha), fünf (= quinque); Hölle, löschen, Löffel, wölben, Schöpfer, Schöffe, schröpfen = mhd. helle, leschen, leffel u. s. w.[1]) Der entgegengesetzte Vorgang der Entrundung ursprünglicher ü-Laute ist in den Wörtern Findling, Kissen, Gimpel, Schlingel, kirre und andern vorwiegend der Umgangssprache angehörigen Ausdrücken schriftsprachlich durchgedrungen. In Einklang damit steht der Wandel von öu und iu (= nhd. äu und eu) in ei bei Schleife, streifen, Kreisel, spreizen; ereignen = mhd. eröugen ist Ableitung von Auge, aber an „eigen, aneignen" angelehnt.[2])

Ziehen wir die Summe, so ergiebt sich, daß als Haupthebel des Lautwandels der Hang der Menschen zur Bequemlichkeit, der Trieb, an Kraft zu sparen und sich die Aussprache zu erleichtern, betrachtet werden muß. Andere Ursachen treten an Wirkungskraft und an Umfang der Bethätigung sehr zurück.

1) Nach v. Bahder, Grundlagen S. 170 ist dieser Lautwandel seit dem 13. Jahrh. besonders im Alemannischen zu Hause, viel seltener dagegen im östlichen Mitteldeutschland, weshalb sich auch Luther des jüngeren ö fast ganz enthält. Meist finden wir in der Nähe des ö (= e) ein l oder sch.

2) Auch Übergang offener Laute in geschlossene und umgekehrt läßt sich in den Mundarten vielfach nachweisen. Das durch Umlaut entstandene e wird in der mhd. Zeit genau von dem altüberlieferten indogermanischen ë geschieden und in Reimen selten damit gebunden, ja noch heutiges Tages werden beide wenigstens in Ober- und Mitteldeutschland meist durch die Aussprache auseinander gehalten, jenes geschlossen (wetten aus got. wadjan), dieses offen (Wetter = mhd. wëtter vgl. Gewitter) gesprochen. Doch ist es auf verschiedene Umstände zurückzuführen, wenn wir bei manchen Wörtern andere Laute antreffen, als wir erwarten: gebären, gären, Käfer, Bär (= mhd. bërn, gërn, këfer, bër) und nähren, quälen, zähmen, Mähne, Ähre (= mhd. nern, queln, zemen, mane, eber) hatten noch im mhd. ganz verschiedene Stammvokale; wieder in andern Wörtern, die damals gleiche e-Laute hatten, spricht man sie jetzt verschieden aus: neben sëhs (gesprochen sex) steht sëchzehn (gesprochen sächzehn); neben lëder (gesprochen Läder) lëdic (gesprochen ledig). Ein Verzeichnis von Wörtern, bei denen sich ursprüngliches ë in geschlossenes e verwandelt hat, giebt v. Bahder, Grundlagen S. 132 f., über die Entwickelung des nhd. ä spricht derselbe S. 104 ff.

Alles ist im Fluß.
Heraklit.

Wortbeugung.[1])

108 Leben heißt vergehen. Wie die Menschen nach kürzerer oder längerer Erdenlaufbahn dahinsterben, so auch die Laute, Silben und Wörter. Von dem schönen Baume der Ursprache, an dessen saftigem Grün die alten Indogermanen ihr Auge labten, ist Zweig für Zweig und Blatt für Blatt abgefallen; und wenn auch neue Schößlinge hervortreten, so wird doch der Reichtum und die Üppigkeit jener Zeit niemals wiederkehren. Von der Zweizahl (Dual), die im griechischen Schrifttum wenigstens noch ein kärgliches Dasein fristet, ist bis auf wenige mundartliche Formen im Deutschen kaum noch eine Spur wahrzunehmen, von den acht Beugungsfällen der Grundsprache sind drei, der Lokativ, Ablativ und Instrumental, bis auf geringe Reste dahingeschwunden, von den altüberlieferten Zeitformen aber haben sich nur noch zwei am Leben erhalten, die Gegenwart (ich singe)

1) Vgl. Grimm, Grammatik I, 596 ff.; Weinhold, mhd. Grammatik 305 ff.; Behaghel, Deutsche Sprache S. 164 ff.; Lyon, Abriß der deutschen Grammatik S. 15 ff.; A. Schleicher, Die deutsche Sprache. 5. Aufl. Stuttgart 1888; W. Braune, Althochdeutsche Grammatik. 2. Aufl. Halle 1891; H. Paul, mhd. Grammatik. 4. Aufl. Halle 1894; Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache S. 169 ff.; B. Delbrück, Über die Deklination der Substant. im Germanischen, Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie II, 381—407; Jellinek, Beiträge zur Erklärung der germanischen Flexion. Berlin 1891; B. Kahle, Zur Entwickelung der konsonantischen Deklination im Germanischen. Dissert. Berlin 1887; Boiunga, Die Entwickelung der nhd. Substantivflexion. Leipzig 1890; O. Bender, Die Analogie, ihr Wesen und Wirken in der deutschen Flexion. I. 1893, II. 1894.

und Vergangenheit (ich sang) des Aktivs; endlich von den Redeformen ist die des Wunsches (Optativ) mit der der Vorstellung (Konjunktiv) zusammengeflossen.

Doch hat unsere Sprache, zumal in der Abwandlung des 109
Hauptworts, gar manches gerettet, was den romanischen Sprachen verloren gegangen ist, und besitzt noch Schönheiten genug, an denen das Herz des Sprachforschers sich erfreuen kann. Sie verfügt über zwei grundverschiedene Beugungsarten, die Jakob Grimm mit den Namen der starken und schwachen bezeichnet hat. Die abgeleiteten Zeitwörter (knechten von Knecht, ermüden von müde, fällen von fallen) und die durch Geschlechts-, Für- und Zahlwörter eingeführten Adjektiva (des guten Mannes, jedes guten Mannes) folgen dieser, die Stammverben (gebe, gab) und die jeglicher Begleitung ermangelnden Eigenschaftswörter (guter Männer) aber meist jener Regel. Einst wurde ein solcher Unterschied auch bei den Personennamen beobachtet, indem die Koseformen (Thilo, Diozo = Dieze, Diotilo = Dietel: Ableitungen von Dietrich) schwach, die Vollnamen dagegen (Dietrich, Hermann) stark abgewandelt wurden.

Schon in althochdeutscher Zeit tritt die stärkere Triebkraft der starken Beugungsart in der größeren Mannigfaltigkeit der Abwandlungsformen (Deklinationen und Konjugationen) und Endungen hervor. Es giebt starke Stämme auf a, i und u, die Grundlage der schwachen Biegung aber bilden nur die alten abgeleiteten n-Stämme (vgl. ordo — ordinis, natio — nationis), und während dort bei allen dreien[1]) das männliche, weibliche und sächliche Geschlecht vertreten ist, finden wir hier nur männliche und sächliche Stämme auf an und weibliche auf ôn und în. Ferner hat z. B. der a-Stamm Arm im ahd.[2]) noch 6 verschiedene Beugungsformen:

arm, armes, arme, arm; armâ, armo, armum, armâ,

der -ôn (-ân)-Stamm zunga dagegen nur 4:

1) Nur die i-Stämme haben kein Neutrum aufzuweisen.

2) Abgesehen von dem Instrumental, der nur noch bei den starken Stämmen vorhanden ist: armu, tagu, wortu, gast(i)u, sun(i)u.

zunga, zungûn, zungûn, zungûn; zungûn, zungôno,
zungôm, zungûn,

und im nhd. hat jener noch 4 (Arm, Armes, Arme, Armen), dieser nur 2 (Zunge, Zungen) bewahrt.

Noch größer ist der Unterschied beim Zeitwort. Nicht nur klingen die einsilbigen starken Formen sank, quoll, schlug entschieden kräftiger und voller als die zweisilbigen schwachen labte, lebte, lobte, liebte mit ihrem nachhinkenden e, sondern jene weisen auch eine reichere Mannigfaltigkeit der Bildung auf. Der Ablaut[1]) mit seinen drei Stufen, der Tiefstufe (geworden, gebunden), der Mittelstufe (werde, binde) und der Hochstufe (ward, band) schafft reiche Abwechselung im Wortinnern. Überdies verfügt das starke Zeitwort über 7 verschiedene Abwandlungsklassen:

1. trinke, trank, getrunken.
2. stehle, stahl, gestohlen.
3. gebe, gab, gegeben. / bitte, bat, gebeten.
4. fahre, fuhr, gefahren.
5. scheine, schien, geschienen. / schneide, schnitt, geschnitten.
6. biege, bog, gebogen.
7. halte, hielt, gehalten. / laufe, lief, gelaufen. / rufe, rief, gerufen.

Bei dem schwachen dagegen bleibt der Stamm fast durchweg unverändert (labe, labte, gelabt), und die Unterschiede zwischen den drei einst vorhandenen Beugungsklassen sind jetzt so gut wie ganz verwischt: ahd.: legita, salbôta, sagêta = nhd. legte, salbte, sagte. Gleichwie die mhd. Wörter vrîlîche, schuldheize u. a. den hochbetonten Stammvokal festgehalten, aber den tieftonigen oft verkürzt (freilich) oder ausgestoßen (Schulze) haben, so sind auch die Selbstlaute der Stammverba unter dem Einflusse des Hochtons geblieben und die[2]) des abgeleiteten,

1) Dieser ist schon in der indogermanischen Grundsprache ausgebildet worden und erklärt sich aus dem damals erfolgenden Wechsel in der Betonung.

2) Natürlich handelt es sich hier nur um die den Stammauslaut bildenden, für das schwache Zeitwort bezeichnenden ô, ê und i (j).

nicht ablautenden Zeitworts verstümmelt (redôta = redete) oder entfernt worden (nerita = nährte).

Wollte man freilich glauben, die Grenzen zwischen der 110
starken und der schwachen Abwandlungsart wären ein für allemal festgestellt, so würde man irren, vielmehr finden zahlreiche Übergänge aus der einen in die andere statt. Held und Hirt waren noch im mhd. starke Stämme[1]), aber schon bei Luther ist jenes ausschließlich, dieses fast durchweg schwach geworden. Ähnlich verhält es sich mit Heide, Christ = mhd. heiden, kristen, die bei dieser Umwandlung sogar den Stammauslaut (n) verloren haben (vgl. den Eigennamen Haydn und heidnisch mit Heide). Andere haben nur in der Mehrheit das -en der konsonantischen Stämme angenommen, so weibliche und sächliche Wörter auf e: Freude, Bitte, Gabe, Klage; Ende, Auge, Bett(e), Hemd(e), Wette (urspr. sächlich) u. s. w., ferner weibliche auf schließenden Mitlaut wie Schar, Saat, Wahl, Burg und die auf -heit (-keit), -ung und -schaft.[2]) Offenbar ist dies nach dem Vorbilde schwach biegender Ausdrücke wie Glocke, Muhme, Amme geschehen, die ihrerseits sich wieder nach jenen in der Abwandlung der Einheit gerichtet haben. So erklärt sich, daß man früher im Wesfall Zungen(-band), Frauen (-kirche), Sonnen(-finsternis) sagte[3]), jetzt aber diese Wörter wie Bitte, Gabe, Treue behandelt. Auf diesem Wege hat sich

---

1) Nur hirte wird selten schwach abgewandelt. Paul, mhd. Grammatik § 121, A. 1.

2) Von den männlichen Wörtern nur Mast, Staat, Stachel, Lorbeer, Dorn, Forst, See und einige andere.

3) Das -en in der Zusammensetzung läßt allerdings nicht immer auf einen von Haus aus vorhandenen schwachen Stamm schließen; schon in mhd. Zeit sind besonders im mitteldeutschen Sprachgebiete manche ursprünglich starke weibliche Stämme in schwache umgewandelt worden, in Niederfranken schon im 9. und 10. Jahrh.; auch Luther zeigt große Neigung dazu z. B. bei Gnade und Sache. So erklären sich die Formen Erdenrund, Ehrengabe, Höllenlärm, Kronenbräu, Gnadenfrist, Seelenpein, Sorgenkind, Stundenplan, Straßenpflaster u. a. Am besten hat sich die â-Deklination bei den Eigenschafts- und Thätigkeitsbezeichnungen erhalten z. B. mhd. güete, schoene, gabe, bëte.

im nhd. für die weiblichen Stämme die durchgehende Regel herausgebildet, daß die Einzahl bei allen unverändert bleibt, die Mehrzahl aber abgesehen von denen auf -niss und -sal (Finsternisse, Drangsale) und einer Reihe einsilbiger (Kunst, Maus, Not, Haut, Naht: Künste, Mäuse u. s. f. mit Umlaut) -en bildet, also die Nadeln, Windeln, Leitern, Kammern (im Gegensatz zu Sieger, Keller, Mäntel, Händel, die männlich sind).

Aber auch der umgekehrte Übergang aus der schwachen in die starke Beugung der Hauptwörter ist nicht selten. Hätten wir nicht Zusammensetzungen wie Hahnenfuß, Greisenalter, Schwanenhals, Märzennebel, Maienluft, Pfaueninsel, Arnstadt, so würden wir kaum noch erkennen, daß Hahn, Greis, Schwan, Ar u. s. f. vor alters schwach abgewandelt wurden.[1]) Zu ähnlichem Ergebnisse gelangen wir, wenn wir die Wörter Schönbrunn und Stuttgart (= Stutengarten), die früher schwache Biegung hatten[2]) (Garte, Garten u. s. f.), mit Brunnen und Garten (Wesfall Brunnens) oder die Redensart „es ist schade“ mit der Schaden, des Schadens vergleichen. Wörter wie der Balke[3]), des Balken wurden nämlich infolge der gleichlautenden Form der meisten Biegungsfälle mit den starken Stämmen Regen, Magen, Kragen u. a. auf eine Stufe gestellt und dem entsprechend behandelt. So kam es, daß man nun auch der Braten, Bogen, Hopfen, Brunnen sagte und den Wesfall Bratens u. s. w. bildete, ja ab und zu hat der Sprachgeist mit jeder der beiden Formen einen besonderen Sinn verbunden und

1) Besonders stark sind bei diesem Übertritt einsilbige Wörter beteiligt wie außer den genannten Salm, Schelm, Stör, Stär, Golf, Keim, Brei, Kern, Lenz, Stern, Pfühl u. a., die ihres mhd. Endungs-e verlustig gegangen sind, während umgekehrt die ursprünglich starken Wörter gedanc und buochstab beim Übertritt in die schwache Bildung ein e angenommen haben: Gedanke, Buchstabe.

2) Sie haben jetzt wenigstens noch den alten Werfall ohne n erhalten.

3) So schreibt noch Herder, bei dem sich auch die Nominativformen Garte, Knoche, Schatte, Daume, Balle (des Glücks) finden. Vgl. Preußische Jahrbücher 1894 S. 257.

so Doppelformen geschaffen wie Ball: Ballen, Tropf: Tropfen, Lump: Lumpen.[1]) Dabei ist es anziehend zu beobachten, daß Wörter, die vorwiegend handelnd eingeführt, also im Werfall verwendet wurden, meist die ältere Form auf -e bewahrt haben: Bote, Erbe, Jude, Ferge, Genosse, Ahne, Gatte, Bürge, Buhle, Drache, dagegen solche, die sich meist leidend verhielten, also gewöhnlich in einem andern Biegungsfalle gebraucht wurden, die Form -en angenommen haben: Bogen, Garten, Braten, Brunnen, Lappen.[2])

In weit stärkerem Maße aber hat sich der Übergang in die starke Beugung bei den Personennamen vollzogen. Denn etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts weisen männliche und weibliche, starke und schwache Stämme in der Schriftsprache in der Regel die Genitivendung s auf: wie Ernst, Ernsts, so auch Otto, Ottos, Anna, Annas, Gertrud, Gertruds[3]); aber in den Zusammensetzungen Ottendorf, Annenkirche, Gertrudenstraße ist der frühere Zustand noch erkennbar.[4])

Manche Wörter schwanken noch zwischen starker und schwacher Bildung hin und her: wir sagen gleich richtig des Nachbarn und des Nachbars, des Bauern, Vorfahren, Unterthanen und des Bauers, Vorfahrs, Unterthans, des Auguren, Prätoren, Tribunen und des Augurs, Prätors, Tribuns. Ja bei einigen der Tiernamen haben gewisse Mundarten, bes. im Südwesten Deutschlands, beide Beugungsarten zu Bedeutungsunterschieden benutzt. Man liest auf Wirtshausschildern „zu den drei Schwanen", nennt aber die Vögel sonst Schwäne, man

1) Früher wurden diese Wörter alle schwach abgewandelt.

2) Lappen, aber Laffe (ursprünglich vielleicht dasselbe Wort).

3) mhd. Brünhilt, Brünhilde (stark), und Helche, Helchen (schwach).

4) Die an den Wörtern Garten, Gartens u. s. w. erwachsene Wesfallendung -ens ist bei den mit den Zischlauten s, x, z endigenden Personennamen (Fritzens, Maxens, Hansens) beliebt, hat sich aber auch bei den weiblichen auf e eingenistet (Sophiens, Mariens neben Sophias, Marias; vgl. Sophien-straße, Marien-kirche). So heißt es auch Herzens und früher Schmerzens (Schmerzenskind; außerhalb der Zusammensetzung z. B. Wallensteins Tod IV, 12), Markgrafens in Goethes Götz I, 2 und oft bei Möser.

trinkt seinen Schoppen im Bären, Pfauen, Hirschen, erzählt aber (z. B. in Baden) vom Bär, Pfau, Ochs, Hirsch, die man im Tiergarten gesehen hat.[1])

111 Wie beim Hauptwort kommt auch beim Zeitwort Übergang aus der starken in die schwache Abwandlungsart und umgekehrt vor. Wer sieht es jetzt noch den Wörtern bellen, brummen, hinken, brauen, kauen, reden, niesen, schmiegen, schweifen, gleißen, beneiden[2]) u. a. an, daß sie von Haus aus ablauteten? Bei triefen, sprießen, sieden, stieben hat die schwache Form der starken bald den Rank abgelaufen, bei schreien, speien, hauen dagegen ist sie, obwohl sie bereits während des 13. Jahrh. in Ober- und Mitteldeutschland auftritt, bis jetzt auf den mundartlichen Gebrauch beschränkt geblieben (schreite, speite, haute). Von andern Zeitwörtern sind uns vereinzelte Reste starker Bildung erhalten geblieben: verworren (:verwirrt), verschollen (:zerschellt), unverhohlen (:verhehlt); und schriebe nicht Goethe in Hermann und Dorothea 4, 164 und andere Schriftsteller gerochen oder Schiller in der Jungfrau von Orleans I, 9 umrungen (vgl. ich rang, gerungen, aber umringt), so würden auch diese Zeitwörter nicht mehr ihre einst starke Art erkennen lassen.[3]) Vermischung beider Beugungsweisen zeigen salzen, falten, mahlen und spalten, bei denen das starke Mittelwort (gesalzen, gefalten, gemahlen, gespalten) in lebendigem Gebrauche geblieben ist, aber die starken Formen der Vergangenheit (ich sielz, fielt, muol, spielt) den schwachen das Feld haben räumen müssen. Endlich ist in den Verben ich kann, ich soll, ich darf, ich muß u. s. w. das Bewußtsein davon, daß es einst starke Perfektformen waren (ich kann: kennen = gewann: gewinnen)[4])

---

1) Vgl. auch Ohnmachten neben Mächte.

2) Besonders viele Zeitwörter mit dem Stammvokal a sind schwach geworden z. B. walze, walke, walle, banne, spanne, halse, schalte.

3) Spalteformen starker Beugung sind gediegen und gediehen, bescheiden und beschieden, erhaben und erhoben, von denen die an erster Stelle genannten adjektivische Geltung erhalten haben.

4) Vgl. οἶδα = weiſs mit ἰδεῖν, sehen und ich weiſs mit videre. C. Pauli, Über die deutschen Verba Präteritopräsentia. Stettin 1863.

schon frühzeitig so sehr verwischt, daß man von ihnen bereits im got. und ahd. neue Vergangenheitsformen mit schwacher Bildung besaß (ich konnte, wollte u. s. f.).

Den entgegengesetzten Fall des **Übergangs der schwachen Beugung in die starke** treffen wir selten an: ziemen = mhd. zëmen hatte früher die gleiche Bildung wie nehmen; weisen und preisen[1]) werden jetzt wie bleiben, dingen wie singen, einladen wie beladen abgewandelt. Das Kirchenlied hat altes Sprachgut bewahrt, wenn es sagt: „Nun sei gepreist zu aller Zeit, du heilige Dreieinigkeit“. Bei andern Zeitwörtern streiten sich schwache und starke Formen noch um die Herrschaft, z. B. fragte: frug, melkte: molk, steckte: stak; auch hing und wog (transitiv) entziehen den Formen hängte und wägte immermehr an Boden. Zu einem Mittel der Unterscheidung zwischen zielender (transitiver) und zielloser (intransitiver) Form ist die Wahl der Abwandlungsart geworden bei erschreckte: erschrak, schwellte: schwoll, löschte: erlosch, verderbte: verdarb. Wob und gor werden meist in sinnlicher, webte und gärte in bildlicher Bedeutung gebraucht; andere Abschattungen des Wortsinnes zeigen pflog (ließ mir angelegen sein) und pflegte (that gewöhnlich, wartete Kranke), schuf (durch Schöpferkraft) und schaffte (arbeitete), schliff (glättete) und schleifte (zog hin), gesonnen und gesinnt.

Doch die Veränderungen, denen Haupt- und Zeitwörter 112
im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt waren, beschränken sich nicht auf den Wechsel zwischen starker und schwacher Abwandlungsart, auch innerhalb dieser beiden Gruppen hat sich die ausgleichende Thätigkeit des Sprachgeistes in gar mannigfacher Weise geltend gemacht. Sprechen wir zunächst vom Hauptwort. Ursprünglich gab es starke a-, i- und u-Stämme; die letzteren wurden seit ahd. Zeit sämtlich[2]), die ersteren vielfach

1) Preisen hat schon im mhd. die Nebenform prîste; ebenso stehen im Nibelungenliede bereits die Formen lüede 1404, 2 ed. Bartsch und ladete 28, 3 im Sinne von einladen.

2) Sofern sie nicht in die schwache Deklination übertraten; bei Sieg (sigu) u. a. mit nichtumlautbaren Stammvokalen ist die i-Deklination nicht erkennbar.

wie i-Stämme behandelt. So heißt es jetzt Hände[1]), Füße, Söhne, Zähne, Lüfte (Stamm handu, fôtu, sunu u. s. f.), und während man noch ahd. von Frosch und Hals die Mehrheit froska und halsa und im mhd. wolve und hove (daher Königshofen) bildete, ist jetzt nach dem Muster der i-Stämme (gesti, belgi, Gäste, Bälge) Umlaut eingetreten (Frösche, Hälse, Wölfe, Höfe). Frühzeitig finden wir diesen Übergang auch bei den konsonantischen Stämmen muoter, bruoder, tohter, vater, naht[2]), wie denn überhaupt der Umlaut immer weitere Kreise zieht. Vielfach sind lautliche Gründe dabei von Einfluß gewesen. Nach mhd. Lautgesetze mußten die Wörter auf -el, -em, -en und -er, wenn die Stammsilbe lang war (wie in mantel, acker = ahd. mantal, ackar), das e im Werfall der Mehrheit verlieren. Da man also nicht mantele sagen konnte, so fiel dieser mit dem der Einheit zusammen. Um nun beide leichter zu scheiden, griff man für die Mehrzahl zum Umlaut: mentel, Mäntel. Dasselbe Gesetz trat in Kraft, als beim Übergang des mhd. ins nhd. die kurzen Stammsilben vielfach gedehnt wurden. Von mhd. vögel, nägel heißt die Mehrzahl vögele, nägele, von nhd. Vôgel, Nâgel: V̂ögel, N̂ägel; daher jetzt Böden, Läden, während bei Wagen, Kasten u. a. noch die Formen mit a und ä schwanken.[3]) So ist der Umlaut, der ursprünglich nur berechtigt war, wenn ein i in der Endung folgte, ein selbständiges

1) Der alte u-Stamm zeigt sich noch in den nicht umgelauteten Formen zu-handen, vor-handen, aller-hand = mhd. aller hande, Wesfall der Mehrheit.

2) Vgl. Weihnachten mit Nächte; vom konsonantischen Stamme kommt auch der zeitbestimmende Wesfall Nachts = mhd. nahtes. Beiträge 4, 395 f.; 6, 550.

3) Sogar Fremdwörter wie Markt, Plan, Palast, Bischof, Kanal bilden jetzt ihre Mehrzahl mit Umlaut, und selbst ursprünglich schwach behandelte Wörter wie garte, garten haben diese Mehrheitsbildung angenommen (Gärten). Den ausgiebigsten Gebrauch davon machen aber die oberdeutschen Mundarten, die fast jedes schließende e preisgeben und infolge davon sich vielfach zu Mehrheitsformen wie Täg, Ärm = Tage, Arme veranlaßt fühlen.

Mittel der Mehrheitsbildung geworden und keineswegs mehr an diese Voraussetzung geknüpft.

Der umgekehrte Vorgang, daß ein von Haus aus vorhandener Umlaut wieder beseitigt wird, ist weit seltener. Doch läßt er sich schon in mhd. Zeit bei den weiblichen i-Stämmen wie Macht, Kraft, Haut, Not, Brust beobachten, nicht in der Mehrheit, die regelrecht mehte (Mächte), krefte (Kräfte) bildet, wohl aber im Wes- und Wemfall der Einheit, die ahd. auf i ausgingen (vgl. brûti in Bräutigam) und daher Umlaut verlangten. So treten bereits im mhd. neben den Formen des 2. (u. 3.) Falls krefte, megede die neuen kraft und maget (Magd) auf, und jetzt sind die älteren fast ganz außer Gebrauch und nur noch in Zusammensetzungen üblich: Gänsefuß (= Fuß der Gans), Mägdesprung, Mäusegift, Bürgemeister (= Meister der Burg)[1], behende (= bei der Hand). Wahrscheinlich haben dabei die übrigen starken Stämme weiblichen Geschlechts wie zal, Zahl (a-Stamm), gerte (ja-Stamm), brâwe (va-Stamm), die im mhd. nur eine Form für alle Beugungsfälle der Einzahl aufweisen, bestimmenden Einfluß ausgeübt, so daß der 2. und 3. Fall dem 1. und 4. angeglichen wurden.

Hatten wir es bisher ausschließlich mit männlichen und 113
weiblichen Stämmen zu thun, so gilt es jetzt, eines Sprachgesetzes zu gedenken, das für die Beugung der sächlichen Hauptwörter von hervorragender Wichtigkeit geworden ist: ich meine den Gebrauch der **Mehrheitsendung** -er. Von Haus aus ein Teil des Wortstammes ist sie schließlich wie das -en der schwachen Deklination[2]) zur Geltung eines Beugungsmittels gekommen. Gleich dem Griechischen und dem Latein hatte auch unsere Muttersprache einstmals -es-Stämme: griech. genos, lat. genus und deutsch rind sind auf gleiche Weise gebildet. Der

1) Vgl. Siebenbürgen (Dat. plur.) und Rotenbürg bei Hof in Bayern (Dat. sing.).

2) Vgl. H. Paul, Mittelhochd. Grammatik. 4. Aufl. 1894. § 129. Weil das -er nicht eigentlich Beugungssilbe war, hat es in Formen wie Kinderchen, Kinderlein seine Stelle vor, nicht hinter der Verkleinerungsendung erhalten.

Wesfall lautete in den genannten drei Sprachen ursprünglich genesos, genesis, rindisis. Das tönende s zwischen den beiden Selbstlauten mußte sich im Griech. verflüchtigen, im Latein und Deutschen aber in r übergehn, sodaß wir nun die Formen geneos (zusammengezogen genûs), generis und rindiris erhalten. Da nun aber der Wer- und Wenfall, wie bei allen sächlichen Wörtern, den reinen Stamm zeigt (rindis) und dieser nach altdeutschem Lautgesetz zu rind wurde, da ferner auch sächliche Stämme anderer Bildung wie gebeine, knie, vihe (Vieh) vor den Endungen des 2. und 3. Falls der Einheit die Silbe -ir- (-er-) nicht aufwiesen, so gewöhnte man sich daran, die Formen der Einzahl ohne -ir- zu bilden, dieses dagegen in der Mehrzahl, wo es meist beibehalten wurde, als wesentlichen Bestandteil zu betrachten. Von hier aus hat es sich dann in den größten Teil der sächlichen a-Stämme eingeschlichen. Im mhd. finden wir diese Bildung regelmäßig nur bei den 5 Wörtern ei, huon, kalp, lamp, rint; bei Luther hat sie schon weitere Ausdehnung gewonnen, indem auch Volk, Haus, Gut und Kleid diese Mehrheitsform ausschließlich, Dorf, Kind, Haupt, Land, Schwert, Brett, Ding u. a. häufig haben. Selbst einige ja-Stämme (Amt, Bild) werden schon so gebeugt. Und vergleicht man alte dativische Ortsnamenbildungen wie Wiesbaden, Frankenhausen, Rheinfelden, Berghaupten mit den Formen Bäder, Häuser, Felder, Häupter, so findet man, daß sich die Endung -er erst, nachdem jene Namen schon gebildet waren, in diese Hauptwörter eingedrängt hat. Vielfach hat man durch dieses Wortbildungsmittel Spalteformen mit Bedeutungsunterschieden geschaffen: Worte[1]) und Wörter, Lande und Länder, Bande und Bänder, Lichte und Lichter. Weil nun auch verschiedene Wörter sächliches und männliches Geschlecht neben einander hatten (daz ort, der ort, daz lîp, der lîp[2]), ahd. daz tuom und der tuom

1) Das e tritt schon in mhd. Zeit im Mitteldeutschen auf: diu beine = diu bein.

2) Vgl. auch der Schild und das Schild. Lessing gebraucht noch Schilder im Sinne von scuta; -er bewahren auch Schilderhaus und

= nhd. -tum in Irrtum), so war es möglich, daß die Endung -er auch bei männlichen Stämmen auftrat: so liest man geister schon in mhd. Zeit[1]); bei Luther findet sich außerdem zuweilen Därmer, Örter, Männer, Bösewichter, dagegen niemals Leiber, Wälder (vgl. Unterwalden), Würmer, Ränder, Sträucher (und Sträußer). Früher haben manche Wörter dieses -er besessen, denen es jetzt wieder verloren gegangen ist, wie Scheit, das nach Ausweis von scheitern (= in Stücke zerfallen, zu Scheiten werden) einst auch Scheiter (schîter) bildete, oder Tier, wovon Luther noch die Mehrheit „Thierer" formte; dagegen giebt es auch manche, die bis zur Gegenwart sich von diesem Anhängsel frei gehalten haben: Lot, Maß, Haar, Ziel u. a. Auch die Endung -e für den Wer- und Wenfall der Mehrzahl (mhd. diu wort, diu mâʒ) ist nicht so gleichmäßig durchgedrungen, daß nicht in gewissen Verbindungen der mhd. Brauch sich behauptet hätte. Wenn wir nämlich sagen drei Maß Bier, so haben wir in Maß keine Form der Einheit vor uns, die ja schon der Sinn verbieten würde, sondern den alten Nominativ der Mehrheit (diu mâʒ).[2]) Ähnlich liegt die Sache bei Paar, Stück, Glas, Pfund, und von diesen sächlichen Wörtern ist die Form auch auf männliche (drei Fuß, Zoll, Oxhoft) übertragen worden.

Während so bei den zuletzt besprochenen Wörtern (Maß u. a.) 114
unter Umständen die Form der Mehrzahl ganz das Aussehen, aber nicht die Geltung der Einzahl hat, so giebt es andererseits Einheiten, die von Haus aus wirklich Mehrheiten sind, aber nicht mehr als solche gefühlt und behandelt werden. Aus lat. litterae wurde frz. la lettre, neben got. bôkôs, Buchstaben steht nhd. das Buch. Aus frz. les gens d'armes hat man einen Gensdarm (gendarme) gemacht, und

schildern, ursprünglich = Schilde bemalen. Gott war von Haus aus sächlich und hat daher schon ahd. und mhd. -ir (er): gotir, abgotir.

1) Beim Marner, einem fahrenden schwäbischen Sänger des 13. Jahrh. vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 432.

2) Dieser hat sich auch aus formellen Gründen bei den Wörtern auf -lein, und -chen erhalten: das Kindlein: die Kindlein, das Kindchen: die Kindchen.

aus ahd. turi (= valvae, fores, die Thürflügel) eine Thür. Lat. berylli (die Berylle) wurde zu Brille, nervi zu Nerve (aber der Nerv = nervus), mhd. birn (Mehrheit zu bir = ahd. bira = mlat. pira von pirum) zu Birne; für mhd. zaher und trahen, trân verwenden wir jetzt die Mehrheit Zähre und Thräne im Sinne der Einheit; ebenso für mhd. tuc, soc, wâc die pluralischen Formen Tücke, Socke, Woge. Da nun diese insgesamt auf -e ausgehenden Mehrheiten ganz das Aussehen von weiblichen Wörtern der Einzahl hatten (Thräne wie Mähne; Tücke wie Mücke und Brücke; Zähre wie Fähre), so erhielten sie durchweg weibliches Geschlecht.[1])

Auf einem ähnlichen Vorgange beruht es, wenn jetzt die Wörter Preußen, Hessen, Sachsen, Bayern u. s. w., die eigentlich Wemfälle der Mehrheit von den betreffenden Völkernamen (der Preuße, der Sachse u. s. f.) sind, als Länder die Geltung von Einheiten erhalten und im Wesfall -s annehmen (Preußens, Sachsens). Sind doch auch aus den alten Volksbezeichnungen Parisii, Remi, Suessiones u. a. die Städtenamen Paris, Reims, Soissons hervorgegangen.[2])

115 Noch haben wir die unvollkommenen Wörter zu erwähnen, die ihre Mehrheit aus einem anderen Stamme

1) Anders liegt die Sache bei weiblichen Wörtern wie Statt und Fahrt, bei denen die Nebenformen Stätte und Fährte nicht als Mehrheiten aufzufassen, sondern so zu erklären sind, daß die längern Formen des 2. und 3. Falls der Einheit (mhd. stat, stete; vart, verte) der Ausgangspunkt dieser Bildungen gewesen sind. In gleicher Weise ist Blüte aus bluot (Gen. blüete; vgl. noch sächsisch Baumblut), Ente aus ant (Gen. ente); Säule aus sûl (vgl. Irminsûl) hervorgegangen.

2) Dasselbe gilt von den Städtenamen Tübingen, München, den Festbezeichnungen Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die ursprünglich Dative der Mehrheit sind, aber den 2. Fall mit -s wie sonst Wörter in der Einzahl bilden. Kann es da wunder nehmen, daß man von beide die sächliche Form der Einzahl beides gebildet hat? Dagegen werden die Wemfälle der Mehrheit von abgezogenen Begriffen wie Ehren (zu Ehren kommen), Schanden (zu Schanden werden), Gnaden (von Gottes Gnaden), Gunsten, Frommen (zu jemandes Gunsten, Frommen) noch als Plurale empfunden, vgl. z. B. zu meinen Gunsten.

ergänzen.[1] Zu Bau gehört Bauten, zu Unbill Unbilden, Vergnügen wird ergänzt durch Vergnügungen, Friede durch Friedensschlüsse, Lob, Verdruß, Ärger durch Lobsprüche, Verdrießlichkeiten, Ärgernisse u. a. Auf Grund ihrer Bedeutung haben Strand, Blut, Atem, Tand, Trotz u. a. keine Mehrzahl entwickelt, Eltern keine Einzahl; bei Mund ist jene (mhd. münde), bei Treber (vgl. engl. draff, aber schon ahd. trebir), Trümmer und Leute diese (mhd. drum, liut) verloren gegangen.

Wie beim Hauptwort sind auch beim *Zeitwort ab-* 116
weichend gebildete Formen vielfach ausgeglichen worden, zunächst in den Endungen. Einst hat unsere Sprache gleich den übrigen indogermanischen neben den Zeitwörtern auf -o auch solche auf -mi gehabt. Im Griechischen sind sie noch ziemlich zahlreich, im Latein nur in sum und vielleicht in inquam vertreten, im ahd. besonders noch bei den Zeitwörtern mit langem Stammauslaut (lebên, salbôn, gân, u. a.), im mhd. fast nur bei gleichgearteten einsilbigen Stämmen (hân[2]), gân [gên] stân [stên]; jetzt ist uns als einziger Überrest dieser Klasse die Form ich bin geblieben. Die überwiegende Mehrzahl der übrigen ohne n (= m) gebildeten hat den Verlust des n in der 1. Person der Einheit herbeigeführt.

Auch die Endung der 2. Person ist durch Ausgleich übereinstimmend gestaltet worden. An alte Formen wie singis (vgl. lat. legis) ist bereits im ahd. ein t angefügt worden, bei bist wohl am frühesten.[3] Ohne Zweifel sind hier die falsch aufgelösten Zusammenziehungen gibistu, singistu = gibis tu, singis tu (giebst du, singst du) von Einfluß gewesen.[4]

Endlich ist der Ausgang der 3. Person der Mehrzahl im

1) Ebenso ergänzen die Umstandswörter sehr, bald, gern, gut ihre Steigerungsgrade durch mehr, eher, lieber, besser.

2) „Der liebste Buhle, den ich hân, der liegt beim Wirt im Keller".

3) Bereits im altsächs. Heliand, bei Tatian und Otfried.

4) Auch die 2. Person des Indikativs der perfektischen Hilfszeitwörter: du solt, wilt u. a. kann dabei mitgewirkt haben (vgl. Herr, wie du wilt, so schick's mit mir), die ihrerseits von singis u. a. im Neuhochdeutschen das s entlehnt hat, daher jetzt: du sollst, willst.

Indikativ der Gegenwart an die entsprechende Form der Vergangenheit und die der beiden Konjunktive angeglichen worden.[1]) Da jene des schließenden t-Lautes (ahd. -ant, -ent, mhd. -ent) ermangelten, so fiel er nach und nach auch hier ab. Nur sind[2]) = sunt ist noch ein untrüglicher Zeuge für seine frühere Anwesenheit.

117 Öfter ist auch der Stammvokal der Einheit in Formaustausch mit dem der Mehrheit getreten. Die meisten ablautenden Zeitwörter bildeten noch im mhd. infolge der Nachwirkung ursprünglich verschiedener Betonungsweise bei Singular und Plural diese beiden mit verschiedenem Selbstlaut: ich band, wir bunden, ich streich, wir strichen, ich krouch, wir kruchen, ich brăch, wir brâchen, ich lăs, wir lâsen. Meist hat sich nun jetzt die Einzahl in Färbung und Tondauer der Selbstlaute nach der Mehrzahl gerichtet (ich strich nach wir strichen u. s. f.), nur im erstgenannten Falle ist das Umgekehrte geschehen (wir banden nach ich band). Doch lassen einzelne Sprachreste das frühere Verhältnis noch erkennen: neben ich ward steht noch wir wurden[3]), und im Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen" hat der Reim die altertümliche Form mit u vor dem Untergange bewahrt. Besonders der Konjunktiv der Vergangenheit zeigt weit größere Übereinstimmung mit dem mhd. Vokalbestand als der Indikativ. Galt es doch hier, ein Unterscheidungszeichen gegenüber dem Konjunktiv der Gegenwart zu schaffen. Weil sterbe und stärbe in der gesprochenen Sprache zusammengefallen wären, behielt man hier das alte u natürlich mit dem durch das i der Endung

1) Konj. Präs. 3. Person der Mehrheit ahd. -ên, mhd. -en, Indik. Präter. ahd. -un, -on, mhd. -en; Konj. Präter. ahd. -în, -en, mhd. -en. Bei dem Zeitwort sein haben sich die 1. und 3. Person der Mehrheit derart beeinflußt, daß aus mhd. wir sîn (vgl. sie sint) geworden ist wir sind.

2) Das d ist der regelrechte Stellvertreter des lateinischen t wie bei schreibend = scribens, scribentis.

3) Daraus ist dann auch für die Einheit eine Form „ich wurde" zurecht gemacht worden.

erzeugten Umlaute bei und sagte lieber stürbe, ebenso verdürbe, würfe, hülfe, daneben aber setzte sich das md.[1]) ö für ü fest in gewönne, schwömme, entrönne, erklömme, mölke.[2])

Eine andere altüberlieferte Ungleichheit hat man im Gebrauche der 2. und 3. Person der Einheit auszumerzen gesucht. Das ahd. bildet diese auf -is und -it, die Mehrheit dagegen auf -amês, -at und -ant. Vor dem i der Endung wurde e zu i gehoben und iu bewahrt, vor a jenes beibehalten, dieses zu io gebrochen. Man sagte also nimis, ziuhis, aber nëmat, ziohat. Im mhd. hat man diese Verschiedenheit großenteils beseitigt. Denn die Wendung „alles, was kreucht und fleucht" ist nur noch im höheren Stil möglich, und „Zeuch ein zu deinen Thoren" sagt nur noch das Kirchenlied.[3]) Die nämlichen beiden Personen zeigen bei andern Zeitwörtern eine weitere Eigentümlichkeit. Wir sprechen ich gebe mit langem, aber du giebst, er giebt (trotz des ie) oft mit kurzem Selbstlaute, desgleichen er nimmt, tritt, liest neben ich nehme, trete, lese. Diese Abweichung erklärt sich daraus, daß aus der Endung is, it (ês, êt, ôs, ôt) im mhd. oft das i (ê, ô) ausgestoßen wurde, der kurze Stammvokal aber beim Übergange ins nhd. vor doppeltem Konsonanten erhalten blieb. Daß nur so geringe Spuren dieses Brauchs noch vorhanden sind, ist ein Beweis für die Stärke, mit welcher sich auch hier die ausgleichende Thätigkeit geltend gemacht hat.[4]) Fester haftet an diesen beiden

1) Vgl. E. Wülcker, Beobachtungen auf dem Gebiete der Vokalschwächung im Mittelbinnendeutschen S. 22 ff.; Weinhold, Grammatik § 46, 56, 63; v. Bahder, Grundlagen S. 187.

2) Doch auch die Formen mit ä sind mehrfach in Gebrauch, mitunter auch aus Deutlichkeitsrücksichten. Da jünge und singe in der Aussprache mancher Mundarten gleich lauten, sagt man lieber sänge.

3) J. Paul, Siebenkäs Kap. 3: „Sie konnte ohne Bedenken sagen: Fleug, reuch, kreuch anstatt flieg, riech, kriech; diese religiösen Altertümer aus Luthers Bibel waren ihr brauchbare Beiträge zum Idiotikon ihrer Empfindungen und seiner Honigwochen." Luther gebrauchte diese Formen durchweg: Vgl. Franke, Grundzüge § 237.

4) Daher heißt es nicht ich trâge, du trăgst, schlâge, schlăgst, lêbe, lĕbst, sâge, săgst, sondern trâge, trăgst u. s. f.

Personen eine dritte Ungleichheit, die der Umlaut hervorgerufen hat. Noch jetzt sagen wir ich schlage: er schlägt, ich trage: er trägt, ich halte: er hält, ich rate: er rät, ich stoße: er stößt; nur die starken Zeitwörter rufen, hauen und kommen haben den Umlaut aufgegeben, selbstverständlich auch die, welche schwache Abwandlung angenommen haben[1]): ich schalte, walte, banne, spanne, walle u. a.

Eine andere Ungleichheit hat man in der Bildung der Vergangenheit des schwachen Zeitworts ausgeglichen. Die Verben auf -jan entfernten im ahd. nach einem von Natur oder durch Stellung langen Selbstlaut das i vor der Endung, nach einem kurzen dagegen nicht; daher trat hier Umlaut ein, dort unterblieb er: man sagte quelita (von mhd. queln), aber lôsta (Grundform lôsjan) und branta (von mhd. brennen). Bei verschiedenen Zeitwörtern auf -ennen hat sich diese Abwandlung erhalten (kannte: gekannt, nannte, rannte, brannte; sandte, wandte neben sendete, wendete), auch erinnern noch altertümliche Mittelwörter wie getrost = getröstet, erbost, bestalt[2]) u. a. an die mhd. Zeit, aber im übrigen sind die Unterschiede zwischen den Selbstlauten der Gegenwart und der Vergangenheit aufgehoben worden: für lôste, hôrte, wânte, kuolte, racte, zurnte spricht man jetzt durchweg löste, hörte u. s. w., während die Lutherische Bibel wenigstens noch satzte bietet (Franke § 244).

Überblicken wir noch einmal das ganze durchwanderte Gebiet, so finden wir, daß überall das Bestreben zu vereinfachen sichtbar ist. Die Endungen des Hauptworts sowohl wie des Zeitworts sind ziemlich einheitlich gestaltet, die Unterschiede in einzelnen Beugungsfällen, Zeitformen u. s. w. möglichst be-

1) Denn bei dieser haben alle Personen den gleichen Vokal, in der 1. Klasse bei umlautbarem Selbstlaut mit Umlaut: got. sandjan = ahd. sentan: ich sende, du sendest u. s. f., in den beiden andern ohne Umlaut: got. ahd. salbôn, got. haban = ahd. habên: ich salbe, du salbst u. s. w., ich habe, du hast u. s. w.

2) Von einem verloren gegangenen erboesen, erbôste, erbôst und von bestellen, bestalte, bestalt.

seitigt. So ist also die Formübertragung ein Sprachgesetz von durchgreifender Wichtigkeit geworden, und es läßt sich nicht leugnen, daß durch sie wieder größere Übersichtlichkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit in die durch die Tonwirkung und andere Einflüsse stark zersetzten Beugungsverhältnisse gebracht worden ist.[1])

1) Auch in den romanischen Sprachen hat die Anpassung eine riesige Macht entfaltet: so haben im Französischen die Wörter der 1. und 2. lateinischen Beugung, z. B. tabulae und amici, das Mehrheits-s der 3. erhalten (tables, amis), und im Italienischen ist umgekehrt z. B. aus homines nach viri: uomini geworden. Unter dem Einflusse von imbutus, solutus u. a. bildete man im Spätlatein Formen wie romputus (= ruptus), findutus (= fissus), tondutus (= tonsus), vidutus (= visus) u. a., aus denen dann im Französischen die Mittelwörter rompu, fendu, tondu, vu hervorgingen. Vgl. A. Darmsteter, La vie des mots. Paris 1887. S. 12.

Sie (die deutsche Sprache) ist an mannigfalter Uranlage zu immer neuer und doch deutscher Bildung reich. Klopstock.

Wortbildung.[1])

118 Außer der Wortentlehnung und Bedeutungsübertragung (vgl. Nelke = Näglein) haben die einzelnen Völker hauptsächlich zwei Mittel benutzt, um Gegenstände, die zuerst in ihren Gesichts- und Gedankenkreis traten, zu benennen: sie haben einerseits Wörter aus bereits vorhandenen Stämmen abgeleitet und andererseits mehrere Wortstämme mit einander zusammengesetzt. Doch verfahren nicht alle in gleicher Weise. Die Romanen zeigen entschieden große Vorliebe für die Ableitung gleich den Römern, deren Sprache sie weiter gebildet haben. „Le procédé, qui a le plus enrichi le français c'est la dé-

1) Vgl. Grimm, Grammatik II, 405—985; Weinhold, mhd. Grammatik § 229—325; Th. Jacobi, Über die Bildung der Nomina in den germanischen Sprachen; Jeitteles, Neuhochdeutsche Wortbildung. Wien 1865; Paul, Principien der Sprachgeschichte. 2. Aufl. Halle 1886, S. 274—298; K. v. Bahder, Die Verbalabstrakte in den germanischen Sprachen. Halle 1880; F. Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. Halle 1886; L. Tobler, Über Wortzusammensetzung. Berlin 1868; F. Justi, Über die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen. Göttingen 1861; K. Scheffler, Deutsche Wörter, undeutsche Endungen, Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins V, 8, Spalte 121 ff.; Trautmann, Der S-Unfug, Wissenschaftl. Beiheft zur näml. Zeitschrift I, S. 4—25; C. Michaelis, Romanische Wortschöpfung; E. Heilbronn, Der Wortschatz der sogenannten 1. schlesischen Dichterschule in Wortbildung und Wortzusammensetzung dargestellt. I: Wortbildung. Berlin 1890; R. Wossidlo, Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. Waren 1890.

rivation" (Lecoultre, Du génie de la langue française 1894 S. 16). Die Deutschen aber haben seit langer Zeit den Zusammensetzungen den Vorzug gegeben und darin geradezu Erstaunliches geleistet. Im Grimmschen Wörterbuche sind 510 Wörter verzeichnet, die mit Geist zusammengesetzt sind, 434 mit Mensch, 287 mit Liebe, 122 mit Gemüt; und daß damit der einschlägige Wortvorrat unserer Sprache noch lange nicht erschöpft ist, zeigt Gombert, der noch etwa 600 dort fehlende Zusammensetzungen mit Liebe nachweist.[1]) Welche andere Sprache der Welt könnte sich eines solchen Reichtums auf diesem Gebiete rühmen?[2])

Natürlich ist diese Verschiedenheit zwischen romanischer und deutscher Wortbildung tiefer begründet und durch die Unterschiede in der Volksart bedingt. Mit Recht haben verschiedene Sprachforscher seit Jakob Grimm darauf hingewiesen, daß einfache Ausdrücke mit größerer Kürze meist auch größere Bestimmtheit des wesentlichen Begriffsinhalts verbinden d. h. mehr verstandesmäßiger Auffassung entsprechen, zusammengesetzte aber dadurch, daß sie eine Vorstellung an die andere reihen, die Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit des Begriffs erhöhen, also der Einbildungskraft reichere Nahrung geben und das Gemüt mehr anregen.[3]) Wenn also jene für die Prosadarstellung im allgemeinen angemessener sind, so leisten diese der Dichtung die

1) Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. Dresden 1887, S. 59; Gombert, Nomenclator amoris 1883. Bei Grimm sind etwa 250 mit all- zusammengesetzte Wörter verzeichnet, zu denen Hoffmann in den Preußischen Jahrbüchern 1894 S. 256 noch 32 aus Herder hinzufügt.

2) Hehn, Italien S. 226: „Daß den romanischen Sprachen die Kompositionsfähigkeit abgeht, die dem Deutschen in so hohem Maße innewohnt, ist ein Vorwurf, der oft genug zu hören ist und in der That nicht unbegründet erscheint." Vgl. auch Dunger, Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins I, 1 Spalte 9 f.

3) Baumgarten in Schmids Encyklopädie II, 927 und J. Grimm, Deutsche Grammatik II, 963 erklären die Zusammensetzung für äußerlich schleppender und anmaßender und halten „den Überfluß abstrakter Kompositionsformeln auf Kosten untergegangener einfacher Wörter für einen Nachteil".

wertvollsten Dienste. Und wer wüßte nicht, daß auf jenem Gebiete meist den Franzosen, auf diesem den Deutschen die Krone zuerkannt werden muß?

119 Im Grunde genommen freilich ist die Verschiedenheit beider Wortbildungsmittel nur in unserem Sprachgefühle, also nur scheinbar vorhanden. Verfolgt man die Entstehungsgeschichte der Wörter bis in die älteste Zeit zurück, so findet man, daß die Ableitung eigentlich nichts weiter als eine Zusammensetzung ist. Denn meist waren diese kleinen Anhängsel, mit deren Hilfe man in den indogermanischen Sprachen Wortstämme aus Wurzeln und später auch aus bereits geprägten Stämmen bildet, von Haus aus selbständige Wörter, wenn es auch mit den zu Gebote stehenden Mitteln nicht durchweg gelingt, die Bedeutung dieser Grundwörter festzustellen. Wie die Schmarotzerpflanzen eines lebenden Stammes bedürfen, um darein ihre Wurzeln zu senken, so haben die zarten Wesen sich gleichfalls an festere Gebilde angeschmiegt, ohne die sie meist nicht mehr zu leben vermögen. So ist aus den lateinischen Wortverbindungen lenta mente, forti mente schließlich frz. lentement, fortement hervorgegangen, und nach diesem Muster hat man nach und nach eine solche Masse ähnlicher Formen geschaffen, daß -ment im Französischen geradezu als Ableitungssilbe für Umstandswörter betrachtet werden konnte, um so mehr als das (lateinische) Hauptwort (mens =) ment nicht mehr daneben bestand, also die ursprüngliche Geltung und Bedeutung sich leichter verwischen konnte. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Deutschen. Zwar sind in den Ausdrücken allerhand, mannigfach, mannigfalt, jederzeit, derart, mittlerweile, einigermaßen, einerseits, allerdings, einstmals (= eines mâles) die Ausgänge -hand, -fach, -falt u. s. w. noch ziemlich weit davon entfernt, zu bloßen Endungen herabgedrückt zu werden, eben weil der Zusammenhang mit den noch daneben bestehenden Hauptwörtern Hand, Fach, Falte u. s. f. nicht so leicht verwischt werden kann, aber schon bei haufenweise, pfundweise können wir einen Fortschritt nach dieser Richtung wahrnehmen, weil hier die beiden Bestandteile nicht bloß zusammengerückt, sondern auch des begleitenden Verhältnisworts verlustig

gegangen sind (= in Hausen Weise, d. h. nach Art eines Haufens vgl. mhd. in rëgenes wîs, regenartig); endlich bei den Bildungen auf -lich, -bar, -haft, -sam; -heit, -tum, -schaft, -rich ist der Vorgang abgeschlossen. Denn da hier keine gleichlautenden selbständigen Wörter mehr daneben bestehen, sind diese einsilbigen Gebilde so weit entwertet, daß wir in ihnen jetzt nur Ableitungsendungen sehen. Das Sprachgefühl hat jeglichen Anhalt verloren, etwas anderes dabei zu empfinden.

Forschen wir nun nach der Herkunft dieser Wörtchen, so 120
ergiebt sich folgendes: -lich = got. leiks enthält den alten germanischen Stamm lîka, Körper, den wir noch in Leichdorn (Dorn im Körper), Leiche (corpus) und gleich (got. galeiks, von demselben Körper) vorfinden.[1]) Setzte man nun diesen z. B. mit kind zusammen, so erhielt man ein Wort (ahd. chindlîh), das zunächst Kindeskörper bedeutete, dann aber durch Übertragung nach Art von Blaustrumpf, Gelbschnabel den Sinn „Kindesgestalt habend" annahm, woraus die jetzige Bedeutung hervorgegangen ist. Weil nun das Wort -lîka sehr häufig in ähnlicher Weise mit einem anderen Hauptworte verschmolzen wurde, verblich der ursprüngliche Inhalt schließlich derartig, daß es allgemein zur Bildung von Eigenschafts- und Umstandswörtern verwendet werden konnte. Ähnlich steht es mit -bar = mhd. -baere = ahd. -bâri, das aus dem Zeitwort bern[2]) (= lat. ferre), tragen gebildet ist. Demnach heißt frucht-bar und ehr-bar eigentlich Frucht tragend, Ehre bringend, ebenso wie salu-ber = salut(em) -ferens Heil bringend. Für -haft besteht eine doppelte Erklärung; die einen halten es für die dem lat. captus[3]) entsprechende Form und erklären daher got. auda-hafts behaftet mit Glück, die andern sehen darin eine

1) Das î ist in diesen Wörtern zu ei zerdehnt worden wie in mîn (mein), während es in der tieftonigen Endung (kind-lich) einfach verkürzt wurde.

2) Desselben Stammes sind gebären, Gebärde, Bahre, Börde, Bürde.

3) Das dazu gehörige Hauptwort ist Haft = ahd. haft und hafta, Gefangenschaft.

Ableitung von der Wurzel hab, haben, mit der Bedeutung „habend", deuten also schmerzhaft: Schmerz habend. Die Bedeutung läßt diese Annahme als glaubwürdiger erscheinen. Sam in sittsam ist wohl verwandt mit ὁμός, ὅμοιος, gleich und an. soemr, passend und schon im got. lustusams belegt; es läßt sich daher wohl übersetzen „gleich wie die Sitte, der Sitte gemäß". Das Grundwort von -heit liegt im got. haidus, Eigenschaft vor, das von -tum im ahd. tuom, Stand, Zustand, Verhältnis, -rich entspricht dem got. reiks = lat. rex, König. Demnach bezeichnet Schönheit von Haus aus „schöne Eigenschaft", Königtum den Stand eines Königs, Wegerich, Fähnrich den Beherrscher der Wege (vgl. Waldmeister) und der Fahne. Endlich -schaft ist verwandt mit einem alten Stamme skapi in der Bedeutung „Art und Weise", sodaß Freundschaft zu erklären ist nach Art der Freunde.[1])

121 Wir sehen also, daß sich diese Ableitungssilben erst während des Sonderlebens der germanischen, ja zum Teil sogar der deutschen Sprache herausgebildet haben, d. h. verhältnismäßig junge Schöpfungen sind. Sobald wir weiter rückwärts schreiten, verlieren wir den sicheren Boden unter den Füßen und sind meist auf bloße Vermutungen angewiesen. Wohl giebt es verschiedene Anhängsel, die wir in anderen Sprachen wiederfinden z. B. griech. -ter(o) = lat. -ter(o) in sinister = deutsch -der in vor-der, wohl kennen wir auch die Gebrauchsweise und wissen, daß -ung (= Grundf. -ungâ, weiblich) gewöhnlich das Ergebnis einer Handlung oder diese selbst ausdrückt, -ung (Grundf. -unga, männlich) und -ing (Nibelung, Edeling) vielfach die Abstammung, -el (Grundf. -ala, -ila) das Mittel (Flügel, Schlüssel), -er (Grundf. -ari und -âri)[2]) die thätige Person (Färber, Schreiber),

1) Vgl. ahd. fiantscaf, an. fjandskapr, ags. freondscipe und ahd. fiantscaft: Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 166. Hierher gehört auch -mal = ahd. mâl, Zeitpunkt: dreimal = ahd. ze drin mâlen, einmal = ahd. z' einemo mâle.

2) Allerdings ist diese Endung vielfach beeinflußt von den lateinischen nomina agentis auf -ârius, ja Sütterlin, Nomina agentis im Germanischen, Straßburg 1887, S. 77, glaubt sogar, sie sei

-en den Stoff (eichen), -ig das Versehensein, Behaftetsein mit etwas (steinig, hungrig), -isch die Abstammung und Eigentümlichkeit (jüdisch, läppisch von mhd. lappe, Laffe, also gleich einem Laffen), -ern bei Zeitwörtern die Wiederholung und Verstärkung (zögern = hin und her ziehen), -eln die Verkleinerung (säuseln von sausen) bezeichnen. Was aber diese Ableitungssilben als selbständige Wörter einst bedeutet haben, ist meist schwer zu ergründen. Dazu kommt, daß sie nicht selten im Laufe der Zeit entstellt worden sind. Namentlich ist bisweilen ein Schlußlaut des Wortstamms, an den die Endungen besonders häufig angefügt wurden, so fest mit diesen verwachsen, daß er sich nicht mehr davon trennen läßt. So erklärt sich das n der Endung -niss daraus, daß -ass, -iss (z. B. in got. ufar-assus, Übermaß) besonders oft bei Wörtern mit dem Stammauslaut n (vgl. got. ibnassus von ibns, eben und ahd. farloran-issa, Verlorenheit) auftrat, diese aber ganz den Eindruck machten, als ob sie mit -nassus oder -nissa gebildet wären. Ebenso hat die aus -ing entwickelte Nebenform -ling in Frühling, Fremdling, Häuptling ihren Ausgang von Wörtern wie edil-ing, der Edle (zu ahd. edili oder adal) genommen[1]), ferner -ner neben -er in Schuldner (schon ahd. sculdinâri), Harf-ner, Rent-ner, Huf-ner von Wörtern wie Gärtn-er, Schrein-er (zu Garten, Schrein); auch das n von -ungâ bringt man mit dem Auslaut von n-Stämmen in Ver-

---

geradezu daraus erwachsen und von ahd. Bildungen wie mulinâri = molinarius, notâri = notarius ausgegangen. Vgl. auch Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 8—11.

1) So stehen neben einander mhd. engerinc und engerlinc = ahd. engirinc als Ableitung von angar, Engerling. Ähnlich ist die Endung -ern bei Stoffbezeichnungen wie steinern, hölzern an r-Stämmen erwachsen. îserîn erklärt sich leicht aus îser, Eisen. und nach diesem Muster schuf man hulzerîn neben hülzîn u. a. Ähnliche Vorgänge sind auch in andern Sprachen zu beobachten z. B. im Latein, wo aus -trum unter Einwirkung von Wörtern wie claustrum (= claud-trum) die Endung -strum entstand, die nun bei monstrum, lustrum (von monere, luere) verwendet wurde, und wo aus -nus von Wörtern wie Romanus (von Roma) der Ausgang -anus hervorging, der auch auf andere als a-Stämme (urbanus, mundanus) übertragen wurde.

bindung, an die sich ka = german. ga ansetzte (Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 55); endlich -keit hat als Ableger von -heit sich an Eigenschaftswörtern wie einec, einig, schuldec, schuldig, herausgebildet: einec-heit, schuldec-heit. Da bei der Aussprache c und h zusammenflossen und wie k mit nachstürzendem Hauchlaute gesprochen wurden, so glaubte man schließlich in dieser Form eine berechtigte Ableitungssilbe vor sich zu haben, die auch beibehalten wurde, als die mhd. Endung -ec, -ic die Form = ig erhielt. Daß in Einigkeit, Schuldigkeit u. a. der ursprüngliche einfache k-Laut auf diese Weise doppelt geschrieben und gesprochen wurde, tritt jetzt kaum noch ins Bewußtsein. Ging man doch schließlich so weit, die Silbe -keit selbst da zur Bildung abgezogener Begriffe zu verwenden, wo gar keine entsprechenden Eigenschaftswörter vorlagen, also Furchtsamkeit und Furchtlosigkeit zu sagen, obwohl es nie furchtsamig und furchtlosig gegeben hat.

122 So erwuchsen nach und nach neue Ableitungsendungen, die vielfach die alten ganz oder teilweise verdrängten. Denn auch hier schwankt der Sprachgebrauch in den verschiedenen Zeiträumen, Gegenden und Gebieten des Schrifttums.[1]) Als die ältesten germanischen Abstraktbildungen sind die auf -i (got. wêns, ahd. wân, Wahn, ferner Sprung, Flug u. a.) und -ti (ahd. bluot, gluot, nât) aufzufassen, die aber schon lange nicht mehr lebensfähig zu Neuschöpfungen gewesen sind. In dem auf uns gekommenen Sprachschatze der got. Bibel des Ulfilas, der sich auf etwa 2300 Wörter beläuft, tritt bei abgezogenen Begriffen die Endung -ei(n) am häufigsten auf (über 90 mal), auch im ahd. und mhd. ist sie in der Form -î und -e (mhd. diu schoene, staete, kerge, wilde, vinster = Schönheit, Stätigkeit, Kargheit, Wildheit, Finsternis) noch ziemlich häufig, allmählich aber haben ihr -ung, -heit und -niss den Vorrang streitig

1) Ebenso ist es in anderen Sprachen: von den lateinischen Endungen für abgezogene Begriffe ist -itia besonders in Italien (-ezza), -ura besonders in Spanien und -tas besonders in Frankreich (-té z. B. charité = caritas) beliebt. Vgl. Archiv für lateinische Lexikographie VIII, S. 336.

gemacht. Im got. kommt -ung gar nicht, -niss selten[1]), -heit nur als Hauptwort (haidus) vor. Bei den mhd. Dichtern ist von diesen dreien -heit am stärksten vertreten, -niss war damals besonders im md. Sprachgebiete beliebt und nahm im 14. und 15. Jahrh. im Gebrauche der theologischen und philosophischen Schriftsteller sehr überhand, wurde dagegen von Gottfried v. Straßburg und im Nibelungenliede gemieden, jetzt ist es am Niederrhein außerordentlich beliebt, sodaß wir z. B. bei Heine Begabnis, Beglaubnis, Beklagnis, Erschaffnis, Störnis, Quälnis u. a. finden. (Vgl. Zollgenz, Düsseldorfer Programm 1893.) Für die Endung -de (Grundform -idâ) zählt Weinhold in seiner mhd. Grammatik (§ 245) 82 Beispiele auf; davon sind jetzt schriftdeutsch nur noch 4 gebräuchlich: Gebärde, Gemeinde, Beschwerde, Zierde; Gefährde ist noch aus gefährden und sonder Fährde zu erschließen, andere wie lengede, wermde, tiurde für nhd. Länge, Wärme, Teuerkeit sind wenigstens noch mundartlich erhalten. Ferner sind die Verkleinerungsendungen -el (in Ärmel von Arm wie Leibchen von Leib; Schwertel = gladiolus, Knöchel von Knochen) und -în (in Füllen, Schwein, magedîn) durch die zusammengesetzten -lein = l + în und -chen = k + în (Mägdlein, Mädchen) fast gänzlich aus dem lebendigen Gebrauche verdrängt worden. Die stärkste Einbuße aber haben die Wortbildungsmittel erfahren, die keine Silbe für sich ausmachen und daher nicht mehr als selbständig empfunden werden. Einstmals wurden z. B. ziemlich viele Hauptwörter mit t und d geformt: so Flucht (fliehen), Schlacht (schlagen), Gift (geben), Kunst (können), Jagd (jagen); jetzt ist diese Möglichkeit so gut wie ganz geschwunden; und wenn s im nhd. noch gebraucht wird, um Umstandswörter zu bilden wie vollends, durchgehends, zusehends,

1) Bei Ulfilas -nassus etwa in 12 Wörtern. Von bedeutungsverwandten Wörtern auf -e verwendet Luther noch: die Gleiche, Trockene, Schöne, Wenige, Darbe (= Mangel); in neuerer Zeit begegnen wir ihnen besonders bei Dichtern. Über das Zurückweichen von -î vor -unga schon im ahd. vgl. Braune, ahd. Grammatik S. 168; v. Bahder Verbalabstrakta S. 89 ff.

unversehens, so ist das nicht eigentlich Ableitungssilbe, sondern Genitivzeichen (vgl. flugs von Flug).

123 Auch die deutschen Mundarten haben ihre Besonderheiten. Sammelnamen auf -ch (ahd. -ahi in eichahi, Eichicht, rôrahi, Röhricht), Bezeichnungen des Mittels auf -l (ahd. -il in zugil, Zügel, gurtil, Gürtel) und Eigenschaftswörter auf -haft (ahd. sigihaft, siegreich, êrhaft, züchtig) sind im ndd. Sprachgebiete selten oder (-haft) so gut wie nicht vorhanden. Als Verkleinerungsendung ist im Norden -ken (-ke, vgl. Reineke von Reinhard), im Süden -lein stärker verbreitet. Niederdeutsch sind die Liebkosungsformen auf -ing[1]) (Vatting, Mutting), oberdeutsch, bes. alemannisch, die auf -i (Ätti, Büebi). Auch im Gebiete der Eigennamen weichen Nord und Süd stark von einander ab; dort wurden die Koseformen meist auf -iko, hier auf -izo gebildet. Unter den von Dietrich abgeleiteten Namen sind Tieck, Tiedge[2]) u. a. eigentlich im Norden, Diez im Süden zu Hause. Im deutschen Oberlande begegnet man zahlreichen Personennamen auf -ing (Henning, Grüning), im Niederlande solchen auf -s (Ebers = Ebers [Sohn]) oder -sen = son (Jansen = Jahns Sohn). In Dänemark giebt es fast gar keine andern heimischen Familiennamen: im Kopenhagener Einwohnerverzeichnis des Jahres 1892 füllt der Name Hansen mehr als 34 Spalten, Petersen 32 (Pedersen 4), Jansen 30, Andresen 16, Rasmussen (= Erasmussohn) 12. Im Norden sind die Ortsnamen auf -hude, -büttel, -brink, -flath, -kuhl, im Süden die auf -ingen (schwäbisch), -ing (bayrisch), -wang, -weil, -weiler, -stetten heimatsberechtigt. Mitteldeutschland schlägt, wie überall, auch hier den Mittelweg ein. Die md. Schriftsteller des 12. und 13. Jahrh. ziehen von den beiden genannten Verkleinerungsformen -lîn (-le) vor, doch ist -lchen (vogelgin, Vögelchen) seit dem 13. Jahrh. in Mitteldeutschland nicht selten und -chen

1) Wie bei -ing, berühren sich auch sonst Kosenamen mit Verkleinerungsworten (engl. gosling, Gänschen) und Abstammungsformen (ahd. Cherlingâ, Karlinge).

2) Die bekannten Dichter dieses Namens sind der eine in Berlin, der andere in Gardelegen geboren.

in allen md. Landschaften seit dem 14. Jahrh. verbreitet. Indes hat z. B. in Schlesien -lein als -le wieder die Oberhand gewonnen. Auch Luther schwankt. Im allgemeinen bevorzugt er in seiner Bibelübersetzung -lein (Scherflein, Kämmerlein), aber es finden sich in seinen Schriften daneben Formen wie Lenichen, Hänsichen, Sönichen, Kaninichen. In der besonders auf md. Sprachgebrauch beruhenden nhd. Schriftsprache ist es üblich geworden, -lein mehr in der Dichtung (Vöglein, Blümlein), -chen mehr in der ungebundenen Rede (Schriftchen, Lämpchen) zu verwenden.

Bisweilen haben die einzelnen Endungen ihr **eigentliches** 124
Gebiet überschritten und sind in den Wirkungskreis anderer eingedrungen. So ist -bar seiner Grundbedeutung nach nur bei Hauptwörtern berechtigt, z. B. wunderbar = Wunder bringend. Erst als das Bewußtsein des ursprünglichen Sinnes von -bar geschwunden war, konnte man es auch an Stämme von Zeitwörtern fügen und die Wörter tragbar, anfechtbar, kundbar bilden. Die gleiche Beobachtung machen wir bei anderen Endungen. So sind rührig, ausfindig, freigebig; mürrisch, neckisch, wetterwendisch; empfindlich, erträglich, unbeschreiblich; empfindsam, folgsam, lenksam; naschhaft, bettelhaft, schwatzhaft; Helfer, Berater, Trinker sämtlich von Zeitwörtern gebildet, rührig von rühren u. s. f., während die Wortausgänge -ig, -isch, -lich, -sam, -haft, -er eigentlich nur bei Ableitung von Haupt- und Eigenschaftswörtern am Platze waren: sonnig, diebisch, höflich, ehrsam, tugendhaft, Förster. Während ferner im mhd. die Wörter billig, völlig, unzählig und adlig die Endung -lich hatten (billîche u. s. w.), hat man ihnen jetzt nach dem Muster von selig, gleichschenklig u. a., deren Stamm auf ein l- endigt, den Wortausgang -ig gegeben. Teppich ist nach Fittich u. a. aus Teppit (vgl. Tapete), nackend nach Mittelwörtern wie packend aus nacket (nackt), seltsam nach tugendsam u. a. aus seltsaene (= selten gesehen) umgestaltet worden.

Auch läßt sich die Beobachtung machen, daß bedeutungsverwandte Wörter es lieben, sich im Auslaute einander anzugleichen. Wie schon in alter Zeit die Wörter Sommer und Winter, gelb und falb (ahd. gëlo und falo) übereinstimmend

gestaltet worden sind, so ist später Hinde (ahd. hinta) nach Hündin, Löwin u. a. zu Hindin, Senne und Einsiedel (ahd. senno und einsidilo) nach Maler, Fleischer u. a. zu Senner und Einsiedler geworden.

125 Zu den heimischen Wortbildungsmitteln gesellten sich im Laufe der Zeit noch Eindringlinge aus der Fremde, die infolge ihres häufigen Vorkommens großenteils fast Heimatsrecht erworben haben.[1]) Nur die undeutsche Betonung verrät in der Regel noch die fremde Abkunft. Zunächst gilt dies von -lei = afrz. ley (Art und Weise) in Verbindungen wie allerlei, vielerlei = allerhand u. s. w., dann von -ei = frz. -ie = lat. -ia in Fischerei, Jägerei, das aus Fremdwörtern wie Partei (Partie), Melodei (Melodie) übernommen ist und seit dem 12. Jahrh. unter dem Einflusse des französischen Schrifttums an Boden gewinnt (mhd. jagerîe, ketzerîe, kamerîe u. a.), besonders zahlreich aber in den kölnischen Schriften des 14. und 15. Jahrh. auftritt. Andere Zwitterbildungen der Art sind Wörter auf -ieren (= frz. -ier) wie hausieren, schattieren, buchstabieren, grundieren, halbieren, stolzieren, drangsalieren; -ier (Paukier, Wichsier, Kneipier), -ös (= frz. -eux) wie staatiös, pechös, -age (= frz. -age) in Stellage, Takelage, -iade in Hanswurstiade, Offenbachiade, Münchhausiade, -ant in Bummelant; -ist in Hornist, Flötist, Blumist, -ismus in Berlinismus, Baunscheidtismus, -icos in burschikos, -icus in Pfiffikus, Luftikus,

1) Whitney, The Life and Growth of Language. 5. Aufl. S. 131: „Kommt eine bestimmte Ableitungsendung, sei sie auch noch so sehr auf einen bloß formativen Wert herabgesunken, einmal in einer hinreichenden Anzahl von Formen vor, um im Gefühl der Sprechenden mit einem bestimmten Bedeutungswandel verknüpft zu werden, so wird sie weiter gebraucht, wenn das Bedürfnis einen solchen auszudrücken eintritt. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie ein Element fremden Ursprungs in eine Sprache hineinkommen und durch langsame Ausdehnung schließlich sich seinen Weg bis zu solcher Anwendung bahnen kann, bietet sich in (englisch) -ize und -ism und -ist, die griechischen Ursprungs und durch Vermittelung des Französischen in England eingeführt sind.“ So dringt auch um 1200 das an. leikr mit skandinavischen Lehnwörtern ins Englische und wird in der Folge zur Bildung abgezogener Begriffe verwendet.

-aner in Lutheraner, Wagnerianer, -at in Hanseat, -enser in Jenenser, Hallenser, -al in Futteral, Lappalien, -ium in Sammelsurium von ndd. sammelsûr (wohl „saures" Gericht aus „gesammelten" Fleischresten): Wörter, die ein untrügliches Zeugnis von dem großen Einflusse ablegen, den einerseits das Französische im Zeitalter der Kreuzzüge und Ludwigs XIV., andererseits das Latein und Griechische seit der Wiedergeburt des klassischen Altertums auf unsere Sprache ausgeübt haben.[1])

Neben der Wortableitung steht die Zusammensetzung. 126
Auch sie hat sich erst allmählich entwickelt und verschiedene Stufen der Ausbildung durchlaufen: Zunächst wurden die Wörter bloß neben einander gestellt, dann fester zusammengerückt, endlich innig mit einander verschmolzen. Ziemlich lose sind die Wörter hochfliegend, gutgehend, hohnlachend, wutschnaubend an einander gereiht; ebenso standhalten, stattfinden, wahrnehmen; wertschätzen, hochhalten, freigeben; denn hier stellt fast nur der gemeinschaftliche Ton auf der ersten Silbe die engere Verknüpfung her. Inniger ist das Band, wenn das erste Wort eine Beugungsendung zeigt wie bei Adelsstolz, Königskerze, Frankenland (ahd. Franchônolant, Land der Franken), Kinderschuhe, Ländertausch, Nibelungenlied, wobei man sich daran erinnert, daß im mhd. der Wesfall zwischen Geschlechts- und Hauptwort gestellt werden kann, z. B. daz Nibelunge liet (das Lied von den Nibelungen); ebenso innig, wenn das Eigenschaftswort ohne Beugungsendung die gleiche Stellung einnimmt, z. B. der Alt-meister, Gelb-schnabel, Rot-wein, die Jung-frau (vgl. die junge Frau), Ober-hand, das Tief-land, Wild-schwein. Das festeste Band entsteht aber dann, wenn das erste Wort in der Stammform auftritt. Mühlgasse, Erdbeere, Kirchspiel, Elbbrücke, Fechtmeister, Schwimmlehrer erscheinen nach unserem Sprachgefühle enger verbunden als Mühlendamm, Erdenrund, Kirchenbuch, Muldenbrücke, Maurermeister, Kinderlehrer; in einigen Fällen wird sogar ein Unter-

1) Im mittelfränk. und mittelniederl. treffen wir seit dem 11. Jahrh. eine weibliche -s-bildung an, die nach J. Grimm auf roman.-lateinisch -issa zurückgeht z. B. andfränk. becchersa, Bäckerin, mndl. meesterse, Meisterin vgl. duchesse, princesse.

schied zwischen beiden Arten der Zusammensetzung gemacht: Landmann und Wassernot bezeichnen etwas anderes als Landsmann und Wassersnot. Zuweilen sind wir auch noch in der Lage, die Zeit zu bestimmen, in der die einzelnen Wörter inniger verschmolzen, so bei Deutschland: mhd. hieß es noch allgemein daz tiusche lant oder in der Mehrheit diu tiuschen lant; seit dem 15. Jahrh. wurde es üblich, die Zusammensetzung Deutschland zu gebrauchen, seit dem 17. Jahrh. ist diese im Gebrauch allgemein durchgedrungen.[1])

War es in den bisher erörterten Fällen leicht, die beiden Bestandteile des zusammengesetzten Wortes von einander zu scheiden, so fällt es schon schwerer, wenn Laute verändert worden sind. Durch Angleichung des Auslauts vom ersten Worte an den Anlaut des folgenden ist aus Hochfahrt Hoffahrt, aus Hindbeere Himbeere, aus Hohenburg Homburg geworden, durch Entfernung des Selbstlautes in den Vorsilben be-, ge- und ver- entstanden bange (be + ange, enge), bleiben (be + leiben), Gnade (Genade), Gleis (ge + leis), Glaube[2]) (ge + laube), Gunst (ge + unst), fressen (= ver + essen), eine Erscheinung, die, wenigstens bei den erstgenannten Wörtern, wohl auf oberdeutschen Ursprung zurückzuführen und noch heutiges Tags in Bayern sehr beliebt ist. Ebenso wird die Erkenntnis der Zusammensetzung erschwert, wenn der zweite Bestandteil unter Einwirkung des Hochtons der ersten Silbe lautlich beeinträchtigt ist. Denn wie wenige sehen es den Wörtern Zwilch, Drilch (dem lat. bilex, trilex nachgebildet), Junker

1) Doch braucht Herder noch den Wemfall „Deutschlande", hebt also das Wort aus dem Kreise der Eigennamen im engern Sinne heraus und denkt sich Land noch als besondern Begriff, wie wir noch jetzt vom Rheinlande, Voigtlande, Osterlande, aber nicht mehr vom Rußlande, Schottlande, Irlande, Hollande sprechen.

2) Vgl. auch Glied, Glück, gleich; ebenso sind nicht und niemand aus ni + eo + wiht und ni + eo + man hervorgegangen = nie etwas, nie ein Mann. Andere Beispiele bei Kremer in Paul und Braunes Beiträgen VIII, 377 und bei Wilmanns, Deutsche Grammatik § 330.

(= mhd. junchêrre), Binse (bi + naz, bei dem Nassen),
heuer (= hiu jâru, in diesem Jahre), heute (= hiu tagu,
an diesem Tage, vgl. heint = ahd. hînaht), Kiefer (= Kien-
föhre), Welt (= wëralt, Menschenalter), elf (= ein-lif),
Samt (= ἑξάμιτος), Arzt (= archiater) an, daß sie zu-
sammengesetzt sind?

Auch über die deutsche oder fremde Herkunft der beiden 127
Bestandteile giebt sich die große Masse gewöhnlich keinen Auf-
schluß und ist sich kaum der Thatsache bewußt, daß in unserer
Sprache eine ganze Reihe von Zwitterbildungen vorhanden ist,
die entweder ganz deutsches Gepräge angenommen haben oder
nur noch am fremden Tone die ausländische Abkunft des einen
Teils erkennen lassen. Zu jenen gehören Schuster (Schuh
+ sutaere = lat. sutor), Zentgraf (centum + Graf), Erz-
schelm (= archi + Schelm), Friedrichsdor (-d'or), zu diesen
Apfelsine = Apfel von China (de Sine). Wesentlich anders
liegt die Sache bei Turteltaube, Flaumfeder, Maultier, Lor-
beer, Gallapfel, in denen der zweite Teil nur zur Erläuterung
des im ersten enthaltenen Fremdworts turtur, pluma, mulus,
laurus und galla hinzugefügt ist. Aber dieser verdeutlichende
Zusatz ist auch bei gut deutschen Wörtern, deren Sinn nicht
mehr klar erkennbar war oder bei denen man Verwechselung
befürchtete, angetreten: so bei Femgericht (mhd. vëme), Senn-
hirt (ahd. senno), Mastbaum, Lurleifelsen (lei = Fels), Sal-
weide (ahd. salaha).

Ergiebt sich schon daraus eine gewisse Vorliebe unserer 128
Sprache für zusammengesetzte Wörter, so noch mehr aus dem
Umstande, daß nicht wenige einfache Ausdrücke früherer Zeit
zusammengesetzten haben weichen müssen (für glîme, trense,
biler, gran sagen wir jetzt Johanniswürmchen, Kornblume,
Zahnfleisch, Schnurrbart) und daß man bei Neubildungen, mochte
man nun Ausdrücke fremder Sprachen übersetzen wie saeculum
durch Jahrhundert oder Namen für neue Erfindungen und Er-
scheinungen schaffen wie Windmühle, Eisenbahn, Fernrohr, Meer-
schweinchen, gern zu Zusammensetzungen griff. Sind doch sogar
mhd. Bezeichnungen wie geburtlîcher tac (= Geburtstag),

meiescher tou (= Maientau), ohsenaere (= Ochsenhirt), büechel (= Buchnuß), eichach (= Eichenwald, vgl. Eichicht) jetzt dementsprechend umgestaltet worden! [1])

129 Dabei sind bisweilen auch Unregelmäßigkeiten mit untergelaufen. Sehen wir uns das oben erwähnte Wort Geburtstag etwas genauer an, so finden wir einen späteren Eindringling in dem s. Man spricht mit Recht von einem Kindesalter, Tagesgestirn, Mannesmut, weil man richtig sagt: das Alter des Kindes, das Gestirn des Tages, der Mut des Mannes; aber bei weiblichen Wörtern hat das s im Wesfalle nichts zu suchen (Tag der Geburt). Wenn es jetzt gleichwohl in gewaltigem Umfange bei weiblichen Stämmen auftritt, so beruht dies hauptsächlich auf Formübertragung von Wörtern wie Vaterlandsliebe, Friedensschluß, Lobeserhebung u. a. Möglich ist, daß auch Wörter mit Doppelgeschlecht wie Armut (einst des Armuts neben der Armut) und lateinische Wesfälle auf -is wie universitatis, religionis (Universitätsbuchhandlung, Religionsunterricht) diesen Sprachgebrauch begünstigt haben. Ausgegangen aber ist er, wie durch die eingehenden Untersuchungen Trautmanns[2]) festgestellt worden ist, vom Nordwesten, wo er schon in mittelniederdeutscher Zeit ziemlich weit verbreitet ist. Wie uns aus dortiger Gegend das von Flandern übernommene französische Mehrheits-s in Kerls, Mädels, Uhus, Kolibris, Eskimos zugekommen ist, so hat man dort auch mit dem s der Wortfuge den Anfang gemacht und diesen Laut zuerst an weibliche Hauptwörter angehängt (z. B. Freiheitsstrafe, Hoffnungsstrahl, Liebesdienst, Hilfslehrer). In Mitteldeutschland war dies s noch zu Luthers Zeit nur in mäßigem Umfange eingedrungen. Denn Luther kennt noch keine -heits, -schafts, -ungs, -ions und -taets, braucht -s- so gut wie gar nicht bei weiblichen Wörtern und selten bei männlichen wie Donnerskind (Franke, Grundzüge § 147). Doch nahm es besonders im 17. Jahrh.

1) Luther schrieb bis 1528 edele Stein und bis 1534 erste Geburt, dann Edelstein und Erstgeburt.

2) Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins I, S. 4 ff., III, S. 130 ff. Vgl. auch II, 87 ff., IV, 188 ff.

stark überhand und hatte im Zeitalter Goethes so mächtig um sich gegriffen, daß dieser 1827 schreiben konnte: „Befrei uns, Gott, von s und ung, wir können sie entbehren!" Am meisten hat sich noch Oberdeutschland von „der s-Seuche" frei gehalten. Zwar verwendet schon Hugo v. Montfort († 1423) dieses Wortbildungsmittel, aber an Ausdehnung seines Gebrauchs sind Mundarten[1]) und Schriftsteller[2]) des Südens immer hinter denen des Nordens zurückgeblieben, es müßte denn sein, daß sie wie Schiller lange in Mitteldeutschland gelebt haben. Wenn freilich Goethe an der angeführten Stelle hinzufügt: „Doch wollen wir durch Musterung nicht uns noch andre scheren", so zeigt er die deutsche Gleichgiltigkeit in sprachlichen Dingen, der wir es vor allem zuzuschreiben haben, daß jetzt dieses verbindende s wie Schlingpflanzen und wucherndes Unkraut den ganzen Boden unserer Zusammensetzung überzieht und darum von Trautmann als „überflüssig, unfolgerichtig, übellautend und fehlerhaft" bekämpft wird.

Anderer Art ist die Unregelmäßigkeit der Zusammensetzung bei den Hauptwörtern Eßlust, Schreibfeder, Wartesaal, Trinkgelage. In ihnen enthält der erste Bestandteil den Stamm eines Zeitworts, der sich wohl so erklärt, daß man in Gebilden wie Spielmann, Bethaus, Fasttag, in denen thatsächlich die Hauptwörter ahd. spil, beta, fasta vorlagen, die Stämme der entsprechenden Zeitwörter erblickte und nun unter dieser Voraussetzung solche zu neuen Wortbildungen gebrauchte.[3])

Noch haben wir ein wenig über die Bedeutung der zu- 130
sammengesetzten Wörter zu sagen. Darnach zerfallen sie in drei Gruppen: Entweder wird das eine Wort, ohne seinen Sinn zu ändern, vom andern näher bestimmt (durch eine Beifügung bei

1) Schmeller verzeichnet im „Bairischen Wörterbuch" selbst bei den männlichen und sächlichen Wörtern Himmel, Engel, Schiff, Schaf, Amt kein einziges s-Gefüge.

2) Über den Gebrauch Vischers, Scheffels und Scherrs vgl. Trautmann a. a. O. III S. 132 f.

3) Solche Bildungen treten schon ziemlich früh auf z. B. mhd. suochhunt, leitesterne, wallestap.

Langeweile, Edelmann, durch ein Objekt bei teilnehmen, wahrsagen, Ratgeber, Herzog [4. Fall], königstreu, Christlieb [3. Fall], Gottesfurcht, Landsknecht [2. Fall]), oder das ganze erhält eine neue, übertragene Bedeutung (Langfinger nicht = langer Finger, sondern ein Mensch, der lange Finger macht, Leichtfuß, Dickkopf, Rotschwanz), oder endlich werden beide Teile wie durch „und" verbunden gedacht (z. B. Schleswig-Holstein, taubstumm, schwarzweißrot, vierzehn neben zweiunddzwanzig).

So finden wir denn im Bereiche der Wortbildung eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Abwechselung, Fülle und Kraft in unserer Muttersprache, eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, wie sie uns sonst nur im Altgriechischen begegnet. Von diesem hat daher das Deutsche auch viel Anregung erfahren. Nach griechischem Muster formt Voß in seiner Homerübersetzung Wörter wie ferntreffend, schöngeharnischt[1]); angehaucht von der beseelenden Kraft griechischen Geistes spricht Goethe von feuchtverklärtem Blau, Schiller von säulengetragenen Dächern, wagt Klopstock Bildungen wie donnergesplitterte Wälder und himmelsteigender Staub und Heinrich v. Kleist mähnenumflossen, erzgekeilt, waldgekrönt. Hat daher wohl mancher Dichter den Griechen das Geheimnis abgelauscht, wie man neue Wortgebilde klang- und sinnvoll prägen kann, so kam ihm doch die deutsche Sprache mit ihrer Gefügigkeit und gelenkigen Art auf halbem Wege entgegen: nur eine biegsame Gerte läßt sich zum Reifen verwenden, nur flüssiges Metall fügt sich den Händen der Sprachbildner zu neuen, schönen Formen! Wem anders also als der deutschen Sprache gebührt der Dank dafür, daß unser Volk die besten Übersetzungen der Welt besitzt, daß „keine Blume, die mit frischem Glanze der Menschheit aufging, in seinem Kranze fehlt"?

1) Nach Herbst, Johann Heinrich Voß, Bd. II, S. 84 f. bildet Voß schon in seiner ersten Odyssee 1781 etwa 80 solche neue zusammengesetzte Wörter.

Verpflanz auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort.
Uhland.

Fremdwörter.[1])

Mit Recht nennt man Deutschland das Herz Europas. 131
In dessen Mitte gelegen, ist es von alters her das Bindeglied zwischen Süd und Nord, West und Ost gewesen. Oft heiß umstritten und bekämpft, hat es gar manchen Feind an seinen Grenzen, auf seinen Fluren gesehen. Einigen gelang es auch, von der Wanderlust unserer Ahnen dauernden Nutzen zu ziehen und sich in ihrem Lande häuslich niederzulassen: so haben sich die Slaven zur Zeit der Völkerwanderung in den Gebieten östlich von Elbe und Saale festgesetzt und in den Ortsnamen, Sitten und Gebräuchen der besiedelten Landschaften ein dauerndes Andenken hinterlassen. Doch wichtiger als die Einwirkung von dieser Seite wurde für Deutschland der Einfluß, den die Handelsbeziehungen und die überlegene Gesittung südlicher Völker ausübten. Was Griechenland den Römern war, wurde Rom den Galliern und Germanen. Italische Kaufherren und römische

---

1) Vgl. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. 1887. S. 119—222; P. Pietsch, Der Kampf gegen die Fremdwörter. 1887; Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. 1887; A. Johannson, Die Fremdwörterfrage im nhd. Indogerman. Forschungen Bd. I. 1892; Kuttner, Für und wider die Fremdwörter. 1884; J. H. Campe, Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. Braunschweig 1794. Einschlägige Schriften von Bliedner, Cremer, O. Dehnicke, K. Franke Gildemeister, H. Grimm, Heinze, Jansen, A. Koch, Logander, Mertens, Pölzl, Rümelin, Saalfeld, Sarrazin u. a., sowie vom allgem. deutschen Sprachverein.

Soldaten haben unsere Heimat nach und nach nicht nur mit allerhand Gerätschaften und andern Erzeugnissen des Gewerbfleißes beglückt, sondern auch mit Blumen und Früchten, Bäumen und Sträuchern, die in ihren Gärten gediehen, vor allem aber mit den geistigen Errungenschaften der an höherer Bildung dem Norden um Jahrhunderte vorausgeeilten Mittelmeerländer. Der regelnde Pulsschlag unseres Vaterlandes aber brachte fortan neues Blut und neues Leben in die nordwärts und ostwärts gelegenen Gebiete der skandinavischen Halbinsel und des sarmatischen Tieflandes.

Doch wie die Römer über zu wenig Einbildungskraft und geistige Regsamkeit verfügten, um für die vom Auslande übernommenen Dinge heimische Namen ausfindig zu machen, und es vorzogen, mit der Sache in der Regel gleich die fremde Bezeichnung zu entlehnen, so haben auch die Germanen nicht entfernt die Fähigkeit der Griechen an den Tag gelegt, den meisten ihnen von auswärts zugekommenen Gegenständen eigne Namen zu geben; nur die Holländer haben dank ihrer erstaunlichen Fertigkeit, fremde Ausdrücke durch heimische zu ersetzen, ihre Sprache freier von ausländischen Zuthaten zu halten gewußt. Das Englische bietet uns eine reiche Musterkarte von Wörtern, die es aus aller Herren Ländern erhalten und in sich aufgenommen hat, und das Deutsche zeigt von den ältesten Zeiten an die Spuren äußerer Einwirkungen.[1]) So giebt uns der Wortschatz unserer Sprache die Mittel an die Hand, die Völker zu bestimmen, von denen, und die Gebiete, auf denen Deutschland von außen her in seiner Gesittung beeinflußt worden ist.

132 Sehen wir ab von mehreren Ausdrücken, die uns schon früh von den Kelten[2]) und einigen Völkern des Ostens[3]) zugeführt

1) In den erhaltenen Stücken der Bibelübersetzung des Ulfilas finden sich 116 griechische, lateinische, keltische und slavische Fremdwörter.

2) Z. B. welsch, Amt, Reich.

3) Von den Griechen wohl durch Vermittelung der arianischen Gothen: Kirche, Samstag, Pfinztag, Pfaffe, wahrscheinlich auch Bischof, Teufel, Engel, Pfingsten; in ältester Zeit aus unbestimmbarer Gegend

worden sind, so kommt der Löwenanteil von altgermanischen Lehnwörtern den Römern und der lateinischen Sprache zu. Den römischen Ansiedlern an Rhein und Donau und den römischen Kaufleuten, die in deutschen Gebieten Handel trieben (bei den Sueben und Ubiern nach Caes. b. g. IV, 2, 3, im Gebiete König Marbods nach Tacit. ann. II, 62; besonders Handel mit Wein), verdanken wir zunächst Gaben und Anregungen auf dem Gebiete des Pflanzenreichs. Aus dieser Quelle stammen von Garten- und Feldfrüchten die Kirsche, Pfirsiche, Pflaume, Pfebe, Maulbeere, Feige, Birne, Mandel[1]); die Linse, Wicke, Zwiebel, Minze[2]); dann der Rettich, Kohl, Lattich, Fenchel, Eppich, Kerbel[3]); dazu kamen von Bäumen und Sträuchern Buchsbaum, Lärche, Lorbeer[4]) und etwas später Blumen wie Rose, Lilie, Veilchen[5]) u. a. Sie alle lehren, daß es den Deutschen schon frühzeitig verlockend erschienen ist, den römischen Ansiedlern der Grenzgebiete die Geheimnisse des Gartenbaus abzulauschen und bei ihnen im Säen und Pflanzen von Gemüse, Obst, Blumen und Kräutern in die Lehre zu gehn. Auch der Weingott hielt jetzt seinen Einzug auf deutschen Fluren, und in seinem Gefolge erschienen Wein und Most, Kelter und Presse, Kelch und Becher, Winzer und Pfropfreis, Ohm und Kufe, die Kunst Wein zu mischen und Weingefäße mit Pech dicht zu machen.[6])

Ferner wurden damals Tiere des Südens auf germanischen Boden verpflanzt wie der Esel, das Maultier, das Saumtier, die Katze, der Fasan und der Pfau oder wenigstens

Hanf, Silber, wohl auch Affe, Pflug, Pfad u. a. Vgl. Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des Lehnworts. Halle 1895. S. 8; Lamprecht a. a. O. I², 49.

1) cerasus, persicum, prunum, pepo, morum, ficus, pirum, amygdalus.

2) lens, vicia, cepula, mentha.

3) radix, caulis, lactuca, feniculum, apium, caerefolium.

4) buxus, larix, laurus.

5) rosa, lilium, viola.

6) vinum, mustum, calcitrare, pressa, calix, bicarium, vinitor, propago, ama, cupa, miscere, pix.

dort bekannt wie der Strauß[1]); ebenso verschiedene Metalle z. B. das Kupfer und vielleicht das Erz (Bronze).[2]) Doch dabei blieb es nicht.

Wie hätten unsere Väter der Versuchung widerstehen können, die bequem und behaglich eingerichteten römischen Häuser auf heimischem Grund und Boden nachzuahmen und ihre leicht gebauten Pfahlhütten mit dem festgefügten, gegen Wind und Wetter geschützten Steinhaus zu vertauschen? Die steinerne Mauer[3]) verdrängte die Lehmwand, und mit dem Steinbau fanden auch seine römischen Bezeichnungen in unserer Sprache Eingang. Seitdem reden wir von Turm, Kammer, Söller, Keller, Pfeiler, Pforte, Fenster, Speicher, Kerker, Ziegel, Estrich, Schindel, von Straßen, Plätzen, Schleusen und Weilern.[4]) Bald fanden sich auch Haus- und Küchengerätschaften aller Art ein, vornehmlich Tisch und Tafel, Spiegel und Schüssel, Pfanne und Trichter[5]), ebenso Bekleidungsgegenstände wie Socke, Sohle, Schürze.[6])

Hand in Hand mit der Ausbreitung des Warenaustausches ging die Zunahme der lateinischen Lehnwörter im Bereiche des Handels und Verkehrs: kaufen, die Meile, der Markt, die Münze, das Pfund tragen römische Namen, ebenso Zoll, Zins, Brief, Siegel, kosten[7]) u. a. An lateinischen Bezeichnungen von Warengefäßen treten uns frühzeitig entgegen: Sack, Korb, Kiste, Schrein, Arche.[8]) Deutsche Gänse wurden massenhaft nach Rom geholt und mit ihren Federn weiche Lagerstätten für die Großen hergerichtet; bei der Gelegenheit brachten die

1) asinus, mulus, sagma (Saum-), cat(t)us, phasianus, pavo, struthio.

2) cuprum, Arretium.

3) murus.

4) turris, camera, solarium, cellarium, pilarium, porta, fenestra, spicarium, carcer, tegula, astricus, scindula, strata, platea, exclusa, villarium.

5) discus, tabula, speculum, scutula, patina, tractarius.

6) soccus, solea, excurtus.

7) cauponari, milia, mercatus, moneta, pondus, telonium, census, breve, sigillum, constare.

8) saccus, corbis, cista, scrinium, arca.

römischen Händler die Bezeichnungen Flaum, Kissen und Pfühl mit nach Deutschland.[1]) Auch wurde unter römischem Einflusse die Kochkunst auf eine höhere Stufe geführt. Wie im Englischen die Ausdrücke für Rind, Kalb und Schaf (ox, calf, sheep) angelsächsischen, die für die daraus bereiteten Gerichte aber romanischen Ursprungs sind (beaf, veal, mutton), so weisen im Deutschen die einfachen Verrichtungen des Siedens (z. B. der Eier) und Essens heimische Namen auf, dagegen die kunstvolleren des Kochens mit Gewürzen und Schmälzung und des Speisens[2]) lateinische. Denn die französischen Normannen, die Sieger von Hastings, waren die Lehrmeister der Söhne Albions und die Römer die der Deutschen. Mit der Kochkunst wurden auch verschiedene neue Gewürze im Norden bekannt: Pfeffer, Kümmel, Senf[3]) u. a.

Zu diesen Gaben gesellten sich nach und nach Anregungen 133
und Einflüsse höherer Art; alte Fabeltiere wie Drache und Greif[4]) wurden eingebürgert, Heil- und Schreibkunst der Römer verbreitet, Rechts- und staatsbürgerliche Begriffe eingeführt: Fieber, Arzt, Büchse, Pflaster, schreiben, sicher, Pacht[5]) sind aus dem Süden zu uns gekommen, und das Wort Kaiser ist der Name des großen Cäsar; es findet sich schon im Hildebrandsliede und ist wohl das älteste lateinische Lehnwort, das unsere Sprache aufzuweisen hat. Von gewaltigem Einflusse war namentlich die Ausbreitung des Christentums; dadurch sind von den lateinisch redenden und schreibenden Mönchen unserer Muttersprache zahlreiche kirchliche Bezeichnungen zugeführt worden, besonders Pein, Plage, Marter; verdammen, opfern, predigen[6]); Namen für geistliche Ämter und Würden: Priester, Probst, Abt,

1) pluma, +culcitinum, pulvinus.
2) coquere, expensa.
3) piper, cuminum, sinapi.
4) draco, mlt. gryphus = gryps.
5) febris, archiater, pyxis, emplastrum, scribere, securus, pactum.
6) poena, plaga, martyrium; damnare, operari, praedicare.

Mönch, Dechant[1]); für kirchliche Gebräuche: Messe, Mette, Feier, Vesper, Segen[2]); endlich für Gebäude und Geräte: Münster, Kloster, Klause, Tempel, Orgel, Altar, Kanzel, Kreuz.[3]) Es kann nicht meine Absicht sein, die gewaltige Fülle römischer Lehnwörter in unserer alten Sprache zu erschöpfen; es muß hier genügen, die Gebiete anzudeuten, auf denen die Nachbarschaft des italischen Volks hauptsächlich anregend gewirkt hat. Natürlich sind diese fremden Bezeichnungen nicht mit einem Male, sondern nach und nach in Deutschland eingebürgert worden, manches schon bald nach der ersten Berührung der Germanen mit den römischen Soldaten, Kaufleuten oder Ansiedlern, viele aber erst während des Mittelalters, am spätesten selbstverständlich die geistigen Begriffe, deren Übernahme durch die herrschende Stellung der lateinischen Sprache im schriftlichen Gedankenaustausch begünstigt wurde. Ist doch diese fremde Zunge wegen des Mangels einer einheitlichen Verkehrssprache in Kirche und Staat bis zur Zeit der habsburgischen Kaiser für Erlasse und Urkunden ausschließlich gebräuchlich gewesen!

1) presbyter, propositus, abbas (acc. abbatem), monachus, decanus.

2) missa, matutina, feriae, vesper, signum.

3) monasterium, claustrum, clausa, templum, organum, altare, cancelli, crux. Vgl. Wackernagel, Die lateinischen Lehnwörter im Altgermanischen, Kleine Schriften III, 252 ff.; Ebel, Über die Lehnwörter der deutschen Sprache, Programm von Ostrowo 1856; Kluge in Pauls Grundriß I, 300—324; Fr. Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Halle 1895; A. Erhardt, De vocabulis latinis, quae Germanica lingua assumpsit. 1890; W. Franz, Die lateinisch-romanischen Elemente im Althochdeutschen. Straßburg 1883. Dissert. v. Raumer, Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache. Stuttgart 1845; Wendler, Zusammenstellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutschen nach sachlichen Kategorien, Programm von Zwickau 1865; K. Roßberg, Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Hagen 1881; W. Naumann, Über die Betonung der Fremdwörter im Deutschen. Groß-Strehlitz 1881; Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Gotha und Leipzig 1894; Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 6. Aufl. Berlin 1894; Pogatscher, Zur Lautlehre der Lehnworte im Altenglischen. Straßburg 1888.

Die Fremdlinge drängten nicht selten gute deutsche Wörter zurück, doch knüpfte sich ihre Übernahme in der Regel an einen Kulturfortschritt. So lernten die Deutschen von den Römern die Kunst, Butter und Käse vollkommener herzustellen, und damit diese Wörter (= butyrum, caseus), so auch das Binsenflechten und damit den Ausdruck Schilf (= scirpus), ferner den Metallspiegel (speculum).[1]) Vielfach sind die Fremdwörter nur in dem Teile Deutschlands volkstümlich geworden, der zuerst von der römischen Gesittung berührt und beeinflußt wurde; so haben Speicher und Weiher vor allem im Rheinlande volkstümliche Geltung, während man sonst meist dafür Boden und Teich sagt.

Später machte sich, namentlich seit der Zeit der staufischen 134
Kaiser, französischer Einfluß geltend; die romanische Tochter setzte das Werk der römischen Mutter fort. Hatten schon die alten Kelten Galliens eine ausgesprochene Neigung zu ritterlichen Übungen gehabt und unsere Altvordern vermutlich die Jagd mit dem Falken[2]) gelehrt, so war dieser Sinn für Verschönerung des äußeren Lebens bei ihren Nachkommen noch beständig gewachsen; ja Frankreich war im 12. Jahrh. geradezu die hohe Schule für Anstand und gute Sitte, das Mutterland und die Hochburg des feinen Rittertums und des höfischen Lebens. Und als nun die Deutschen während der Kreuzzüge mit den westlichen Nachbarn in engere Berührung kamen, wurden sie von diesen mannigfach angeregt und gefördert, ja ließen sich als gelehrige Schüler auch angelegen sein, die fremden Ausdrücke für die gelernten Kunstfertigkeiten mit zu übernehmen. So zeigt alles, was in jener Zeit zur Belebung der Gesellig-

1) Für Butter sagte man vor der Entlehnung der lateinischen Wörter ahd. ancho und chuosmëro (Kuhschmeer), für Käse vgl. an. ostr, für Schilf ahd. binuz, Binse, für Spiegel got. skuggwa, ahd. scûkar.

2) Ob das Wort Falke freilich, wie einige meinen, von dem keltischen Volcae herzuleiten ist, bleibt sehr fraglich; sicher deutet jedoch das ags. wealh heafoc, keltischer Habicht und an. valr, Falke = der Kelte auf keltischen Einfluß hin. Vgl. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 374².

keit beitrug, wie Spiel und Tanz, Jagd und Turnier, desgleichen Feinheiten in Wohnung, Küche, Bewaffnung und Kleidung französischen Ursprung und Namen, z. B. Abenteuer, Tafelrunde, Turnier, birschen, Preis, Manier, Prinz u. a. Und muß es nicht als eine eigentümliche Fügung des Schicksals betrachtet werden, daß gerade „fein" (franz. fin) das nachweisbar älteste Lehnwort aus dieser Quelle ist? Fast selbstverständlich ist, daß die Bezeichnung des neuen gesellschaftlichen Treibens selbst im Gegensatze zu dem älteren Leben des landbauenden Adels damals dem Französischen entnommen wurde; denn hövesch und dörperlich sind nur Übersetzungen der längst ausgeprägten Begriffe courtois und vilain. Auch gute deutsche Wörter, die durch die Sprache der alten Franken sich auf gallischem Boden eingebürgert hatten, kamen damals mit neuem Gepräge wieder zu uns zurück wie noch jetzt oft deutsche Waren, die leider für viele Deutsche erst dann Wert erhalten, wenn sie den ausländischen Stempel tragen. So geht Herold = altfranz. héralt zurück auf ein vorauszusetzendes altdeutsches heriwald, Heerbeamter = an. Harald, Banner (bannière, it. bandiera) auf got. bandwa, Zeichen, Balkon auf Balken, Salon auf Saal, Bankett (fr. banquet, it. banchetto) auf Bank. Wie sehr aber in jenen Tagen die höfischen Kreise unserer Heimat von Fremdwörtersucht und Ausländerei durchdrungen waren, das können wir recht klar an dem Beispiele Meier Helmbrechts erkennen, eines östreichischen Bauernsohnes, der eine Zeit lang vom Elternhause fern gewesen war und sich einige Bildung angeeignet hatte, und als er dann nach der Heimat zurückkehrte, auf die Seinigen einen größeren Eindruck dadurch machen wollte, daß er alle möglichen fremdsprachlichen Begrüßungsformeln anwandte, nur nicht die zu Lande üblichen.[1])

135 Doch mit der einmaligen Anregung hatte es weder beim Latein noch beim Französischen sein Bewenden. War jenes die

1) Zu den Mägden und Knechten spricht er niederdeutsch: min leiwe süsterkindekîn, gott lat iuch immer fröhlich sîn, zur Schwester lateinisch: gratia vester, zum Vater altfranzösisch: Dêu sal = Dieu vous salue, endlich zur Mutter böhmisch: dobra ytra, guten Tag.

treibende Kraft der Bildung in ahd., dieses in mhd. Zeit gewesen, so wurden jetzt beide in der nämlichen Reihenfolge die Quellen, aus denen die nhd. Sprache mehrere Jahrhunderte lang neue Wörter schöpfte. Als nämlich das Rittertum mit Maximilian zu Grabe getragen wurde, trat von Italien her der **Humanismus** auf, der im Norden wohl nirgends so weite Kreise zog und so tiefgehende Veränderungen schuf als in unserer Heimat. Mit Eifer warf man sich auf die klassischen Sprachen, namentlich das Latein, das zu neuem Leben erweckt und zur Sprache der gebildeten Stände erhoben wurde. Es galt geradezu als Abzeichen der Gelehrten, die sich im Gegensatz zu der niedriger stehenden Volksmasse darauf außerordentlich viel zu gute thaten. Ihrem übertriebenen Eifer hat unsere Sprache die schändlichsten Mißhandlungen zu verdanken. Denn sie wurde nicht nur von oben angesehen und verächtlich bei Seite geschoben, sondern auch durch haufenweise eindringende Fremdwörter stark in ihrem alten Besitzstande geschmälert. Infolge der Übernahme des römischen Rechts entlehnte[1]) man die Wörter Familie, Prozeß, Jura, die man für feiner hielt als die bisher dafür üblichen deutschen. Man redete seitdem von Klient und Delinquent, von Appellation und Adoption, Agnat und Magistrat, Legalität und Majorität, Legislatur und Advokatur u. a. Auch auf andern Gebieten der Wissenschaft zeigt sich derselbe Geist der Ausländerei. Was früher auf gut deutsch Geschwulst, Unwohlsein, Schnupfen geheißen hatte, wurde jetzt Absceß, Indisposition, Katarrh genannt; Kausalnexus, Kardinaltugend, Kulminationspunkt traten an Stelle von Zusammenhang, höchste Tugend, Gipfelpunkt. Reformation, Konfession, Litanei wurden gang und gäbe, die Wortbeugungslehre und überhaupt die Grammatik, für die man schon in ahd. Zeit deutsche Bezeichnungen einzuführen bemüht gewesen war, nahm immer mehr ein lateinisches Gewand an: Dativ, Accusativ, Konstruktion, Kontraktion, Accent und andere Ausdrücke wurden üblich, über-

1) Einzelne der im folgenden genannten Wörter erscheinen schon ab und zu in der mhd. Litteratur, jetzt aber wurden sie festes Besitztum der deutschen Sprache.

haupt schossen auf dem Gebiete des gesamten Unterrichts die Fremdwörter wie Pilze aus der Erde: die Schulräume und ihre Einrichtung (Aula, Auditorium, Katheder, Repositorium, Podium), die Lehrmittel (Autor, Glossar, Kommentar, Kompendium, Vokabularium), die Schulzucht (Disciplin, Autorität, Censur, Karzer), die Prüfungen und Festlichkeiten (Examen, Abiturienten, Tentamen, Prädikat; Aktus, Exkursion), die Unterrichtsgegenstände (Botanik, Dogmatik, Geographie, Stilistik) wurden mit fremden Namen beglückt, selbst die einfachsten Rechnungsarten wie Zusammenzählen und Abziehen wurden lateinisch benannt: Addieren, Subtrahieren u. a. So wirkten die Bestrebungen der Gelehrten auf unsere Sprache wie der Frost von Aprilnächten, der die Obstblüten vernichtet. Wohl wehte derselbe Hauch auch über den Ländern romanischer Zunge, aber diese waren insofern besser daran, als sie jetzt nicht vollständig fremdes Sprachgut erhielten, sondern ganz gleichartige Stämme, nur in neuerer, noch nicht an die heimischen Gesetze angeglichener Form. Lassen sich daher auch frêle und fragile [1]), humble und humilité [2]), sauvage (von silvaticus) und fanatique (von fanaticus), it. netto und nitido [3]), lindo und limpido [4]) an ihrer ganzen Art als Kinder verschiedener Zeit erkennen, so sind sie doch insofern gleichartig, als sie auf eine und dieselbe Grundsprache zurückgehen.

136 Doch unsere Gelehrten gingen in ihrer Fremdwörtersucht noch weiter. Die Kluft, die sie zwischen sich und dem Volke geschaffen hatten, war noch nicht groß genug. Sie wollten sich auch in ihren Namen von der großen Masse unterscheiden. Darum übersetzten die Humanisten die ihrer Bedeutung nach durchsichtigen Namen schlankweg ins Lateinische oder Griechische, und was sich nicht mehr klar erkennen und auslegen ließ, wurde willkürlich zurechtgestutzt: aus Schneider, Bäcker, Ölmann, Schmied wurde Sartor (Sartorius), Pistor (Pistorius), Ole-

1) Beide von fragilis.
2) Beide von humilis.
3) Beide von nitidus.
4) Beide von limpidus.

arius[1]), Faber; aus dem alten Wesfall Peters (Sohn) Petri (filius), aus Jacobs Jacobi, aus Heinrichs Henrici. Schwarzert und Waltzemüller deutete man um in Schwarzerd und Waldsee-müller und übersetzte sie dementsprechend mit Melanchthon ($\mu\acute{\epsilon}\lambda\alpha\nu$ + $\chi\vartheta\acute{\omega}\nu$) und Hylacomylus ($\mathring{\upsilon}\lambda\eta$ + lacus + $\mu\acute{\upsilon}\lambda\eta$). Überdies breiteten sich jetzt in allen Kreisen biblische Vornamen d. h. hebräische, griechische und lateinische mehr und mehr aus auf Kosten des heimischen Namenschatzes. Hatten sie in katholischen Gegenden schon vorher durch den Kalender und die Heiligenverehrung der katholischen Kirche größere Verbreitung gefunden, so griffen sie nun auch durch die Bibelübersetzung in protestantischen Ländern immer mehr um sich, vorab bei den der Kirche immer treu ergebenen Frauen.[2]) Lehrreich ist in dieser Hinsicht eine Zusammenstellung der Namen Wernigeroder Bürger, die uns der dortige Archivar Jacobs gegeben hat.[3]) Er fand bis zum Jahre 1460 unter den Männernamen neben 1840 deutschen 974 nichtdeutsche und unter den Frauennamen neben 144 deutschen 145 nichtdeutsche; zwischen 1563 und 1682 aber gegenüber 974 deutschen 3017 nichtdeutsche Namen von Männern und neben 24 deutschen 456 nichtdeutsche Namen von Frauen. Zu ähnlichen Ergebnissen führt eine Durchmusterung der Studentenverzeichnisse von der Hochschule zu Bologna.[4]) Darnach befanden sich 1289 bis

---

1) Vgl. Olearius-Ölmann in Goethes Götz von Berlichingen. Abraham a Santa Clara sagt in Hui und Pfui, Werke X, 199: „Keiner will mehr Schuster heißen, sondern Sutorius, keiner mehr Schmied, sondern Faberius, keiner mehr Schlegel, sondern Plagensis“ u. s. f.

2) In der Reformationszeit gab ein Graf Botho von Stolberg allen seinen Söhnen deutsche Namen (Wolfgang, Ludwig, Heinrich, Eberhard, Albrecht), während seine Gemahlin und alle Töchter fremde hatten (Anna; Anna, Katharina, Juliana, Maria, Magdalena).

3) Vgl. das Protokoll der Generalversammlung des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine 1889 S. 101 ff., 1891 S. 105 f.

4) Vgl. W. Streit in der Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins VI, 66. Eine Zusammenstellung von Rufnamen der Mündener Schuljugend aus dem letzten Jahrzehnt ergiebt, daß von 642 Mädchen 140 deutsche und 502 undeutsche Namen haben, von 686 Knaben da-

1300 unter 520 Mitgliedern deutscher Abkunft 415 mit germanischen, 105 mit fremden Vornamen. 1379—1391 bestand unter 137 das Verhältnis 87:50, 1490—1500 117:206, endlich 1553—1561 87:236. Im 13. Jahrh. kam also auf 4 deutsche Vornamen 1 fremder, im 16. Jahrh. umgekehrt auf 1 deutschen 4 fremde.

137 Im 17. und 18. Jahrh. trat an Stelle des Lateins das Französische. Die Siege Ludwigs XIV., der das durch den dreißigjährigen Krieg ohnmächtig gewordene, in sich zerrissene Deutschland öfter demütigte, hob das Ansehen dieses Herrschers so sehr, daß es sich die deutschen Fürsten zur höchsten Ehre anrechneten, den Glanz seines Hofes nachzuahmen und seine Sprache zu sprechen. Damals wurden wir mit Ausdrücken, die die Luft des französischen Lebens atmen, förmlich überschüttet, z. B. galant, nett, adrett, honett, kokett, charmant, brillant, nobel, Kabale, Chikane, Intrigue, Malice, Courtoisie. Da die Gelehrten der Reformationszeit das Ansehen der Muttersprache bereits untergraben hatten, so wurde dadurch die Übernahme erleichtert. Mit den französischen Trachten kamen neue Bezeichnungen für Bekleidungsgegenstände, mit den fremden Köchen solche für neue Speisen und Gerichte. Kriegs- und Staatswesen, Künste und Kunstfertigkeiten waren überreich an französischen Namen; einst hatten die westlichen Nachbarn nach Ausweis der deutschen Lehnwörter die Kriegskunst von den Germanen gelernt, jetzt drehte sich der Spieß um.[1]) Das Wort Heer war nicht mehr gut genug und wurde in Armee umgewandelt, Angriff ging in Attaque, Heerschau in Parade, vorgehn in avancieren, vorbeiziehn in defilieren über. Durch den dreißigjährigen Krieg sind, wie die Fremdwörterbücher jener Zeit erkennen lassen, bei uns eingebürgert worden: Brigade,

gegen 506 deutsche und nur 180 fremde. Vgl. Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereins VI, 140.

1) Über französische Lehnwörter im Kriegswesen vgl. Fr. Haberland, Krieg im Frieden, eine etymologische Plauderei über unsere militärische Terminologie. Jahresbericht des Realprogymn. zu Lüdenscheid 1893 S. 10 ff.

Bataillon, Batterie, Baracke, Barrikade, Chef, Adjutant und viele andere. Man fühlte sich erst wohl, wenn man ganze Ströme französischer Wörter und Wendungen über die Zunge gleiten lassen konnte. So darf es nicht wunder nehmen, daß auch Oheim und Muhme dem Onkel und der Tante, Tunke und Fleischbrühe der Sauce und Bouillon haben weichen müssen. Da man alles Fremdländische für besser hielt, wurde alles, „was nicht weit her war", verachtet und geringschätzig behandelt. Daß infolge davon die Achtung vor unserer Muttersprache immermehr sank, ist leicht begreiflich. So erzählt denn auch der Hainbunddichter Graf Leopold von Stolberg (geb. 1750) schmerzbewegt von der Erziehung jener Zeit: „Deutsche Kinder wurden gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Gesindesprache anzusehn, da es Hausgesetz ward, bei der Tafel französisch zu sprechen, und jeder kindliche Wunsch den Eltern in französischer Sprache vorgetragen werden mußte. Jeder bemerkte Verstoß wider die französische Sprachlehre ward gerügt, die gröbsten Fehler des Deutschen in seiner eignen Muttersprache kaum bemerkt."[1])

Seit dem 17. Jahrh. regte sich aber auch das Bestreben, 138
dem Unwesen Einhalt zu thun. Wohl hat in der Folgezeit unsere Sprache noch manches ausländische Wort übernommen, in der Tonkunst (Arie, Alt, Baß, Piano) und im Handel (franko, netto, brutto, Giro, Agio) besonders aus Italien, in Körperübungen (Turf, Sport, starten, Handicap, Steaplechase, Jockey, Criket, boxen), im Staats- und Rechtswesen (Bill, Parlament, Strike, Meeting), im Bereich der Nahrungsmittel (Beef-

1) Vgl. Dunger, Wörterbuch von Verdeutschungen S. 8. — So eifert auch der Rostocker Professor Lauremberg († 1658) in einem Scherzgedichte gegen die Verunzierung des Deutschen durch französische Brocken: „Seht, sülk Schipbröck (solchen Schiffbruch) hefft de düdsche sprok geleden, De französche heffter de Nese affgeschneden und hefft ene fremde Nese wedder angeflicket, de sik by de düdsche Ohren nich wol schicket." Und G. Rollenhagen klagt in seinem Lehrgedicht „Der Froschmäuseler": „Der Deutsche lässet vor allen, was fremd ist, sich besser gefallen, lernt fremde Sprachen reden, schreiben, sein Muttersprach muß veracht bleiben" (Widmung vom 21. März 1595).

steak, Pudding, Porter, Punsch), der Hundezucht (Dogge, Mops, Pinscher) u. a. aus England[1]); wohl haben auch Gelehrte in den letzten beiden Jahrhunderten noch eine große Zahl von neuen Ausdrücken aus griechischen und römischen Wortstämmen geformt; doch ist eine Besserung nicht zu verkennen. Langsam, aber sicher ist sie vor sich gegangen. Die Sprachgesellschaften[2]) und die Grammatiker des 17. Jahrhunderts, dann Gelehrte wie Leibnitz, Thomas, Adelung, Gottsched und Kampe, Dichter wie Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller haben das Ihrige dazu gethan, bessere Zustände herbeizuführen. Nicht nur suchten sie alte, durch fremde Bezeichnungen verdrängte Ausdrücke wieder zu Ehren zu bringen, sondern führten auch vielfach mit glücklichem Erfolge selbstgeschaffene Namen für Begriffe ein, die von Anfang an fremde getragen hatten. Wer spricht jetzt noch von Plenipotenz, distrait, rafraichieren, elargieren? Und doch sind die jetzt dafür üblichen Wörter Vollmacht, zerstreut, auffrischen und ausweiten erst von Zesen, Lessing, Bürger und Goethe gebildet worden. Haller hat uns mit Sternwarte (= Observatorium), Jean Paul mit Morgenkleid (= Negligé), Leibnitz mit abgezogen (= abstrakt), Kampe mit Stelldichein, Gefallsucht, Flugschrift, folgerecht, altertümlich, Tondichter und anderen neuen deutschen Wörter statt der bis dahin gebrauchten fremden beglückt. Auch der letzte deutsch-französische Krieg hat das Gefühl für die Würde und Ehre des Deutschtums so weit erstarken lassen, daß Behörden und einzelne in sich gegangen sind und gute Vorsätze gefaßt haben. Am weitesten ist die Reinigung unserer Sprache von Fremdwörtern im Postwesen

1) Slavische Lehnwörter wie Grenze, Kummet, Pallasch, Sämischleder u. a., ferner hebräische durch die Juden verbreitete wie Gauner, Schacher, pleite, schofel, Kümmelblättchen u. s. f., sowie nhd. Lehnwörter aus andern Quellen sind verzeichnet in Kluges etymolog. Wörterbuche. 5. Aufl. S. 438 ff.

2) Unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft waren die einen wie Schottel besonders darauf bedacht, wissenschaftliche Kunstausdrücke fremder Abkunft durch deutsche Begriffe zu ersetzen, die andern wie Moscherosch wendeten sich mehr gegen die im geselligen Leben namentlich aus Frankreich eingebürgerten Fremdwörter.

und in der Reichsgesetzgebung gediehen, langsam folgt die Presse nach. Die Verdeutschungswörterbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins[1]) brechen deutschem Wort und deutscher Art allmählich im Handel, in der Wahl der Vornamen, auf der Speisekarte, in den Bezeichnungen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens und im Rechtswesen Bahn. Die Anregungen, die durch diesen Verein und seine Verzweigungen allüberall gegeben werden, finden bei einsichtigen deutschgesinnten Männern freudigen Widerhall und willige Beherzigung. Gar viele halten es schon für Ehrensache, ihre Gedanken möglichst frei von Fremdwörtern vorzubringen und der Feder anzuvertrauen, d. h. alles deutsch auszudrücken, was sich auf deutsch gut sagen läßt.

Doch gehen leider noch manche ihre altgewohnten Pfade 139
ungestört weiter; die einen aus Bequemlichkeit, die andern aus Gleichgiltigkeit, wieder andere aus Berechnung oder aus Eitelkeit. Der Bequemlichkeit leisten allerdings die Fremdwörter insofern großen Vorschub, als sie meist vieldeutig sind und sich leicht allen möglichen Färbungen des Gedankens anpassen, während gute deutsche Ausdrücke häufig nur für einen Begriff verwendbar sind, diesen aber um so bestimmter und klarer wiedergeben. So erspart das Fremdwort das Denken, es ist der bequeme Schlafrock, den viele lieber anziehen als den knapp anliegenden Oberrock. Von Gleichgiltigkeit zeugt der Gebrauch der Fremdwörter, weil sie beweisen, daß dem Schreibenden an der Würde, Schönheit und Reinheit der Muttersprache herzlich wenig gelegen ist. Aus Berechnung sündigt, wer die fremden Ausdrücke wegen des oft nur eingebildeten schöneren Klangs bevorzugt oder sie wie Schönheitspflästerchen zur Zierde der Rede verwendet. Wohl ist nicht zu bezweifeln, daß z. B. das Italienische angenehmer ins Ohr fällt als das Deutsche. Aber wird denn durch die Aufnahme einzelner italienischer Fremdwörter

1) Im Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig. Vgl. auch F. W. Eitzen, Die Fremdwörter der Handelssprache. Leipzig 1894; O. Dittrich, Fremdwörter der Tonkunst. Dresden 1888 und Fr. Ehrenberg, Deutsche Worte für deutsche Kunst (Bühnensprache). Straßburg 1888.

thatsächlich der Wohlklang wesentlich gefördert? Und ist es nicht ungerecht, wegen dieses scheinbaren Vorzugs der welschen Zunge die vielen Schönheiten der heimischen Sprache zu übersehen? Eitelkeit endlich ist mannigfach im Spiele, weil viele sich einbilden, sie könnten sich durch Einstreuen ausländischer Wörter den Anschein höherer Bildung geben und sich zu ihrem Vorteile vom großen Hausen abheben. So sind denn die gebildeten Stände von jeher die Hauptverfechter der Sprachmengerei und Ausländerei gewesen: erst die Mönche, dann die Ritter, darauf die Gelehrten und der Adel. Das Volk dagegen hat, wenn auch manches von oben her zu ihm durchgesickert ist, seine Sprache bedeutend reiner erhalten.

140 Es giebt große Gebiete, die mit den weiten Kreisen des Volks in der engsten Beziehung stehn und auf denen daher die ausländischen Gewächse keinen geeigneten Boden zum Fortkommen finden. Es sind dies Märchen und Spiel der Kinderwelt, Predigt und Gebet, Grabschrift und Sprichwort. Allen gemeinsam ist, daß sie sich in erster Linie an das Herz, nicht an den kühlen, nüchternen Verstand wenden. Das Herz unseres Volks aber schlägt echt deutsch. Das wußte Eike v. Repgow, als er seinen Sachsenspiegel, ein für die großen Schichten des Volks bestimmtes Rechtsbuch, schrieb. Wie könnte dieses herrliche Werk, das kaum mehr als 10 bis 15 wenig entbehrlicher Fremdwörter zählt, so manchem Rechtsgelehrten der Gegenwart als leuchtendes Vorbild hingestellt werden! Das empfand auch Luther, als er die gewaltige Aufgabe der Bibelübersetzung löste; sind ihm doch darin höchstens ein paar Dutzend leicht übertragbare fremde Bezeichnungen untergelaufen, von denen er seit 1522 noch einzelne durch deutsche zu ersetzen sich bemühte.[1]) In diesem Sinne schrieb

1) Z. B. benedeien und maledeien durch segnen und fluchen, von denen jenes allerdings auf lat. signare zurückgeht, aber in Betonung und auch sonst das fremde Wesen gänzlich abgestreift hat. 1. Cor. 14, 11 übersetzt er βάρβαρος mit undeutsch, Coloss. 3, 11 mit Ungrieche, Matth. 14, 1 τετράρχης mit Vierfürst, Matth. 2, 1 μάγοι mit die Weisen (aus dem Morgenlande) und 1. Cor. 14, 24 προφητεύειν

er an Spalatin: „Helft mir die Wörter zurecht setzen, aber also, daß ihr keine Wörter von Höflingen und Soldaten an die Hand gebt!" Das fühlte auch Schenkendorf, als er in seinem herrlichen Liede von der Muttersprache sang: „Aber soll ich beten, danken, geb ich meine Liebe kund, meine seligsten Gedanken sprech ich wie der Mutter Mund." Von dieser Empfindung sind endlich auch andere gottbegnadete Sänger im deutschen Dichterwald geleitet worden, als sie ihre Lieder in so reinen Tönen erklingen ließen. Die gehobene Sprache der Dichter hat ein gutes Recht dazu, den Heerführer und Feldherrn vor dem General, den Herrscher vor dem Regenten, die Sitte vor der Mode zu bevorzugen; ja sie schätzt nicht ohne Grund den Gefühlswert von Roß, Mark und Truhe höher als den der Lehnwörter Pferd, Grenze und Kiste und erachtet es für eitel Thorheit, sich mit fremden Federn zu — verunzieren. Wie sollte also wohl das Gebet, das aus dem innersten Herzen kommt, anders als in rein deutscher Rede über die Lippen fließen? Und in der That so wenig im Gebetsliede der altrömischen Arvalbrüderschaft[1]) ein fremder Klang das andächtig gestimmte Gemüt stört, so wenig wird man in dem Vaterunser, das uns der Heiland der Menschen, unser Herr Jesus, gelehrt hat, eine unliebsame auswärtige Zuthat wahrnehmen. Denn sowohl das griechische „triumpe"[2]) als auch das keltische „Reich"[3]) sind durch Jahrhunderte lange Gewohnheit so sehr des fremden Aussehens entkleidet worden, daß sie von den Betenden als heimisches Sprachgut empfunden werden. Man setze aber an die Stelle

---

mit weissagen. K. Schulz, Zeitfragen des christlichen Volkslebens Bd. XIV, Heft 8 S. 29 berechnet die Zahl der biblischen Wörter fremden Ursprungs auf 200, Jehle, Wissenschaftl. Beihefte des allgem. deutschen Sprachvereins IV, 156 auf noch mehr, doch sind davon nur wenige wirklich entbehrliche wie item, Materie, Epistel, Exempel, disputieren, Artikel, Port, Rumor, Librarei, Historie, Poet u. a.

1) Vgl. Corpus Inscript. Latin. I, 28.

2) Vgl. triumphus entlehnt aus θρίαμβος.

3) Altirisch rí, gen. ríg, König, vgl. gallische Eigennamen wie Dumno-rix, Ambio-rix und Osthoff, Zur Geschichte des Perfekts S. 602.

von Vater unser „Papa unser", und man wird, wofern das Gefühl nicht ganz abgestumpft ist, sofort inne werden, daß der undeutsche Ausdruck das Gebet beeinträchtigt, um nicht zu sagen entweiht. Darum reden wir wohl von einem Landesvater und einer Landesmutter, aber nicht von einem Landespapa und einer Landesmama; von einem herzlichen Lebewohl, aber nicht von einem herzlichen Adieu; darum stehen Pardon, Merci und Malheur an Gehalt und Ernst viel tiefer als die deutschen Worte Verzeihung, Dank und Unglück. Und wäre es etwa so von ungefähr, daß Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue und verwandte Begriffe im Deutschen wie im Englischen mit heimischen Namen bezeichnet worden sind? Hier duldet das Volk keinen fremden Tropfen in seinem Blute, weil es weiß, daß damit die heiligsten Güter des Volkstums angetastet würden. Die fremden Laute kommen ihm frostig und kalt vor wie die Strahlen der Wintersonne, die zwar ebenso hellen Glanz verbreiten mögen, denen aber die wohlthuende Wärme der Sommersonne fehlt. Die heimischen Wörter dagegen sind ihm von früh auf in Fleisch und Blut übergegangen, sie allein ermöglichen ihm ein lebensvolles Erfassen des Gedankens. Und verfährt nicht das germanische Schwestervolk jenseits des Ärmelmeers ähnlich? Im Englischen, das seit der Normannenherrschaft so stark vom Welschtum durchsetzt ist, daß es geradezu als Halbschwester der romanischen Sprachen betrachtet werden kann, tritt überall, wo das Gemüt ins Spiel kommt, der angelsächsische Wortschatz hervor. Das berühmte, mit den Worten „Sein oder Nichtsein" beginnende Selbstgespräch Hamlets in Shakespeares gleichnamigem Trauerspiel enthält nur 13 Wörter aus lateinischer Wurzel, und im englischen Vaterunser sind von 69 Wörtern nur 5 nichtsächsischer Herkunft. Mit vollem Recht äußert daher Kington Oliphant, einer der besten Kenner der englischen Sprache: „Den teutonischen Bestandteil unserer Sprache kann man mit Gold, aber auch mit Kupfer vergleichen. Er wird von den besten aller Sachverständigen, von unsern Dichtern, als edelstes Metall der Gedankenmitteilung gewählt, und doch geht er zugleich auch beständig unter 70 Millionen unseres

Stammes in ihrer täglichen Sprache als laufende Münze von Hand zu Hand."[1])

Freilich hat es der lebhafte Gedankenaustausch, wie er 141
allezeit durch Handel und Verkehr, in unserem Jahrhundert aber namentlich durch die Zeitungen hervorgerufen worden ist, ferner der große Einfluß der römischen Kirche und andere bestimmende Gewalten im Mittelalter zur Folge gehabt, daß auch die Volkssprache nicht von äußeren Einwirkungen verschont geblieben ist. Aber hier tritt sofort die gesunde Kraft des Volkstums in dem Bestreben zu Tage, alles Ungleichartige den Gesetzen der heimischen Rede anzupassen. Jakob Grimm sagt im Vorwort zu seinem deutschen Wörterbuche S. XXVI: „Alle Sprachen, so lange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindringen erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farben annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht." Wenn man im Wortschatz der deutschen Sprache alle mit dem Buchstaben k beginnenden Wörter durchmustert und die von vornherein ausscheidet, die an Endung und Betonung sofort als ausländische Ware erkennbar sind (Katarrh, Katalog, Kastell, Kastanie u. a.) oder sich als junge, lautnachahmende Bildungen erweisen (knarren, knirschen, knattern u. a.), so bleiben 250 alte Stämme übrig, die zwar sämtlich echt deutsches Gepräge haben, von denen aber nur 139 unzweifelhaft deutschen Ursprungs sind, während bei 93 die

1) The Old and Middle English. London 1878, S. 588. Damit vergleiche man den Ausspruch Bosworths in der Vorrede zu seinem angelsächsisch-englischen Wörterbuche London 1876 S. IV: „Jeder Redner und Schriftsteller, der nicht nur den Verstand überzeugen, sondern auch das Herz ergreifen will, muß romanische Ausdrücke vermeiden und angelsächsische verwenden, die zu Herzen gehn." Auch bei Chaucer und in Shakespeares Lustspielen beträgt der romanische Bestandteil des Wortschatzes nur 16 vom Hundert, steigt dagegen im Schrifttum der Geschichtsschreiber Macaulay und Gibbon auf 25 und 44 vom Hundert.

Entlehnung sicher, bei 18 sehr wahrscheinlich ist. Aber die 111 letztgenannten haben das fremde Wesen derart abgestreift, daß sie von dem Uneingeweihten nicht mehr von heimischen Wörtern unterschieden werden können: Katze, Kirsche, Kalk, Kelch, Kreuz, Kork, Kette, Keller u. a. Ferner hat die Wissenschaft ermittelt, daß viele deutsche Wörter auf -el lateinischer Abkunft sind; aber wer sieht dies den Ausdrücken Tafel, Dattel, Bibel, Stiefel, Flegel, Pinsel, Esel, Fabel, Fibel, Titel, Fackel u. s. w. noch an? Haben sie nicht im Laufe der Jahrhunderte das fremde Kleid vollständig abgelegt?[1])

Man vergleiche außerdem Teppich und Tapete, Meister und Magister, Münzen und Moneten, Spittel und Hospital (Spital), Brief und Breve, Trumpf und Triumph, Kerker und Karzer, Dorsch und Thyrsus, Silbe und syllabisch[2]) oder die Ortsnamen Kassel und Kappel mit Kastell und Kapelle, und man wird erkennen, in wie verschiedener Weise das Volk und die höheren Stände bei der Übernahme eines und desselben Fremdworts verfahren sind. Das Volk bleibt in sprachlichen Dingen immer kindlich, es steht den Fremdwörtern heutiges Tags noch genau so harmlos gegenüber wie vor tausend Jahren: Es giebt ihnen deutschen Ton[3]), deutsche Endung, deutsche Laute; die Gelehrten dagegen erhalten möglichst das fremde Aussehen, „außer dem Fleische des genossenen Apfels lassen sie sich auch den Griebs dazu wohl schmecken" (Grimm). Volkstümlich gebildet ist Franze, Franzmann, Franzbranntwein, Franzbrödchen, nicht Franzose = Français, bei dem die Endung -ais mit übernommen ist, volkstümlich ferner prüfen, ordnen, dichten, nicht probieren, ordinieren, diktieren, die wir gelehrter Ent-

1) Um noch ein paar durch die Studenten ganz volkstümlich gewordene Wörter zu nennen, so verweise ich auf Jux und Sums. Wer sieht es ihnen an, daß sie lateinischen Ursprungs sind = jocus und sumptus?

2) Vgl. auch Orgel und Organ, Muschel und Muskel, Pacht und Pakt.

3) Vgl. cellárium = Kéller, cumínum = Kümmel, flagéllum = Flégel, consólida = Günsel und W. Neumann, Über die Betonung der Fremdwörter im Deutschen. Programm von Großstrehlitz 1881.

lehnung verdanken. Ist dort die fremde Endung (lat. -are, -ere, -ire, franz. -er, -oir, -ir) durch die deutsche -en ersetzt worden, so haben die höheren Stände die ausländische Form mit Haut und Haar verschlungen. Bis zur Mitte des 12. Jahrh. sind in der deutschen Sprache nur wenige Zeitwörter auf -ieren vorhanden, im 18. Jahrh. aber ist ihre Zahl bereits außerordentlich groß. Verzeichnet doch Dunger in seinem Wörterbuche von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter deren nahe an 800, und wie viele andere sind noch unter den mindestens 70000 ausländischen Gebilden enthalten, die das Heysesche Fremdwörterbuch bietet!

Aber das Volk geht noch weiter. Es hält die Laute und 142
Silben nicht für unantastbares Gut, sondern modelt sie nach seinem Munde, bis sie ihm bequem liegen, ja es sucht ihnen sogar oft durch Umdeutung (Volksetymologie)[1]) einen gewissen Sinn abzugewinnen: Aus Tuch von Cambrai macht es Kammertuch, aus Stoff von Arras Rasch, aus valise Felleisen, aus planchette Blankscheit, aus agrimonia Ackermennig oder Ackermännchen, aus abrotonum Eberraute, aus foenum Graecum Feingretchen; Liebstöckel hieß ursprünglich levisticum, Abseite absis, Abzucht aquaeductus, und wenn das Volk noch jetzt renovieren, massakrieren, absolvieren, radikal, famos, Gouvernante, Rouleau, gastrisches Fieber in reine führen, mordsakrieren, achselführen, rattenkahl (ratzenkahl), vermoost, Jungfernante, Rollo, garstiges Fieber umgestaltet, so stellt es sich auf den entgegengesetzten Standpunkt wie die Gelehrten, die in übertriebener Peinlichkeit jedes Wort nach der Art des betreffenden Volks, von dem es stammt, aussprechen und behandeln zu müssen glauben.[2]) So zeigt also das Volk in

1) W. Wackernagel, Die Umdeutschung fremder Wörter. Leipzig 1861; G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie. 4. Aufl. Heilbronn 1883.

2) Durch den Einfluß der Fremdwörter ist wohl auch die undeutsche Betonungsweise von Hermelin (vgl. Turmalin, Anilin), Walküre (vgl. frz. -ure) u. a. zu erklären, während der vom sonstigen Brauche abweichende Accent in lebendig, allmächtig, leibhaftig, Forelle,

seiner Sprache weniger weltbürgerliche Neigungen, aber mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit, größeres Streben nach Wahrheit und größere Rücksicht auf den Nächsten als die Stände, denen ihre tiefere Geistesbildung auch hierin höhere Einsicht verleihen sollte.

Holunder u. a. anders zu deuten ist. Vgl. Hoffmann-Krayer in Lyons Zeitschrift VIII, 762.

Multa renascentur, quae iam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.
Horat. A. P. 70 ff.

Heimische Wörter.[1])

Der Wortschatz einer Sprache hält nach Umfang und Inhalt 143
mit der Bildung des betreffenden Volks gleichen Schritt. Je mehr sich dessen Gesichtskreis erweitert und je mehr es sich geistig vervollkommnet, um so reichhaltiger und bedeutungsvoller wird auch der Vorrat an Bezeichnungen, mit dem es die Summe seiner Begriffe und Vorstellungen zum Ausdruck bringt. Der Wortbestand, über den die alten Indogermanen verfügten, war gegenüber dem des Mittelalters oder gar der Neuzeit nicht sehr groß. Und wie spärlich war dabei das geistige Gebiet vertreten! Wohl vermochten die Menschen für die hauptsächlichsten Gefühle, die ihr Herz bewegten, für Zorn und Neid,

1) Vgl. O. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. 2. Aufl. Halle 1882; Müller-Zarncke, mhd. Wörterbuch. Leipzig 1854—66; Grimm, Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1854 ff.; Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. Straßburg 1894; G. Pritzel und C. Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Hannover 1882; Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Leipzig 1884; Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch. 4. Aufl. Gießen 1881—82; M. Heyne, Wörterbuch der deutschen Sprache. 1889 ff.; Gombert, Beiträge zur Altersbestimmung nhd. Wortformen, Programm von Großstrehlitz 1889 und 1893; Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren dentschen Volksnamen. 1889. 2. Aufl.; Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum IV, 515—625 (Wörterbuch der Gaunersprache); K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1875—81; J. Andr. Schmeller, Bairisches Wörterbuch. 2. Ausg. München 1872—77; Staub und Tobler, Schweizerisches Idiotikon. Frauenfeld 1881 ff.

Furcht und Mut, Liebe und Haß, Namen zu finden; aber wie gering ist doch die Zahl der abgezogenen Begriffe und vollends der Gattungsbezeichnungen! Die Malaien haben Ausdrücke für alle ihnen bekannten Tiere, aber zu einem Worte für den zusammenfassenden Begriff Tier haben sie es überhaupt nicht gebracht, und im Griechischen ist ζῷον, das wie animal alle lebenden Wesen bezeichnet, erst in nachhomerischer Zeit gebildet worden. Aber für die mangelhafte Ausbildung höherer, geistiger Begriffe entschädigt die Urzeit durch reiche Mannigfaltigkeit auf dem beschränkten Raume ihrer Vorstellungswelt. Denn die alten Indogermanen hatten, wie noch gegenwärtig die Sprachen unentwickelter Volksstämme, eine Masse verschiedener Ausdrücke für die gewöhnlichen Verrichtungen des täglichen Lebens, um die mannigfachen Arten zu bezeichnen, auf die sie vorgenommen wurden. So besaßen sie mehrere Hundert Ausdrücke für „gehen", so auch eine große Zahl verschiedener Wörter in der Bedeutung schlagen, je nachdem der Schlag mit der flachen Hand oder mit dem Stocke, derb oder schwach, von vorn oder hinten versetzt wurde, Unterschiede, die eine vorgeschrittenere Zeit als für sie unwesentlich und wertlos fallen ließ.[1]) Ebenso schuf man für Gegenstände, mit denen man sich häufig oder gern beschäftigte, immer neue Namen, weil man ihnen bei oftmaliger Betrachtung immer neue Seiten abzugewinnen wußte. Humboldt hebt in seinen Ansichten der Natur hervor, daß die Araber über 20 Bezeichnungen für die Steppe und Wüste hatten und daß in der altkastilianischen Sprache viele Ausdrücke für die Gestalt der Gebirgsmassen vorhanden waren; Wedewer[2]) betont, daß die Araber 200 Wörter besitzen, um die Schlange,

1) „Dieser in freier Luft lebenden Hirten Auge sieht weiter, ihr Ohr hört schärfer, wie sollte nicht auch ihre Rede sinnliche Anschauung und Fülle gewonnen haben?" M. Müller nach Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I, 20.

2) In seiner Schrift „Zur Sprachwissenschaft" S. 28. Im Lappischen soll es 30 Wörter für Renntier geben (vgl. P. Fischer, Jahresbericht der Friedrich-Wilhelmsschule in Stettin 1893 S. 10) und nach B. Männel, Über Abstraktion, Jenaer Dissert. 1890, S. 42 haben die Madagassen 20 Bezeichnungen für das Wachsen von Ochsenhörnern.

500, um den Löwen, 1000, um das Schwert zu bezeichnen. Und ist nicht die Thatsache, daß im mhd. über 60 Ausdrücke für das Roß vorhanden sind[1]), ein Beweis für die besondere Vorliebe, die man in der Zeit der ritterlichen Übungen diesem edelsten aller Tiere entgegenbrachte? Oder spricht nicht der Umstand, daß Hermann Schrader 500 Redensarten und Bilder auf dem Gebiete des Trinkens in unserer Sprache hat sammeln können, zur Genüge aus, wie sehr unserem Volke diese Neigung in Fleisch und Blut übergegangen ist?

Handelte es sich bisher um Wörter, die ein größeres Ver- 144
breitungsgebiet hatten, so giebt es auch solche, die nur in engeren Kreisen verwendet werden. Dabei ist es von großer Wichtigkeit, ob der in den Gesichtskreis des Menschen tretende Gegenstand besonders hervorstechende Eigenschaften hat, ob er von selbst in die Augen fällt oder nicht. Je schneller und bestimmter er sich dem unbefangenen Naturbeobachter aufdrängt, je stärker gewisse Merkmale ins Bewußtsein treten, um so mehr ist die Möglichkeit gegeben, daß er in größeren Gebieten nach denselben Gesichtspunkten benannt wird und daß sich sein Name auch längere Zeit behauptet, ohne von anderen etwa neu geschaffenen verdrängt zu werden. Daher haben sich die Bezeichnungen für Sonne und Mond, Himmel und Erde, Blitz und Donner, Feuer und Wasser, für die Haustiere und die großen Bewohner des germanischen Urwalds wie Wolf und Bär, für die hauptsächlichsten Bäume unseres Vaterlands und die ältesten Getreidearten meist von grauer Vorzeit bis zur Gegenwart erhalten und sind fast überall im deutschen Lande durchgedrungen[2]); dagegen haben andere, weniger stark

1) Genaueres bei M. Jähns, Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glaube und Geschichte der Deutschen. Kulturhistorische Monographie. 2 Bde. Leipzig 1872.

2) Kluge, Wissensch. Beiheft VI S. 6 sagt: „Fest und sicher lebten im Deutschen von jeher Worte wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Auge und Ohr oder Stoffworte wie Hut und Schuh, Fisch und Fleisch, Silber und Gold, Milch und Ei, Essig und Salz." Auch was aus der Fremde eingeführt ist, geht, weil es durch den Handelsverkehr getragen wird, meist mit einem und

hervortretende Erscheinungen der Sinnenwelt in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes eine reiche Zahl der mannigfaltigsten Namen bekommen, weil die eine Landschaft diesen Zug für den bedeutsamsten hielt, die andere jenen. Für die bescheidenen Pflänzchen und Kräuter, für Blumen der Wiese und Sträucher des Waldes, für die kleinen Käfer und Würmer giebt es in den Mundarten eine Menge abweichender Benennungen, jeder Volksstamm hat hier seine Besonderheiten: Anemone und Ranunkel, Primel und Herbstzeitlose weisen über ein halbes Hundert verschiedener Namen auf; Schmetterling, Libelle, Maikäfer, Apfelgriebs, Schaukel mehrere Dutzend; die Wiese heißt auch Matte, Aue, Anger (Socin, Schriftspr. u. Dialekte S. 216), der Star Sprehe, der Sperling Lüning, die Motte Schabe u. s. f.[1]) Aber auch sonst fehlt es nicht an Abweichungen mancher Art. So legte man bei der Bezeichnung der Gewerbetreibenden hier das Hauptgewicht auf diesen Punkt, dort auf jenen. Dem Norddeutschen erschien der Tisch, dem Süddeutschen der Schrein wichtiger, als es galt, einen Ausdruck für den Mann zu finden, der das Hausgerät herstellt (Tischler, Schreiner).[2]) Daher haben wir neben einander den Töpfer und Hafner, den Glaser und Flaschner, Böttcher und Scheffler, Schlachter, Fleischer und Metzger, daher heißt der norddeutsche Klempner (von klamben, verklammen) in der Wetterau Blechner oder Blechschmied, in Schwaben Blechler, in der Schweiz Stürzner und in Bayern wie im Elsaß Spengler.

demselben fremden Namen durch ganz Deutschland: Wörter wie Esel, Maultier, Pfau, Rose haben in den deutschen Mundarten keine entsprechenden deutschen Bezeichnungen; nur wenige wie die Kartoffel machen eine Ausnahme. Kluge, ebenda S. 9. Dasselbe gilt von den Gattungsnamen (Gans, Ente, Taube), die im Gegensatz zu den Artenbezeichnungen meist nur einen Namen aufweisen.

1) Vgl. auch Heinzerling, Die Namen wirbelloser Tiere in der Siegerländer Mundart verglichen mit denen anderer deutscher Mundarten. Siegen 1879; J. und F. Kehrein, Wörterbuch der Weidmannssprache. Wiesbaden 1871.

2) O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Leipzig 1878. S. 366 ff. und A. Sachs, Die deutsche Heimat. Halle 1885. S. 575 ff.

Die größte Abweichung zeigt die Sprache bei den Ausdrücken im Bereich der Kinderjahre z. B. der Jugendspiele. Überhaupt kann man sagen: Je weiter ein Begriff den Großmächten des gesellschaftlichen Lebens, dem Handel und Verkehr, fern liegt, um so mehr wird er sinnverwandte Bezeichnungen in den einzelnen Landschaften aufweisen. Weil nun das deutsche Volk gleich dem griechischen besondere Neigung hat, landschaftliche Unterschiede auszuprägen, und die Stämme von jeher eifersüchtig über ihre Stammeseigentümlichkeiten gewacht haben, so ist gerade in unserem Lande die mundartliche Schöpfung außerordentlich ergiebig gewesen. Daraus erklärt sich auch nicht zum kleinsten Teil der gewaltige Umfang, den der Wortschatz unserer Sprache angenommen hat. Der Wortvorrat des Französischen beziffert sich nach der höchsten Schätzung auf 110000, der des Englischen nicht über 120000 Wörter, dagegen hat man ausgerechnet[1]), daß im Grimmschen Wörterbuche nach seiner Vollendung nicht weniger als eine halbe Million verschiedener Ausdrücke enthalten sein werden. Und dabei sind die Eigennamen noch gar nicht mitgerechnet.[2])

Diese Unmasse von Wörtern gehört selbstverständlich ihrer 145
Entstehung nach nicht einem Zeitabschnitte an; sie sind das Erzeugnis einer Reihe von Jahrhunderten deutscher Geistesarbeit und deutschen Lebens. Einen großen Teil von ihnen

1) Lucä, Preußische Jahrbücher XXXI, 523 ff. Lecoultre a. a. O. S. 23: „Si son (der französischen Sprache) vocabulaire est plus riche que celui des Romains pour exprimer les sentiments intimes de l'âme et les phénomènes de la nature, elle est à cet égard plus pauvre que d'autres langues modernes, l'allemande par exemple."

2) Was auch hierin unser Volk an schöpferischer Kraft geleistet hat, ist staunenerregend. Sagt doch ein Fachmann wie Prof. Fick in seinem Buche über die griechischen Personennamen: „Das germanische Namenssystem ist am mächtigsten entwickelt und mit der feinsten Systematik durchgeführt; man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namenbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der 50 Millionen Deutschen mit einem eignen Namen bekleidet werden könnte, wie denn die gesamte romanische Welt sich noch heute in die Fetzen des altgermanischen Namensprachtgewandes kleidet."

hat die Schriftsprache in sich aufgenommen, die meisten sind ausschließlich Eigentum der Mundarten. Aber zwischen diesen beiden Gebieten ist keine scharfe Grenze zu ziehen. Schriftsteller und Dichter geben durch die Macht ihrer Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen oft verachteten Wörtern der Heimat das Bürgerrecht in der vornehmen Schriftsprache. So haben Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe[1]), Uhland und andere Dichter reichlich aus dem frischen Quell der Volkssprache geschöpft, z. B. hat Uhland aus der schwäbischen Mundart bürsten = trinken und Qualm = Betäubung entlehnt und Kopisch das kölnische Wort Heinzelmännchen in der Schriftsprache eingebürgert. Anheimeln, anstellig, aufwiegeln, tagen und staunen stammen aus der Schweiz, Ländler ist aus dem „Landl" (Östreich ob der Enns) übernommen, Fex aus Tirol, blaß aus Ostpreußen; strafen, täuschen, Otter u. a. hat Luther aus dem Ostmitteldeutschen entliehen; abhold und abschätzig sind von Haus aus nur oberdeutsch, Lippe und feit niederdeutsch.

Umgekehrt schwinden auch aus der Schriftsprache wieder Bezeichnungen, die in dieser oder jener Mundart noch weiter leben. Selbst der kräftigste Baum stößt, wenn er neue Sprößlinge treibt, nach und nach die alten ab. Ein so gewaltiger Geist wie Shakespeare verfügt in seinen Werken über kaum 15000 Wörter, Milton nur über 8000, und die Verfasser des alten Testaments verwenden nicht ganz 7000; der Durchschnittsmensch kommt mit einer weit geringeren Zahl

1) Weinhold, Preußische Jahrbücher 1893 S. 405: „Von idiomatischen Elementen hat der kluge und feingebildete Wieland für seinen Wortschatz Gebrauch gemacht, dem er manches gut schwäbische Korn beimischte, das dann allgemein in Umlauf kam, durch Lessings klassisches Deutsch geht eine starke oberlausitzer Ader hindurch, Goethe hat den Frankfurter und Weimaraner, Schiller den Schwaben oft auf das Blatt sehen lassen, wenn sie schrieben. Das Volkstümliche ist überhaupt für uns Deutsche ein Jung- und Quickbrunnen. Das erkannten Hamann und Herder, das lernte Goethe von ihnen, das ist das Wahrste in den Lehren der Romantiker, und daraus gingen die Arbeiten der Gebrüder Grimm hervor."

aus. Die am häufigsten gebrauchten besitzen in der Regel die stärkste Lebensfähigkeit, die seltener vorkommenden wesentlich geringere. Wer sich einen Begriff davon machen will, welche Verluste der Wortschatz der nhd. Sprache in den letzten Jahrhunderten erlitten hat, braucht nur einmal Luthers Bibelübersetzung oder Jüttings Biblisches Wörterbuch daraufhin durchzublättern. Von den darin begegnenden sind unserer Schriftsprache jetzt Scheuel (etwas Unreines), Ströter = mhd. strutaere (Straßenräuber), Söcker (ein Siecher), Hümpler (Stümper), pfetzen (einritzen), verhäften (durch Wort und Handschlag verbindlich machen) u. a. gänzlich abhanden gekommen, andere bestehen nur noch in etwas veränderter Form weiter z. B. haderhaftig = hadersüchtig, kleinern = verkleinern, schuldigen = beschuldigen, zärteln = verzärteln, überjährt = verjährt, verstürzt = bestürzt. Beträgt doch auch im Englischen die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, die seit dem 1611 erschienenen Schrift- und Gebetbuchglossar Bookers veraltet oder ganz abgestorben sind, nach Max Müllers Angaben 388 (vgl. Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1863. S. 32)!

Die Gründe, warum ein Wort allmählich aus dem 146
Verkehr schwindet, sind oft schwer zu erkennen und anzugeben. Am einfachsten liegen die Verhältnisse, wenn die damit bezeichneten Gegenstände, Sitten u. s. f. nicht mehr bestehen: ihr Untergang zog den Verlust der Wörter nach sich. Sonst scheint bisweilen der lautliche Zusammenfall mit andern Ausdrücken und die dadurch gegebene Möglichkeit der Verwechselung den Untergang des einen gefördert zu haben. Durstig = kühn von mhd. turren, wagen ist vielleicht dem gleichklingenden von Durst abgeleiteten Worte gewichen; in diesem Falle hätte also deutsche Kühnheit dem deutschen Durste das Feld geräumt; Brunst (von brennen) hat Brunst (von brummen) verdrängt und seine Bedeutung mit übernommen. So ist auch möglicherweise Klinge, Bach (z. B. in Klingenthal) vor der Messerklinge und Schnur (nurus) vor Schnur (linea) aus dem Schriftgebrauche geschwunden. Möglicherweise! Denn es kann nicht geleugnet werden, daß noch jetzt gar manche gleichklingende

Wörter verschiedener Abstammung und Bedeutung neben einander bestehen wie Lied und Lid, Seite und Saite u. s. w. Andere Ausdrücke wurden bei Seite geschoben, weil sie einer verfeinerten Zeit sittlich anstößig erschienen. Bei den meisten aber trägt sicherlich bloß der nach und nach entstandene Wortüberfluß die Schuld. Denn da die Sprache jeder Verschwendung abgeneigt ist, sucht sie allmählich sich alles Entbehrlichen zu entledigen und Ausdrücke gleicher Bedeutung auf das niedrigste Maß zu beschränken. Mit dem Aufkommen neuer schwinden alte aus dem Gebrauche.[1]) So sind michel (Michelnburg: Mecklenburg) und lützel (Lützelburg: Luxemburg) zu Gunsten von groß und klein, quirn (in Kirnbach) und gouch zu Gunsten von Mühle und Kuckuck vom Schauplatz abgetreten. Nur in erstarrter Form fristen sie oft noch ein Scheindasein. Gleichwie der Schnee, wenn er fest zusammengedrückt oder durch eine schützende Wand dem unmittelbaren Einflusse der Sonne entzogen wird, sich viel länger erhält, als wenn er frei daliegt und ihren heißen Strahlen ausgesetzt ist, so sind auch durch besonders glückliche Umstände manche Wörter der völligen Vernichtung entgangen: So haben sich in Ableitungen erhalten ahd. widamo, Mitgift, mhd. widem, Leibgedinge in dem Zeitwort widmen, ahd. weigar, tollkühn (eigentlich wohl halsstarrig) in weigern (ahd. weigarôn), älter nhd. Brame, Rand, Waldrand in verbrämen, mhd. hurt, Anprall, Stoß in hurtig, bendec, festgebunden in bändigen und unbändig, lûtbaere, lautbar in verlautbaren, boln, werfen in Böller, ahd. spar in sparsam und spärlich, älter nhd. rechtfertig in rechtfertigen, fahen in fähig u. a.; ferner in stehenden, fest zusammengewachsenen Redensarten mhd. mâge, Verwandter in Mann und Mage, kegel, uneheliches Kind in Kind und Kegel, mhd. iht, etwas in „Icht(s)

1) Lehrreich sind die Erörterungen K. Burdachs über das Schicksal der Studentenausdrücke, die nach Ausweis der Wörterbücher vor 100 Jahren in Halle üblich gewesen sind. Vgl. die Schrift Studentensprache und Studentenlieder in Halle vor 100 Jahren. Halle 1894. S. XII.

ist besser als Nicht(s)", leiben in „wie er leibt und lebt"; sodann in den zu Eigenschaftswörtern gewordenen **Mittelwörtern** wie abgefeimt (von abfeimen = abschäumen) und aufgedunsen (von aufdinsen); hauptsächlich aber in **Zusammensetzungen**: Wer sagt noch wie Luther „das Gewissen beißt mich" (Hiob 27, 6) und „ich büße die Lücken" (Neh. 4, 7), oder wer redet noch vom Atemziehen? Aber die Hauptwörter Gewissensbisse, Lückenbüßer, Atemzug lassen erkennen, daß dies früher schriftsprachliche Wendungen waren. In Unflat steckt ein altes *flât, Schönheit, in Mahlstatt mahal, Gericht, in zermalmen malm, Sand (vgl. Nordermalm und Södermalm in Stockholm), in Honigseim mhd. seim. Karfreitag enthält ahd. kara, Klage, Schmerz, fünfzig im 2. Teile das got. Hauptwort tigus, Zehnzahl. In Weihnachten (mhd. ze wîhen nahten) und Weihrauch (mhd. wîchrouch) findet sich das Eigenschaftswort weih, heilig, in blutrünstig mhd. runsec von runs, Wasserlauf, in Meineid mein, falsch, in Wahnwitz und Wahnsinn ahd. wana, leer, fehlend, mangelhaft = got. wans. Firnewein ist vorjähriger Wein, Bräutigam der Mann (gam = got. gumo = lat. homo) der Braut, Fronleichnamsfest das Fest des Leichnams des Herrn (frô), gleichsam ist soviel als gleichwie (sam, wie = engl. same, derselbe). In volkstümlicher Umgestaltung leben fort molt, Staub, Erde in Maulwurf = Moltwurf, diech, Oberschenkel in Dickbein, kar, Topf = got. kas in Bienenkorb (mhd. binenkar), râm, Ziel, Streben in anberaumen, spilden, verschwenden und spildec, verschwenderisch in kostspielig für kostspildig u. a.

Am lehrreichsten sind die **Eigennamen**; sie bilden für 147
den in die Geheimnisse der Sprache Eingeweihten eine wahre Fundgrube. Was die bergende Hülle der Erde für den Altertumsforscher, das sind die Orts- und Personennamen für den Sprachforscher. Der im Siebengebirge gelegene Ort Heisterbach hat uns ein Wort erhalten, das wohl noch in den romanischen Sprachen als deutsches Lehngut fortlebt (frz. le hêtre), aber im Deutschen aus der Schriftsprache geschwunden ist (Heister, Buche), in Donnershaugk und Arnshaugk gewahren wir das

mit Hügel im Ablautsverhältnis stehende mhd. houc, -ges Hügel, im zweiten Teile von Berchtesgaden den alten Ausdruck für das Gemach, in Spessart = Spechtshart die Bezeichnung für Wald (hart). Der Vorname Reinhard = der im Rate Starke birgt den Stamm ragin, Rat, Hubert, der Geistesglänzende, die Stämme hugu, Geist und berht, glänzend, Oswin ans, Gott und wine, Freund, Othmar und Ottomar ôd, Besitztum und mar, berühmt. Auch die jetzigen Familiennamen bergen manch kostbaren Stein aus der Krone der alten deutschen Sprache z. B. Wedekind und Wittekind widu, Holz (vgl. Wiedehopf, Holzhüpfer); Leidecker (= Schieferdecker) lei, Stein, Schiefer; Lämmerzahl zagel, Schwanz; Leuchsenring liuhse, Wagenleiste.

148 Andere gute deutsche Wörter leben nur noch in den romanischen Sprachen fort, in die sie während oder nach der Völkerwanderung unter dem Hochdruck germanischen Einflusses eingedrungen sind. Besonders gilt dies von den Bezeichnungen des Staatslebens und Waffenhandwerks, des Handels und Verkehrs, See- und Münzwesens, auch von den Erzeugnissen und Gewächsen des Nordens. Französisch guerre ist aus ahd. werra, Streit = engl. war entlehnt worden (vgl. unser Wirren), brèche geht zurück auf ahd. brehha und ist erst in nhd. Zeit wieder in der Form Bresche zu uns zurückgekommen; it. mondualdo führt auf ein deutsches Mundwalt u. a.; manche Wörter haben im Auslande wenigstens noch die ältere Bedeutung gewahrt, so das aus geil entlehnte und mit frz. Endung weiter gebildete gaillard, fröhlich (vgl. ahd. mhd. geil, lustig, fröhlich) und frz. fanon, Handtuch, Stück Tuch, das auf den Stamm des Wortes Fahne zurückgeht.

Sind diese Wörter durch Angleichung an das fremde Sprachgut ihres deutschen Gepräges verlustig gegangen, so sind andere deutsch gebliebene, die bereits aus dem Gebrauche geschwunden waren, wieder hervorgeholt und dem Verkehr übergeben worden. „Wir freuen uns eines verschollenen, ausgegrabenen deutschen Wortes mehr als des fremden, weil wir es unserem Lande wieder aneignen können", sagt Jakob

Grimm[1]), und in diesem Sinne haben schon vor ihm Freunde des Deutschtums gehandelt. Lessing gab uns den „Degen" des Nibelungenliedes zurück, Wieland den Recken, Klopstock Hain, Goethe Glast = Glanz, Rückert Sehr = Schmerz, Voß hasten, andere Hüne, Aar, Ahne, Mark (Grenze), Sucht, Eiland, Märe, Fehde, Blachfeld, behagen, anheben, frommen u. s. f.[2]) Neben diesen vorwiegend zu dichterischem Gebrauche von Dichtern übernommenen Ausdrücken giebt es eine große Zahl volkstümlich gewordener, die aus Luthers Bibel stammen und durch vielfache Beschäftigung mit dieser von jung und alt zu neuem Leben erweckt worden sind. Mehr durch die Schule, als durch das Leben lernt das Kind die Ausdrücke Schalksknecht, Scherflein, Silberling, Zöllner und Wendungen wie bitterlich weinen oder mit fremdem Kalbe pflügen. Durch Bibellesen und Bibelauslegung sind auch Jammerthal, Mördergrube, Sündenbock, Zähneklappern, himmelschreiend, wunderlicher Heiliger, seine Hände in Unschuld waschen, in Sack und Asche trauern, sein Herz ausschütten, auf keinen grünen Zweig kommen, mit seinem Pfunde wuchern, den Staub von den Füßen schütteln u. a. wieder in Umlauf gesetzt worden.[3]) Und wie diese, so giebt es noch eine große Zahl anderer Wörter, die im Schoße des Schrifttums ruhen und des Meisters harren, der sie vom Staube der Jahrhunderte gesäubert zu neuem Gebrauche heranzieht.

1) Kleine Schriften 7, 565. Vgl. auch J. Paul, Fragment über die deutsche Sprache § 83 der Vorschule: „Wollte man die bedeckten Goldschächte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein ganzes Wörterbuch ausheben. Ein frommer Wunsch wäre es ... ein bloßes Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergrauten Wörter zu bekommen, von welchen wir keine Enkel haben. .. Können wir Deutsche uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen!"

2) Weiteres siehe bei Karl Müller, Die Wiederbelebung alter Wörter, Wissenschaftl. Beiheft des allgem. deutschen Sprachver. II, 57—71; Schulze, mhd. Anklänge in Uhlands Gedichten, Progr. von Thann 1879.

3) Vgl. F. Söhns, Die Bibel und das Volk, Lyons Zeitschrift IV, S. 9—29. Über die Sprache der Bibel in Schillers Räubern schrieb Vorberger ein Programm 1867; über biblische Anklänge bei Schiller vgl. auch Fr. Schnedermann, Festschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands.

Den Wörtern ist das Geschlecht zur ordnenden
und verschönernden Regel geworden.
J. Grimm.

Geschlecht.[1])

149 „Der Mensch ist das Maß aller Dinge", sagt Protagoras. Wie die Längenverhältnisse nach den Körpergliedern[2]) bestimmt und die Finger und Zehen zur Grundlage der Zehnzahlrechnung gemacht worden sind, so ist auch das menschliche Geschlecht auf die Gegenstände der uns umgebenden Natur übertragen worden; es geschah dies nicht erst im Sonderleben der germanischen Sprachen, sondern bereits in indogermanischer Zeit. In der Jugend der Völker ist ihre Einbildungskraft am stärksten. Wenn der Knabe jeden Stab zum Reitpferd zu stempeln ver-

1) Vgl. Grimm, Grammatik III, 311—563; Pott, Das grammatische Geschlecht in Ersch und Grubers Encyklopädie; Oswald, Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung. Paderborn 1866; Th. Imme, Andeutungen über das Wesen der Sprache auf Grund der neueren Psychologie, Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins II, 72 ff.; V. Michels, Zum Wechsel des Nominalgeschlechts im Deutschen. Straßburg 1889; J. Blumer, Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen. 1890; J. Timmel, Zum Genus der Substantiva im Neuhochdeutschen. 1880; W. Meyer, Das Schicksal des lateinischen Neutrums im Romanischen. Halle 1883; E. Appel, De genere neutro intereunte in lingua latina, Münchner Dissert., Erlangen 1883; H. Suchier, Der Untergang der geschlechtlichen Substantivform, Archiv für Philol. III, 161 ff; Brugmann, Das grammatische Geschlecht in den indogerman. Sprachen, Techmers Zeitschrift IV, 100 ff.; Curtius, Ausgewählte Reden und Vorträge. Leipzig 1886. S. 43 f.

2) Vgl. Fuß, Elle, dessen Grundbedeutung noch aus Ellbogen erkennbar ist u. a., sowie den Gattungsbegriff „Gliedmaßen" = Gliedermaß.

mag und dadurch sinnlich belebt, wenn das Mädchen die Puppe, die es in den Armen hält, zur Gespielin macht und mit ihr spricht und scherzt, warum sollten nicht auch jugendfrische Völker den Gegenständen der Sinnenwelt, sobald sie irgend welche Lebenskraft bethätigten, beseelenden Odem einhauchen können? Und in der That dachten sie sich in der Unbefangenheit kindlicher Anschauung die unter Blitz und Donner dahinfahrende Wolke, die auf- und untergehenden Gestirne Sonne und Mond und die fruchtspendende, sich in jedem Frühjahr neu belebende Erde als männliche oder weibliche Gestalten; ebenso sahen sie auch in dem rastlos wogenden Meere, in den munter dahineilenden Bächen und Flüssen, den geheimnisvoll rauschenden, triebkräftigen Bäumen meist lebensvolle Wesen. So lange die Völker noch in gemeinschaftlichen Wohnsitzen beisammen waren, hatten sie von den einzelnen Naturerscheinungen ziemlich gleiche Vorstellung, und darum verliehen sie ihnen auch in der Regel nach gleichen Grundsätzen ihr Geschlecht. Ja diese Auffassung blieb oft auch über die Zeit der Völkertrennung hinaus im Leben der einzelnen Sprachen bestehen, besonders wenn die in Frage kommenden Dinge eine stark ausgeprägte Eigenart besaßen. Wie der regenspendende und erdbefruchtende Himmel in den meisten Sprachen männlich ist, so galt von jeher die befruchtete Erde als die große Nährmutter aller Geschöpfe. Die tobenden Winde haben bei ihrer gewaltigen Machtentfaltung ein so ausgesprochen männliches Auftreten, daß ihnen die Einzelvölker in ziemlich übereinstimmender Weise dieses Geschlecht verliehen oder, genauer gesagt, gelassen haben. Man dachte sie sich als Riesen, die gleich den gewöhnlichen Menschen „sich erheben", „gehen" und „sich" wieder „legen", ja die sogar heiraten. Denn wie nach altgriechischer Anschauung dem Äolus Frau und Kinder zur Seite stehen, so verleiht die Einbildungskraft unserer Altvordern auch dem Winde eine junge Frau, die „Windsbraut" (Braut = junge Frau; vgl. oberpfälz. „die Windin").

Im übrigen finden wir vielfach S c h w a n k e n in der Ge- 150
s c h l e c h t s b e s t i m m u n g. Die Verschiedenheit der Luft, des Bodens und der Lebensweise führte zu Abweichungen in der Geistesart

der Völker und damit auch in der Auffassung des Geschlechts mancher Naturerscheinungen. So war den Griechen und Römern die Sonne (Helios, Sol) ein gar strenger Herrscher, der seine oft todbringenden Pfeile auf Menschen und Tiere sandte und die Kinder der Flur erlegte, der Mond dagegen erschien ihnen als sanfte Frau (Selene, Luna), die allen Menschen in Bedrängnis und Not beistand. Und wenn wir die Glut, die das strahlende Tagesgestirn in jenen Gegenden entfaltet, mit den milden, hellen Mondnächten des Südens vergleichen, so finden wir leicht den Schlüssel zur richtigen Auffassung dieses sprachlichen Vorgangs. Den alten Germanen war umgekehrt die Sonne eine gütige Göttin, da sie die Blumen aus ihrem Winterschlafe erweckte und mit ihren freundlichen Strahlen die kalte Luft des Nordens erwärmte, der Mond dagegen erinnerte sie an die eisige Kälte unbewölkter Winternächte[1]); daher hier das entgegengesetzte Geschlecht. Auch bei den Gewässern treten große Unterschiede zwischen den Völkern hervor. Den Griechen und Römern erschienen die reißenden Gebirgsbäche mit ihrer verheerenden Kraft in männlicher Stärke; man belebte sie daher mit männlichen Gottheiten, die man oft durch das Sinnbild wilder Stiere in der Kunst darstellte. Den Germanen war der ruhigere Lauf ihrer Flüsse Anlaß, sie vorzugsweise weiblich zu benennen: die Weser, Elbe, Oder, Weichsel, Saale u. a., nur die von Haus aus keltischen oder slavischen zeigen nicht selten abweichendes Geschlecht (der Rhein, Main, Riemen, Bober). Im Gegensatz zu ihrer Auffassung von den Flüssen gewannen die Griechen vom Meere meist den Eindruck eines sanften weiblichen Wesens (*θάλασσα*, *ἅλς*)[2]), für die Römer aber war es geschlechtlos (mare, aequor, salum, altum): den beweglichen, seefahrtliebenden Hellenen, die mit ihren Schiffen das Meer

1) Auch die Angelsachsen teilten bei den Namen dieser beiden Gestirne einst die allgemein deutsche Auffassung, haben aber auf englischem Boden unter normannisch-französischem Einflusse das romanisch-römische Geschlecht angenommen. Noch im Mittelenglischen ist Mond männlich und Sonne weiblich.

2) Seltener war es männlich (*πόντος*) oder sächlich (*πέλαγος*).

nach allen Richtungen durchfurchten, war es ein freundliches, gnädiges Weib, den Söhnen Latiums aber, die nie darauf heimisch geworden sind, weil sie es als furchtbar und stürmisch fürchteten, war es ein wenig betretenes, oft unnahbares Gebiet. Rechnete doch Cato, das Muster eines Römers von echtem Schrot und Korn, unter die drei Dinge, die er in seinem Leben bereute, daß er einmal eine Strecke zu Schiff zurückgelegt habe, wo er hätte zu Fuße gehen können! Ähnlich erging es unsern Altvordern, ehe sie auf dem Meere heimisch wurden. Denn es gehörte allerdings ein kühner Mut zu dem Wagnisse, zuerst den Einbaum oder die Barke durch sturmgepeitschte Fluten zu rudern. Als aber die am Gestade der Nord- und Ostsee wohnenden Stämme mit den Fortschritten im Schiffbau in freundschaftlichere Beziehungen zum Meere traten, änderte sich auch ihre Ansicht von dessen Geschlechte: Das Wort See ist im Gotischen, Althochdeutschen und Altsächsischen ausschließlich, im Mittelhochdeutschen überwiegend männlich, im Angelsächsischen kommen beide Geschlechter fast gleich häufig vor, während im Niederländischen und Neuhochdeutschen die dem Handel so förderliche See weiblich geworden ist.[1]) So ist also das grammatische, nach der gewöhnlichen Annahme von Haus aus bloß durch die Endung bestimmte Geschlecht bei diesen Wörtern eigentlich ein **natürliches**, auf persönlicher Auffassung der Gegenstände beruhendes. Denn die erwähnten Naturgewalten standen den Alten gleich Bildern einer zauberhaften Märchenwelt vor der Seele, voller Lebenskraft und so anschaulich, daß griechische Künstler sie in Marmor verkörpern konnten.

In ähnlicher Weise verfuhr man mit **Dingen von ge- 151
ringerer Lebensäußerung und Beweglichkeit** wie z. B. den Vertretern der Pflanzenwelt. Die alten Griechen bevölkerten die Bäume mit lieblichen Nymphen, und auch in den Augen der Deutschen trugen diese ein entschieden weibliches Gepräge, wofür wohl das Gefühl mit ausschlaggebend war, daß sie sich

1) Nur im Sinne eines Binnengewässers weist das Wort im nhd. männliches Geschlecht (der See) auf.

nicht vom Platze bewegen können; daher die Eiche, Linde, Buche, Erle, Birke, Tanne u. s. f., und wenn die Blumen gleichfalls meist weiblich gedacht und benannt sind, so verdanken sie das vielleicht der anmutigen Gestalt, der zarten Blüte und dem süßen Duft, womit sie die Menschen erfreuen; die weibliche Art kommt durch das entsprechende Geschlecht zum Ausdruck. Selbst abgezogene Begriffe, die sich der Mensch durch nüchterne Erwägung geschaffen hat, konnten durch die Einbildungskraft einer kindlich unbefangenen Zeit in lebensvoller Gestalt geschaut werden, und die Dichter des Mittelalters behandelten sie in gleicher Weise, wenn sie von einer Frau aventiure, Frau kiusche, Frau zuht, Frau minne u. s. w. redeten oder diese handelnd einführten. Mit außerordentlicher Feinheit und Zartheit der Empfindung verliehen unsere Väter den starken Trieben und Leidenschaften, die des Menschen Brust durchwogen, wie Zorn, Haß, Trotz, Neid, männliche Eigenschaft[1]), den lieblicheren und sanfteren Regungen des Herzens aber wie Freude, Liebe, Treue, Wonne, Freundschaft weibliche. Das Wort Mut ist männlich, die Zusammensetzungen werden verschieden behandelt: Hochmut, Übermut, Freimut, Unmut, Frevelmut, Löwenmut, Wankelmut, Edelmut[2]) und andere von stärkerer Natur und Kraftäußerung haben das Geschlecht des Stammwortes bewahrt, Anmut, Sanftmut, Demut, Wehmut, Schwermut, Langmut, Großmut und andere von zarterer Beschaffenheit haben weibliche Geltung erhalten.

Wenn ferner Walther von der Vogelweide einen Herrn

1) Schon im Altertum war das Sprachgefühl für diese Geschlechtsunterschiede geschärft; so tadelte der Sophist Protagoras den Anfang der Ilias, weil dort μῆνις, der Grimm, weiblich gebraucht wird, was der Bedeutung zu widersprechen scheint. Dafür wurde er freilich von Aristophanes in den Wolken verspottet.

2) „Es hebt, wie sich gebührt, mit einem Mann das Mutgeschlecht als seinem Adam an: doch wie sich auch gebührt, die nächste Sippe zwei Weiber sind es aus des Mutes Rippe: die Großmut hoch und milde doch das Haupt, die Demut, die's mit Veilchen still umlaubt, und wie der Mut in Liebe sich gebeugt, hat Kinder er mit jeder sechs gezeugt" u. s. w. (W. Wackernagel in dem Gedicht „Die Familie Mut".)

Stock und eine Frau Bohne und seine Zeitgenossen einen Herrn Tag und Herrn Bart vorführen, so läßt es sich ein jugendliches, geistig frisches Volk wie die alten Germanen erst recht nicht nehmen, die Gegenstände der Sinnenwelt je nach ihrem Wesen einem bestimmten Geschlechte zuzuweisen; und diese Gemütsrichtung ist unserem Volke bis auf den heutigen Tag geblieben. Das nüchterne Handelsvolk Großbritanniens hat schon im 13. Jahrh. auf fast jede Geschlechtsunterscheidung verzichtet[1]), als ihm die Neigung verloren gegangen war, den entzückenden Gedanken einer kindlichen Urzeit festzuhalten; die Deutschen dagegen haben sich die lebhafte Empfindung dafür bewahrt.

Doch keine Sprache thut dies bei allen Wörtern.[2]) Es 152 giebt gar manche Gegenstände, die alles Lebens bar sind und als vollständig tote Masse erscheinen, wie die Metalle (Gold, Silber, Blei); ebenso andere, bei denen weniger die eigne Lebenskraft hervortritt als die Thatsache, daß sie Erzeugnisse sind, etwas Geschaffenes, Gemachtes darstellen: so das Ei, das Junge. Verwandter Art sind Ausdrücke, die durch die Ableitungssilben -lein und -chen als schwächer (aber meist lieblicher) hingestellt werden sollen als die Stammwörter (die Blume: das Blümlein, Blümchen); endlich auch die Bezeichnungen für Sammelbegriffe, die eine größere Zahl gleich gearteter Dinge zusammenfassen (das Moos, Korn, Gras, Heu, Holz). Alle diese Wörter hielten unsere Vorfahren für so wenig selbständig und lebensvoll, daß sie es vorzogen, ihnen „keines der beiden" (neutrum) natürlichen Geschlechter zu geben, sondern sie geschlechtlos zu lassen und durch eine besondere Endung als Ausnahmen zu kennzeichnen.[3]) Natürlich fehlt es auch hier

1) Nur wenn der Engländer von seinen Schiffen spricht, wird er dichterisch gestimmt und bedient sich der Geschlechtsunterscheidung.

2) Selbst die französische, die diesem Ziele nahe kommt, hat beim Fürwort (tout, ce, que) ungeschlechtige Formen beibehalten.

3) Körperlich, d. h. in der Sprachform, nähert sich das sächliche Hauptwort dem männlichen (z. B. haben beide häufig dieselben Vokale im Stammauslaut: lat. us, um), seelisch d. h. in der Bedeutung dem weiblichen (beide bezeichnen mehr Gegenstände von geringerer

nicht an Abweichungen in den einzelnen Sprachen. Die Römer ließen den Verkleinerungswörtern das Geschlecht des Grundwortes, und so verfuhren auch die alten Germanen (vgl. der Hermelin mit î = nhd. ei, von ahd. harmo, m. und mhd. harme, m.; Säckel: Sack; Ärmel: Arm; Eichel: Eiche), die griechische und die spätere deutsche Sprache machte sie meist ungeschlechtig. Die Griechen und Römer bezeichneten die Gattungsbegriffe für Haustiere (Rind, Schaf, Kalb, Lamm, Huhn[1]) u. a.) mit geschlechtigen, die Deutschen mit ungeschlechtigen Ausdrücken.

153 Hatten wir es bisher durchweg mit Erscheinungen zu thun, bei denen die Erteilung des Geschlechts ein Ausfluß der Einbildungskraft, der vorstellenden und anschauenden Geistesthätigkeit des Menschen war, so gestaltet sich die Sache wesentlich einfacher bei den Artnamen der Tiere. Hier konnte das natürliche Geschlecht zu Grunde gelegt werden; und in der That ist das auch geschehen, soweit es sich äußerlich deutlich kennzeichnet, also namentlich bei den Haustieren und bei andern besonders hervorragenden Vertretern des Tierreichs: bei jenen sind in der Regel besondere Ausdrücke für beide Geschlechter vorhanden: Ochs und Kuh, Hengst und Stute, Bock und Ziege, Eber und Sau, bei diesen wird der Name des weiblichen Tieres meist durch eine Ableitungsendung (Wolf, Wölfin, Löwe, Löwin) oder durch Zusammensetzung (Hirsch, Hirschkuh) gebildet. Aber je schwieriger es war, an äußeren Merkmalen die Geschlechtsunterschiede wahrzunehmen, um so lieber begnügte man sich mit je einem Worte, dem man dann nur bei wissenschaftlichen Erörterungen noch die Bezeichnungen Männchen und Weibchen hinzufügte. Größere und stärkere Tiere pflegt man männlich, kleinere und zartere weiblich zu benennen: Bär, Fuchs, Dachs, Adler, Falke, Storch, Wal, Hai, Lachs sind männlich, aber die niedliche Maus, die lieblichen Sänger Nachtigall, Amsel, Drossel, Lerche, die schlanke Forelle und die zarte Grundel sowie fast

Leistungsfähigkeit und Wirkungskraft. Vgl. auch Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht. 3. Aufl. S. 21—29 über das Wesen des Neutrums.

1) Vgl. Otfried: ër thaz huan (Huhn) singe, ehe der Hahn kräht.

sämtliche Kerbtiere sind weiblich. Selten macht man die Tiere ungeschlechtig: es geschieht dies z. B. bei dem wunderbar gestalteten Kamel[1]), Dromedar, Krokodil (früher männlich) und Känguruh und bei der unheimlichen und zugleich furchtbaren Naturgewalt des als wildes Tier aufgefaßten Feuers, das von Haus zu Haus läuft, leckt und züngelt, um sich greift, leicht überspringt, alles frißt, verzehrt und verschlingt. Selbst bei Menschen kann das sächliche Geschlechtswort unter Umständen angewendet werden, nämlich wenn sie nicht in ihrer menschlichen Würde, sondern als niedriger stehende Wesen oder als Marktware bezeichnet werden sollen: die Griechen und Römer nannten den Sklaven ἀνδράποδον und mancipium als Verkaufsgegenstand, die Römer die Dirne als verächtliches Geschöpf scortum und die Deutschen früher oft einen weiblichen Dienstboten und seit dem 17. Jahrh. ein freches oder unsittliches Frauenzimmer das Mensch.[2])

Wird hier das natürliche Geschlecht aus bestimmten 154
Gründen verleugnet, so dringt es in andern Fällen mit großer Entschiedenheit durch. Wenn nämlich ein abgezogener sächlicher Begriff seine Bedeutung derart verändert, daß er fortan eine Person bezeichnet, so tritt in der Regel auch das betreffende Geschlecht ein. Das geschah schon im Latein bei venus, veneris, n. Anmut, als diese zur Göttin (Venus) erhoben wurde, ebenso erhielt cupido, -inis, Begierde, Liebe männliches Geschlecht durch die Auffassung als Liebesgott (Cupido = Amor).[3])

1) Zu beachten ist, daß noch Herder schrieb: der Kamel, der Dromedar, der Rhinoceros, der Krokodil (das Kadaver), vgl. Preußische Jahrbücher 1894 S. 256.

2) Dagegen hat Weibsen = der Weibes-name (neben Mannsen = der Mannes-name), das gleichfalls einen üblen Beigeschmack hat, sein sächliches Geschlecht wohl von Weib oder Weibsbild (vgl. Mannsbild) angenommen.

3) Damit ist zu vergleichen der Gebrauch von weiblichen lateinischen Wörtern zu männlichen Beinamen: Stella, Capella oder zu italienischen Familiennamen: Colonna, Rosa und die Verwendung von abgezogenen Begriffen als Personenbezeichnungen in den romanischen Sprachen: ital. podestà (= potestas), Bürgermeister, span. el iusticia, der Richter und el cura, der Pfarrer, frz. le garde, der Wachtposten

Ganz ähnlich ist der Hergang, wenn bei uns der gewöhnliche Mann sagt „die Fräulein Müller"; aber auch Wendungen wie „ein' und die andre der Weiber sagte gebietend" und „die häßlichste meiner Kammermädchen", die wir bei Goethe und Wieland finden, zeigen dieselbe Erscheinung: überall trägt die innere Sprachform über die äußere den Sieg davon.

155 Weit stärker tritt der Einfluß der inneren Sprachform bei Wörtern hervor, die in einer bestimmten Reihe stehen und durch den Gattungsbegriff oder die übrigen derselben Gruppe angehörigen Ausdrücke in ihrem Geschlechte bestimmt werden. So ist im Französischen aetas männlich (été) geworden, weil die übrigen Jahreszeiten (printemps, automne, hiver) dieses Geschlecht hatten. Ähnlich liegt die Sache vielfach im Deutschen: Weil „die Zahl" weiblich ist, sagt man auch die Ein(s), Zwei, Drei u. s. f., dem Zwange der übrigen Wochentage (Montag, Dienstag u. a.) hat sich auch Mittwoch gefügt (eigentlich „die mitte Woche", aber am nächsten Mittwoch, Mittwochs); wahrscheinlich unter Einwirkung des Gattungsbegriffs Land sind die Volksnamen Preußen, Sachsen u. a., als sie die Bedeutung von Ländernamen erhielten, sächlich geworden (das mächtige Preußen).[1]) Besonders bei Fremdwörtern bot sich zu solcher Angliederung reichlich Gelegenheit: so ist die Lilie (lilium) und in vielen Gegenden Deutschlands auch die Aster[2]) dem Geschlechte der meisten Blumennamen gefolgt, frz. le luth = arab. al ûd, „Laute" dem der sanften Musikwerkzeuge[3]), die fremden Flußnamen Rhone, Tiber dem der meisten deutschen

(neben la garde, die Obhut), womit die deutsche Wendung „du bist ein rechter Hoffahrt, Unart" zu vergleichen ist („die Hoffahrt" wurde in gleicher Bedeutung schon mhd. (= hôchvart), männlich gebraucht). Vgl. auch J. Grimm, Von der Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen. Berlin 1858.

1) Auch ahd. asc, m., mhd. asch, m., die Esche, ist gleich den übrigen Baumnamen unter Änderung der Form weiblich geworden.

2) Im nordwestlichen Deutschland sagt man vielfach noch „der Aster" = ὁ ἀστήρ, der Stern. Vgl. der Lorbeer (= Lorbeerbaum) neben die Lorbeere, der Pfirsich(baum) neben die Pfirsiche.

3) Vgl. Grimm, Grammatik III, 467 ff.

Flüsse, das Messing, Platin u. s. f. dem der Metallnamen, der Pfeffer, Kümmel, Zimt möglicherweise dem Gattungsbegriffe Strauch. Aber auch der umgekehrte Fall kommt vor, daß die Einzelbegriffe den Geschlechtswechsel des Gattungsbegriffes herbeigeführt haben. Das gilt von dem Worte -heit (in Freiheit u. s. w.), das als selbständiges Wort männlich war, in der Zusammensetzung aber (als es zur Ableitungsendung herabsank) sich dem Geschlechte der meisten abgezogenen Begriffe anschloß (daher die Freiheit), vielleicht auch von dem Worte Blume, das früher männlich war, aber wie frz. la fleur gegenüber lat. flos m. schon frühzeitig weibliches Geschlecht annahm.[1])

Häufig kommt es auch vor, daß sich zwei bedeutungsver- 156
wandte Wörter im Geschlechte beeinflussen. So ist lat. balnea (von balneum) unter Einwirkung von aquae zu balneae geworden, so im Französischen nach une étoile und la prière auch la planète und la patenôtre gestaltet worden, während bei uns der Gedanke an „das Gebet" die Form „das Paternoster" veranlaßt hat; malheur (m.) und douceur (f.) wurden bei der Übernahme ins Deutsche sächlich, weil dabei „das Unglück" und „das Trinkgeld" sich ins Bewußtsein drängten[2]); hingegen sind le liqueur und la couleur mit unverändertem Geschlechte aufgenommen worden, weil sie an „der Branntwein" und „die Farbe" einen Anhalt fanden. Für la poudre (der Puder) ist der Staub, für die lateinischen Wörter numerus (Nummer), palus (Pfuhl), murus (Mauer), paraveredus (Pferd), rhinoceros, cadaver, flagellum (Flegel), situla (Seidel) sind die deutschen Wörter Zahl, Sumpf, Wand, Roß, Nashorn, Leichnam, Stock, Glas oder ähnliche maßgebend gewesen[3]);

1) Doch wird hier wohl in noch höherem Grade die unten (§ 157) erwähnte äußere Sprachform (-e als häufig vorkommende weibliche Endung) eingewirkt haben.

2) Vgl. auch Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der französischen Fremdwörter im Deutschen. Programm, Bonn 1884 S. 21 ff.

3) Seltener ist diese Erscheinung bei echt deutschen Wörtern, wie bei „die Antwort" (aber an Antworts statt), neben „das Wort" wo vielleicht die Ausdrücke Rede, Äußerung, Erwiderung, Aussage bestimmend gewesen sind.

bei Konsulat (n.) = lat. consulatus (m.) wird wohl an Einfluß von Wörtern wie Amt, -tum zu denken sein. Aventiure, das im mhd. noch persönlich und weiblich (= adventura) gedacht wurde, ist jetzt nach dem Vorbilde von Wagnis, Erlebnis in seinem Geschlechte geändert worden, ebenso haben unsere Gelehrten, als sie im 17. Jahrh. Echo aus dem Latein (echo = ἠχώ) übernahmen, die reizende Wald- und Bergnymphe der Alten, die dem Rufenden antwortete, verbannt und Echo, vielleicht nach dem Muster von „Wort", ungeschlechtig gemacht. Denn wo die Gelehrsamkeit sich oft einmischt, wird oft der süße Duft der Empfindung durch den kalten Hauch des Verstandes verscheucht.

157 War hier die innere Sprachform für den Geschlechtswechsel entscheidend, so in andern Fällen die äußere. Je mehr die Grundbedeutung vieler Wörter verblaßte, um so krampfhafter klammerte man sich an die äußeren Merkmale des grammatischen Geschlechts, sofern sie noch sichtbar waren. Kein Wunder, daß nun diejenigen mit gleich gewordener Endung vielfach über einen Kamm geschoren, d. h. ohne Rücksicht auf die Bedeutung im Geschlecht gleichmäßig behandelt wurden. Wie die Natur die Einrichtung getroffen hat, daß gewisse Tiere die Farbe ihrer Umgebung z. B. des Grases oder des Sandes, in dem sie sich gewöhnlich aufhalten, annehmen, so hat auch der Menschengeist halb unbewußt dahin gewirkt, daß sich ein Wort nach der Wortgruppe, zu deren Verbande es vermöge der gleichen Endung gehört, im Geschlechte richtet. Die lat. Wörter finis, pulvis, cinis sind im römischen Volksmunde und dann auch in den romanischen Sprachen (la fin, la poudre, la cendre) nach der überwiegenden Zahl der Wörter auf -is weiblich geworden. In gleicher Weise haben die lat. Wörter lactuca, acte, radix, apium beim Übergang ins Deutsche (Lattich, Attich, Rettich, Eppich) das Geschlecht von Fittich, Kranich[1]) u. s. w., aber cellarium, vivarium, solarium, spicarium

1) Mit dem Geschlechtswandel ändert sich oft auch die Abwandlungsart: man behandelt die Mitgift wie weibliche Wörter, das Gift aber nach Art der sächlichen (des Giftes u. s. f.).

(Keller, Weiher, Söller, Speicher), corpus, ancora (Körper, Anker) das von Fischer, Schüler[1]), Heber, Bohrer, Leuchter angenommen. Ferner haben die dem Französischen entstammenden Bezeichnungen Gruppe (le groupe), Passage (le passage), Cigarre (le cigare) das weibliche Geschlecht der gleich endigenden deutschen Wörter Gabe, Bitte, Liebe u. a. erhalten.[2])

Außerdem ist für den Übergang männlicher und sächlicher Wörter in weibliche namentlich zweierlei von Wichtigkeit gewesen, einmal, daß viele häufig in der Mehrheit gebraucht wurden, diese aber im nhd. in ihrer Endung (meist -e) und der Form des Geschlechtsworts (die) mit den weiblichen Wörtern große Ähnlichkeit hat, und sodann, daß im Niederdeutschen, wo dieser Geschlechtswechsel besonders häufig vorkommt, das Geschlechtswort männlich und weiblich dieselbe Form hat (altsächs. the = engl. the = plattd. de).[3]) Jenem Umstande ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß wir jetzt sagen die Ähre (mhd. daz eher), die Binse (mhd. der binez), die Locke (mhd. der loc), die Waffe (mhd. daz wâfen), die Gräte (mhd. der grât), diesem, daß die Wörter Backe, Traube, Schlange, Schnecke, Zacke, die oberdeutsch noch gegenwärtig männlich sind[4]), in der Schriftsprache weibliches Geschlecht angenommen haben.

---

1) Dieser Geschlechtswandel ist schon im ahd. eingetreten (wiwâri, m. = vivarium, Weiher, chëllâri, m. = cellarium Keller u. a.), sodaß an Beeinflussung durch die nomina agentis auf -âri (lêrâri, Lehrer, scrîbâri, Schreiber) gedacht werden muß.

2) Ebenso wurden die in der Form der Mehrheit entlehnten lateinischen Wörter praemia, tropaea, studia, milia, da a zu e werden mußte, für weibliche Wörter der Einzahl gehalten: die Prämie, Trophäe, Studie, Meile; bei manchen, wie den Obstnamen Pflaume, Pfirsiche, läßt sich der Geschlechtswandel schon im Spätlatein nachweisen. Umgekehrt sind einige Wörter nach Einbuße des Endungs-e männlich geworden; so mhd. diu strâle, jetzt der Strahl, oder sächlich, so mhd. diu mâze (vgl. folgendermaßen), jetzt das Maß.

3) Auch im md. lautete einst die schwach betonte weibliche Form des Geschlechtsworts de (= mhd. diu = nhd. die) meist übereinstimmend mit der älteren männlichen (de = der). Vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 464.

4) Der Backen, der Trauben, der Schlang, der Schneck, der Zacken.

158 Sicherlich aber haben häufig innere und äußere Sprachform zusammengewirkt: im mhd. sagte man der höuschrecke und der grille, ferner der list, lust, gewalt[1]); wenn jene Wörter im nhd. weiblich geworden sind, so mag dazu nicht nur der Gedanke an die Kleinheit dieser Wesen und an andere Kerbtiere (Mücke, Fliege, Biene, Wespe), sondern auch die weiblich klingende Endung -e beigetragen haben; wenn diese das Geschlecht geändert haben, so war sicherlich die Erwägung im Spiele, daß es abgezogene Begriffe sind und daß sie äußerlich große Ähnlichkeit mit Wörtern wie Macht, Kraft und Kunst aufweisen.

Somit ergiebt sich aus unserer Betrachtung, daß die sprachliche Thätigkeit des Volkes auf dem Gebiete des Geschlechts ebensowenig wie auf anderen Gebieten als abgeschlossen bezeichnet werden darf. Noch immer gestaltet es sich die Wörter nach seinem Ermessen um, wenn auch gegenwärtig mehr die Macht äußerer Einwirkung als die lebhafte innere Anschauung das ganze Uhrwerk der Geschlechtsbestimmung regelt.

Männlich sind noch bei Luther wie im mhd. Angel (auch bei Goethe im Fischer), Traube, Gewalt, Lust, Sitte u. a.

1) In mitteldeutschen Mundarten schon in mhd. Zeit weiblich, vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 290.

Es muß den Wörtern ihre Bedeutung zurückgegeben werden. Pius IX.

Wortbedeutung.[1])

Die ältesten Wörter für Dinge der Sinnenwelt sind Eigen- 159
namen; denn man hat sie immer zunächst für den ersten Gegenstand der betreffenden Gattung, den man gerade schaute, geschaffen.

---

1) W. Wundt, Logik. Stuttgart 1880. Bd. I. S. 10—85: Bedeutungswandel der Wörter; A. Rosenstein, Die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter. Danzig 1881; Tobler, Versuch eines Systems der Etymologie, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft I, 363 ff.; M. Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Übersetzung. Leipzig 1881; Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868—72; Whitney, Die Sprachwissenschaft, bearbeitet von Jolly. München 1874. S. 158 ff.: Über Bedeutungswandel; G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie S. 91 ff.; v. d. Gabelenz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben u. s. f. 1891. S. 225 ff.; K. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte. Leipzig 1888; M. Holtzmann, Das Verhältnis des mhd. zum nhd. Zeitschrift für Völkerpsychologie V, 330 ff.; Ed. Wilke, Deutsche Wortkunde. Leipzig 1893; K. Müller, Über den Bedeutungswandel der Wörter, Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht III, 307 ff.; Timme, Zwei Kapitel zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache. Programm, Bartenstein 1874; Cauer, Zur Geschichte der Wortbedeutungen in der deutschen Sprache. Progr. von Hamm 1870; K. Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels. Progr. des königl. Realgymnasiums in Berlin 1894; Engelb. Schneider, Semasiologische Beiträge. Progr. von Mainz 1892; Kleinpaul, Die Rätsel der Sprache. Leipzig 1890; O. Schrader, Über den Gedanken einer Kulturgeschichte der indogermanischen Völker auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Jena 1887; W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde. 2. Aufl. Leipzig 1894; A. Richter, Deutsche Redensarten sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert.

Was zuerst bedeutungsvoll in den Gesichtskreis eines einzelnen Menschen trat, hinterließ einen so nachhaltigen Eindruck in seiner Seele, daß er es durch eine eigene Benennung für alle Zeit festzuhalten wünschte. Da es ihm aber unmöglich war, alle Empfindungen, die er beim Anblick der in Frage kommenden Erscheinung hatte, durch ein Wort wiederzugeben, so wählte er als Notbehelf den Ausweg, daß er nur das hervorstechendste Merkmal zur Bildung des neuen Begriffes heranzog. Denn er setzte voraus, daß bei Erwähnung dieses einen wesentlichen Abzeichens leicht die übrigen damit in Verbindung

2. Aufl. Leipzig 1892; H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. 2. Aufl. Berlin 1894; Fr. Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. Leipzig 1880; A. Biese, Philosophie des Metaphorischen in ihren Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig 1893; L. Noiré, Der Ursprung der Begriffe aus dem Gegensatz (Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe). Leipzig 1885; Abel, Gegensinn der Urworte, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 311 ff.; J. Bauer, Das Bild in der Sprache. II. Ansbach 1889; Burmester, Über den Einfluß der Metapher auf die Entwickelung der Sprache, Progr. von Barmen 1863; Wundt, Das Sittliche in der Sprache, Deutsche Rundschau 12. 7. 70 ff.; Sachse, Archiv für das Studium der neueren Sprachen 50 (1872) S. 431 ff.: Über Optimismus und Pessimismus; R. Bechstein, Germania 8, 330 ff.: Ein pessimistischer Zug in der Entwickelung der Wortbedeutungen; O. Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. Essen 1882; Ders. in Fleckeisens Jahrb. 1884. S. 257; K. Erdmann, Über anschauliche Sprache und den Gefühlswert der Wörter, Kunstwart VI, 19. 20. VII, 1; Egli, Nomina geographica. 2. Aufl. Leipzig 1892; Kleinpaul, Menschen- und Völkernamen. Leipzig 1885; Andresen, Wortspaltungen auf dem Gebiete der nhd. Schriftsprache, Zeitschrift für deutsche Philologie 1890. S. 265 ff.; E. Mensch, Die Scheideformen im Neuhochdeutschen, Züricher Dissertation. Darmstadt 1888; O. Behaghel, Deutsche Zwillingswörter, Germania 23, 257 ff.; E. Müller, Sinn und Sinnverwandtschaft deutscher Wörter. Leipzig 1886; Tobler, Ästhetisches und Ethisches im Sprachgebrauch, Zeitschrift für vergl. Sprachwissensch. VI, 395 ff.; W. Jütting, Die Bildlichkeit einiger auf den Menschen bezüglichen Ausdrücke, Dörpfelds Evangel. Schulblatt 1888. S. 1 ff.; Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle 1885; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 2. Aufl. 1886. S. 66 ff. 208 ff.; G. Gerber, Die Sprache als Kunst. Bromberg 1871—73. I. S. 332 ff.

stehenden bei dem Hörer in den Vordergrund des Bewußtseins treten würden. So nannte er den Fluß vom Fließen, und die Vorstellung der Bewegung des Meeres erschien seiner Einbildungskraft so wichtig, daß er die neu geschaute Naturerscheinung als „Woge" (ahd. wâg, Meer) bezeichnete. Andere Vorstellungen wurden dabei als unwesentlich übergangen, so die Breite, Tiefe, Farbe des Wassers u. a. Aber mit der Zeit konnte sich die ursprüngliche Auffassung ändern. Einem späteren Geschlechte konnten sich bei oftmals wiederholter Anschauung des Dinges andere Merkmale stärker in die Seele einprägen, die vielleicht sogar oft als wesentlicher anzusehen waren. In diesem Falle mußte sich der geistige Gehalt des Wortes ändern und ein Bedeutungswandel eintreten. Während aber die Namenschöpfung der Urzeit eine bewußte That eines einzelnen Wesens gewesen war, haben wir es hier mit einem sich meist unbewußt und ganz allmählich vollziehenden Vorgange zu thun, der erst dann, wenn sein Ergebnis vorliegt, zum vollen Verständnis kommt. Wie lange es oft währt, bis ein solcher Bedeutungswandel endgiltig durchdringt, mag ein Beispiel erläutern. Eine alte deutsche Bezeichnung des ummauerten Ortes im Gegensatz zum schutzlosen Dorfe war Burg. In den beiden großen Evangelienbüchern des 9. Jahrh. ist Burg ausschließlich in diesem Sinne üblich. Der Schöpfer des Heliand nennt Rom (Rumuburg), Jerusalem, Jericho, Betlehem so, und Otfried von Weißenburg läßt nicht nur die Weisen aus dem Morgenlande sagen: „Wir sahen seinen Stern, aber seine Burg kennen wir nicht", sondern bezeichnet auch Capernaum und Nazareth in gleicher Weise.[1]) Wohl war beiden Dichtern das Wort Stadt (stat) nicht unbekannt, aber man verstand darunter damals bloß die Stätte, den Platz. Seit dem 11. Jahrh. rückte es jedoch allmählich in den Bedeutungskreis von Burg ein, das seinerseits besonders seit dem 11. Jahrh. gern in der Beschränkung auf die Ritterburg gebraucht wurde. So finden

1) Ebenso in dem Bruchstücke der altsächsischen Bibelübersetzung, Heidelberger Jahrb. IV, 2: Sodomaburg.

wir bereits im Annoliede um 1105 neben einander Kolne diu stat (Köln die Stadt) und Kolne der burge eine (Köln, eine der Städte), während andere Städte wie Magdeburg, Speier, Worms noch als Burgen bezeichnet werden. In der Kaiserchronik und im Alexanderliede halten sich beide Ausdrücke fast die Wage, erst im 13. Jahrh. gewinnt Stadt die Oberhand; im Nibelungenliede hat es den Gegner bereits stark zurückgedrängt, aber erst in der Folgezeit ist es ihm möglich gewesen, ihn vollständig aus dem Felde zu schlagen. Nur der ursprüngliche Sinn der Wörter Bürger = Stadtbewohner und Bürgemeister = Meister der Stadt erinnert noch an die frühere Bedeutung von Burg.

160 Bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung sind wir leider nur selten in der Lage, den Vorgang des Bedeutungswandels genauer verfolgen zu können. Während der Naturforscher und der Sternkundige meist die Gesetze zu ermitteln vermögen, nach denen die Veränderungen in der Natur und am Himmelsgewölbe erfolgen, so ist dem Sprachforscher dieses schöne Los nicht zu teil geworden. Wohl kann er die Geschichte eines Wortes nicht selten von seinem ersten Auftreten an verfolgen und die verschiedenen Bedeutungsübergänge feststellen, aber wenn er nach den Gründen dieser inneren Vorgänge gefragt wird, muß er häufig die Antwort schuldig bleiben. Entschieden förderlich ist der Verschiebung des Wortsinns der Umstand, daß zwischen Wortbegriff und Wortform in der Regel kein notwendiger Zusammenhang besteht; so verwischt sich die ursprünglich im Worte liegende Bedeutung durch jahrhundertelangen Gebrauch oft bis zur Unkenntlichkeit, und nun lassen sich mit dem Gegenstande viel leichter neue Anschauungen und Vorstellungen verknüpfen. Lateinisch aestivale bezeichnet von Haus aus die sommerliche (aestas, Sommer) Fußbekleidung, die Sandale der Römer. Als die alten Deutschen das Wort übernahmen, trat der Gedanke an das Sommerliche als nebensächlich zurück, und so bezeichnete man mit „Stiefel" auch ein festeres, für den Winter eingerichtetes und die ganze Wade bedeckendes Schutzmittel. Natürlich konnte ebenso wie bei diesem

Fremdworte auch bei heimischen Ausdrücken der anfangs hineingelegte Sinn so stark verbleichen, daß spätere Geschlechter die Grundbedeutung nicht mehr erkannten und die Wörter in freierer Weise verwendeten. Herzog war ursprünglich ein Heerführer (dux) von her, Heer und ziehen = ducere. Das Wort ist bis auf unbedeutende lautliche Veränderungen dasselbe geblieben, aber die Wortseele hat sich vollkommen umgestaltet. Die einfachen Verhältnisse der altgermanischen Zeit sind geschwunden; zum Herzog ist jetzt nicht mehr die Befähigung zur Heerführung erforderlich. Trotz besserer Kenntnis reden wir noch immer von Sonnenauf- und Sonnenuntergang: in gleicher Weise hat man jetzt noch den Ausdruck Gulden (= Goldstück) beibehalten, auch wenn es sich um Silber- oder Papiergeld handelt, ja man spricht geradezu, ohne sich des Widerspruchs bewußt zu werden, von Silbergulden und von Papiergulden (= Goldstück von Papier). Und wenn wir erwägen, was man einst unter Flinte (vgl. flint, Stein, also Feuersteingewehr) oder Fensterscheibe (vgl. die Schießscheibe, also urspr. rund wie die Butzenscheiben) verstand und was man jetzt darunter versteht, oder welche Vorstellungen man früher mit den Begriffen Papier (= Papyrus), Schiff, Haus, Acker (eig. Trist) verband und welche gegenwärtig, so wird man bestätigt finden, daß sich die Bedeutung leicht durch kulturgeschichtliche Einflüsse nach und nach verschieben kann.

In anderen Fällen ist der Wandel des Wortsinnes ein 161
rein seelischer Vorgang. Das Zeitwort sehen deckt sich lautlich vollständig mit lat. sequi. Der Begriffsübergang von verfolgen zu sehen ist leicht erklärt, wenn man als vermittelndes Glied ansetzt „mit den Augen verfolgen"; aber wann, durch wen und warum sich die Bedeutung des Wortes geändert hat, bleibt uns dunkel.[1]) Gebären entspricht in der Form genau dem lat.

1) Öfter können wir den verengenden Begriff noch nachweisen; so ist bei Gerber das einschränkende Leder- (ahd. lëdargarawo, Lederzurechtmacher) weggefallen. Ähnlich verhält es sich wohl mit Thräne (bei Luther noch Augenthräne, wenn anders das Wort mit Thran (= Tropfen?) zusammenhängt.

ferre. Wir verstehen nun zwar, wie man dazu gekommen ist, dem alten bern, tragen (vgl. Bürde) diesen Sinn zu geben, zumal wenn wir den bei Tieren üblichen Ausdruck „trächtig" von tragen daneben stellen, aber die Veranlassung dazu vermögen wir nicht zu ergründen. Nur das wissen wir sicher, daß bei beiden Wörtern („sehen" und „bern") durch Einschaltung bestimmender Züge in den Vorstellungskreis des Sprechenden der Begriffsumfang kleiner, der Inhalt aber um so reicher geworden ist. Gleichwie wir uns aus einer noch so unvollkommenen und nur in den gröbsten Zügen entworfenen Zeichnung eines uns bekannten Gebäudes dessen Bild mit Hilfe der leicht ergänzenden und nachhelfenden Einbildungskraft bis ins einzelne getreu vor die Seele führen können, so geht es uns auch mit den Wörtern. Wir nennen oder schreiben einen ursprünglich weiteren Begriff, denken uns aber sofort eine Reihe von Einzelzügen hinzu, die uns so lebhaft beschäftigen, daß wir sie schließlich für das Wesentlichste halten. Auf diese Weise haben sehr viele Wörter im Laufe der Zeit eine neue, verengerte Bedeutung erhalten: Unter Fahrt verstehen wir jetzt die Fortbewegung auf einem Wagen, in einem Schiffe oder einem andern Fahrzeuge, einstmals bezeichnete das Wort auch das Fortkommen zu Fuße (Pilgerfahrt, Heerfahrt, Vorfahren, Furt) und den Flug durch die Luft, sei es mit dem Körper (Himmelfahrt Christi, mhd. varn auch fliegen von Vögeln, Kerbtieren u. a.) oder mit den Gedanken (Hoffahrt = Hochfahrt; hochfahrendes Wesen); Bein hatte früher eine viel allgemeinere Bedeutung, die aus Beinhaus, Fischbein, Elfenbein, Falzbein noch durchblickt, ist aber jetzt fast auf den menschlichen Schenkel beschränkt worden. Wirt und Gast weisen noch eine wesentlich weitere Bedeutung auf in den Wörtern Hauswirt, Landwirt, Volkswirtschaft, Badegast, Mahlgast, Fahrgast, Gastrolle; denn Wirt war überhaupt ein Mann im eigenen Besitztum und Gast jeder Fremde. Unter Leiche versteht man jetzt nur noch den toten Körper, vormals auch den lebenden (Leichdorn = Dorn im Körper); Hansa heißt ahd. Schar, Vereinigung überhaupt, dann Kaufmannsgilde; Gift ist von Haus

aus etwas, was gegeben wird (so noch mehrfach bei Goethe, vgl. auch Mitgift = Mitgegebenes), wie potio etwas, was getrunken wird. Durch den Gedanken an die gewöhnliche Wirkung der schlimmen Gabe erhielt jenes im Deutschen, dieses im Französischen (poisson, Gift) die jetzige Bedeutung. Brief ist zunächst jede Urkunde, daher noch verbriefen und Frachtbrief; Kammer mhd. noch allgemein Gemach, daher noch Kammerherr; vernehmen wird mhd. von allen (äußeren und inneren) Sinnen gebraucht = ganz fassen, jetzt ist es auf den äußeren Gehörsinn beschränkt; doch schimmert die weitere Grundbedeutung noch in „Vernunft" durch; bellen wurde auch von anderen Tieren als dem Hunde (vgl. Bulle), ja im Englischen sogar von der Glocke (bell) gebraucht; melken bedeutet in den verwandten asiatischen Sprachen noch abstreichen. Die Redensart Schiff und Geschirr und das aus dem deutschen Schiff (nd. skip) entlehnte franz. équipage = e-skip-age beweisen, daß Schiff vormals in weiterem Sinne gebraucht wurde als gegenwärtig; Hochzeit ist der Grundbedeutung nach jede „hohe Zeit" = jedes herrliche Fest; einäschern, das jetzt nur von Gebäuden und Ortschaften üblich ist, bedeutet von Haus aus allgemein etwas zu Asche verbrennen, Brunst, wie noch aus Feuersbrunst ersichtlich ist, überhaupt Brand; schmal = klein, gering, daher noch Schmalvieh = Kleinvieh und schmälen = verringern (vgl. schmaler Bissen); sagen wir „am Lande", so brauchen wir dieses Wort im weitesten Sinne im Gegensatz zum Wasser, sagen wir „im Lande" (Gegensatz zu anderen Ländern) oder „auf dem Lande" (Gegensatz zur Stadt), so verengern wir den Begriff.[1])

Auch bei geistigen Begriffen können wir den gleichen Vorgang beobachten. Witz von wissen war früher, z. B. noch im Götz von Berlichingen, gleichbedeutend mit Weisheit, Klugheit,

1) Im mhd. hat die Wendung über mer gewöhnlich die durch die Kreuzzüge nahe gelegte Bedeutungseinschränkung „über das Mittelmeer", ebenso verstehen wir, wenn wir an die Römerzüge denken, wie über berge meist die Bedeutung „über die Alpen" (nach Italien) annehmen konnte. Heutzutage ist für viele Deutsche „übers Wasser" soviel als nach Amerika.

daher gewitzigt = klug geworden; böse hatte früher den umfassenderen Gebrauch von übel, schlecht und wurde öfter als jetzt außerhalb des geistigen Gebietes gebraucht, z. B. ein böses Kleid, wie denn das Volk noch jetzt sagt ein böses Bein, ein böser Finger (vgl. böses Blut machen). Kunst war zunächst jedes Können und Wissen, auch das einzelne, dann nur alles höhere Wissen und endlich meist die Kenntnis im Bereiche des Schönen im Gegensatze zur Wissenschaft.

Selbst Fremdwörter werden in gleicher Weise behandelt. Denn vergleicht man Thron mit dem griech. θρόνος (jeder feinere Sessel mit Arm- und Rückenlehne) oder Weste (= franz. veste) mit lat. vestis, Gewand, so ergiebt sich gleichfalls eine Verengerung, die freilich schon in einer andern Sprache erfolgt sein kann.

Besonders häufig sind auf diesem Wege Fachausdrücke gebildet worden. Schon in alter Zeit wurden von den Mönchen viele heidnische, dem Latein teils entlehnte, teils nachgebildete Wörter zum Ausdruck christlicher Anschauungen zurecht gemacht. Man denke an Pein gegenüber poena, Strafe; Plage gegenüber plaga, Schlag, Stoß; Teufel gegenüber diabolus, Verleumder; oder man vergleiche taufen mit tief, Hölle (eig. helle) mit verhehlen und verhüllen, Buße mit bessern, Jünger mit jung, auferstehen mit aufstehen, und man wird das Gesagte bestätigt finden. Derselben Erscheinung begegnen wir auf andern Lebensgebieten. Das beweisen Ausdrücke wie Arbeiter, Dreher, Lehrer, Geselle, mit denen man im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht jeden meint, der arbeitet, dreht, lehrt oder mit in demselben Saale wohnt; θήρ (Tier) bezeichnet im Griechischen seit Homer öfter den Löwen, engl. dear (Tier) den Hirsch und das deutsche Wort Tier in der Weidmannssprache die Hirschkuh; endlich tourner beschränkte Jahn, als er das Wort turnen bildete, auf eine bestimmte Art sich zu wenden.[1])

162 Das entgegengesetzte Verfahren ist die Erweiterung des Begriffsumfangs, verbunden mit Beschränkung auf einen Teil des ursprünglichen Inhalts. Scheidet man nämlich von den

1) Von demselben Worte stammt auch mhd. turnieren.

einem Begriffe anhaftenden Vorstellungen eine oder mehrere aus, so erweitert er sich und wird allgemeiner. Wie wir am Waldessaume jeden einzelnen Baum in seiner Eigenart erkennen und von andern unterscheiden können, und wenn wir uns weiter davon entfernen, nur noch die Umrisse wahrnehmen, jedoch die Besonderheiten in der Gestalt der Blätter, in der Verzweigung der Äste und der Form des Stammes nicht mehr erblicken, so treten auch bei den Wörtern häufig bestimmte Einzelvorstellungen, die früher im Vordergrunde des Bewußtseins standen, daraus zurück und sind für die weitere Bedeutungsentwickelung nicht mehr maßgebend. Auf diese Weise hat sich der denkende Gelehrte seine Gattungsbegriffe geschaffen, die um so mehr Arten umfassen, je ärmer sie an Einzelvorstellungen sind. Denn den Löwen, Tiger und andere verwandte Tiere konnte man erst dann unter dem Begriffe Katze zusammenfassen, als man gelernt hatte, von den Unterschieden in der Größe, Farbe u. s. w. abzusehen und die allen gemeinsamen Züge herauszufinden. In ähnlicher Weise hat auch das Volk die Wörter behandelt. Die Bezeichnung Tischler, Gürtler u. s. f. wendet es nicht allein von Leuten an, die Tische und Gürtel herstellen, sondern in viel weiterem Umfange; höflich und tölpelhaft heißt jetzt nicht mehr bloß das, was nach Art des Hofes oder des Dorfes ist; Notpfennig oder Zehrpfennig kann auch größere Geldstücke bezeichnen; holzen ist schlagen, auch wenn kein hölzerner Gegenstand dazu benutzt wird, ebenso hat sich der Begriff von blechen und kümmeln zu bezahlen und Schnaps trinken verallgemeinert. Adel meint nach der Grundvorstellung Leute, die ein ôd, Lehnsgut besaßen, jetzt ist das Wort nicht mehr an diese Voraussetzung gebunden; verteidigen ist von Haus aus beschränkt auf die Fürsprache im Teiding, Tageding; mhd. weide, Tagereise, Reise (eig. Weide des Pferdes nach einer Tagereise) wurde später in der allgemeineren Bedeutung Weg, Mal gebraucht, die in anderweit (mhd. anderweite, noch bei Luther „zum 2. Male") vorliegt.[1])

1) mhd. auch vierweide, vierzecweide. Vgl. auch verballhornen (eig. verschlimmbessern wie Joh. Ballhorn), schwäbeln (eig. schwäbisch reden).

163 Nicht selten kommen Bedeutungserweiterung und -verengerung bei einem und demselben Worte zur Anwendung, natürlich in verschiedenen Zeiträumen, mitunter verengerte oder erweiterte sich auch die Bedeutung bei demselben Worte zweimal. Denn die Wörter gehen ihre eigenen Wege, daher oft in Krümmungen und nicht die schnurgerade Straße. Marter stammt aus dem lat. martyrium = μαρτύριον, Zeugnis. In christlicher Zeit wird es in der engeren Bedeutung Blutzeugnis übernommen (vgl. Märtyrer), und diese wieder verallgemeinert sich zu Folter, Qual überhaupt. Abendmahl wird zunächst eingeschränkt auf die Nachahmung des Mahles Christi mit seinen Jüngern, dann aber erweitert, insofern als es auch am Tage stattfinden kann. Unter Schweizer versteht man ursprünglich einen Bewohner der Schweiz, dann insbesondere einen aus diesem Lande Gebürtigen, der die Milchwirtschaft und Käsebereitung kennt, endlich mit Erweiterung des Begriffes jeden auch anderswoher Stammenden, der das Molkereiwesen berufsmäßig ausüben kann. Sklave hat von der Grundbedeutung Slave ausgehend zuerst im 8. oder 9. Jahrh. in Italien die Bedeutung eines kriegsgefangenen Slaven, dann die eines Kriegsgefangenen und „Sklaven" erhalten. Ähnlich versteht man unter Mohr (ahd. môr) = lat. Maurus zunächst einen Bewohner von Mauretanien, dann diesen, sofern er schwarz aussieht, schließlich jeden Schwarzen, auch wenn er anderswoher stammt. Kaufmann bezeichnet im 12. Jahrh. den Käufer, Verkäufer und Bürger, im 17. Jahrh. nur noch den Käufer und Verkäufer, gegenwärtig meist nur noch den Verkäufer.

164 Handelte es sich in den bisher besprochenen Fällen um eine Änderung im Bedeutungsumfang und -inhalt der Wörter, so ist bei andern der Gefühlswert verschoben worden. Im menschlichen Leben spielt die Rangstufe und die Geltung des einzelnen in der Gesellschaft eine große Rolle, im Leben der Wörter nicht minder. Sie steigen und fallen im Ansehen, kommen zu Ehren und werden wieder aus der feinen Gesellschaft ausgestoßen; nur mit dem Unterschiede, daß die Menschen

meist dem eigenen Verhalten ihre größere oder geringere Wertschätzung zu verdanken haben, die Wörter aber ohne ihr Zuthun und Verschulden im Range erhöht oder erniedrigt werden. Mit Recht sagt Jean Paul im Siebenkäs (Kap. 10): „Wie nehmen manche Wörter, an sich anfänglich unschuldig, ja süß, erst auf dem Lager der Zeit giftige Kräfte an wie Zucker, der 30 Jahre in Magazinen gelegen!" Wir nehmen die Erscheinung zunächst bei Spalteformen wahr, die an demselben Stamme erwachsen sind: Von den Kindern derselben Mütter ist oft das eine gut, das andere übel beleumundet. So ergeht es auch den Sproßformen der Wörter. Neben schlicht steht schlecht, neben Jungfrau Jungfer, neben Maid, Ritter und Meister: Magd, Reiter und Magister. Häufig sind die Endungen der Grund der verschiedenen Bedeutung und Rangstufe, z. B. in kindlich und kindisch, weiblich und weibisch, herrlich und herrisch, sinnig und sinnlich. Aber auch wo von solchen Doppelformen keine Rede ist, läßt sich an manchen Wörtern beobachten, wie ihr Gefühlswert schwankt. Besonders werden Fremdwörter nicht selten entwertet, was sich leicht erklärt, wenn das Volk noch seine Sprache und den eignen Wortschatz hochhält. Man vergleiche Plaisir mit Vergnügen, Courage mit Mut, Pardon mit Verzeihung oder Gnade, Tort mit Trotz, noble Passionen mit edle Leidenschaften; ferner dunkel, sündigen, Erlaubnis, Haltung, Dichter, Roß mit obskur, peccieren, Permiß, Positur, Poet, Pferd, und man wird dies ohne weiteres zugeben. Auch Bagage, Rotte, Pöbel, Boutique, Mamsell, Kumpan haben üblen Nebensinn im Deutschen erhalten, weil die damit bezeichnete Sache in Verruf kam, Bagage z. B. während des dreißigjährigen Krieges, wo gerade der Troß im Rauben und Plündern am weitesten ging und sich wie rechtes Lumpen„pack"[1]) benahm.

Aber auch bei guten deutschen Wörtern ist oft nach und nach eine ungünstige Bedeutung eingetreten: so bei albern (= al-wâr, ganz wahr) und einfältig (treuherzig und gut: ein guter Kerl), bei Buhle und Dirne, die beide noch von Luther in

1) Bagage und Pack bezeichnen eigentlich das Gepäck.

gutem Sinne (= Braut und ledige Frauensperson) gebraucht werden, endlich bei Wollust und Unzucht; die vier erstgenannten vermutlich darum, weil in einer Zeit, die weit mehr Wert auf den Verstand als auf Herzensbildung legt und in der durch trübe Lebenserfahrungen das Urteil kälter und strenger, der Spott aber kecker wird, Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit stark im Werte sinken, die vier letztgenannten wohl deshalb, weil eine sittlich nicht hochstehende Zeit in dem Bestreben, die auf den geschlechtlichen Verkehr bezüglichen Ausdrücke zu verhüllen, die durchsichtigen deutschen Bezeichnungen bei Seite schob oder herabwürdigte, um dafür fremde oder harmlosere (weil in dieser Bedeutung neue) einheimische zu bevorzugen.[1])

165 Der umgekehrte Fall, daß Wörter einen höheren Rang gewinnen, kommt viel seltener vor. Bisweilen tragen die Dichter dazu bei, die alte Ausdrücke wieder hervorsuchen und durch den Gebrauch in ihrer schwungvollen Rede adeln, z. B. kosen und Maid; bisweilen auch kulturgeschichtliche Vorgänge, so bei Baron = frz. baron = mlat. und ahd. baro, Mann (vgl. engl. earl) und Dom = lat. domus, Haus. Manchmal erscheint das einfache Wort vornehmer (Aar neben Adler), manchmal wieder die Zusammensetzung (Marstall, aber Mähre). Auf diese Weise haben die Wörter Minister und Magister in neuer Zeit ihren im Latein bestehenden Gefühlswert ins Gegenteil verkehrt; denn einst war jenes das geringere, dieses das höhere (vgl. magister populi, equitum): ein Diener des Herrschers ist in den Augen des Volkes eben mehr als ein selbständig den Schulkindern gebietender Lehrer.

166 Hatten wir es bisher mit Beispielen zu thun, bei denen die im Worte enthaltene Vorstellung in sich selbst geändert

1) Ebenso haben geil, Magd (bei Luther noch = mutwillig und Jungfrau), Bube, Knecht, Kerl, Wicht, Frevel, feig, frech und viele andere einen üblen Beigeschmack angenommen. Die üble Bedeutung von Gesindel, eigentlich Verkleinerungsform von Gesinde und in dieser Bedeutung noch bei Luther bezeugt, erklärt sich leicht aus der im 16. und 17. Jahrh. gebrauchten Zusammensetzung Hudelmannsgesind(lein) und Lumpengesind(lein).

wird, so gilt es jetzt, desjenigen Bedeutungswandels zu gedenken, bei dem neue Begriffe an bereits bestehende angeschlossen werden, den wir daher den anreihenden (apperzeptiven) nennen können. Es geschieht dies zunächst in der Art, daß Eigenschaftswörter (oder Genitive der Beifügung), zu denen in Gedanken ein Hauptwort ergänzt wird, selbständig auftreten und die Geltung von Hauptwörtern erhalten. Denn es ist naturgemäß, daß man von verschiedenen Vorstellungen, die durch langjährige Gewohnheit in fester Verbindung mit einander stehen, nur die eine auszusprechen braucht, um gleich die andere ins Gedächtnis zu rufen. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, die eine sprachlich zu unterdrücken. Die angeschlagene Saite wird, wie sie im Geiste des Sprechenden die verwandte klingen macht, diese auch beim Hörenden sofort in Schwingung versetzen. Sagt z. B. jemand: „ich will dir einen Neufundländer schenken", so wird der Angeredete sofort das fehlende Wort Hund in Gedanken ergänzen. Während also in den vorher besprochenen Fällen die Geschichte der Vorstellung den Wandel der Wortbedeutung erklärt, ist es hier die Geschichte des Worts, die uns darüber Aufschluß giebt, warum man gerade mit diesem eine bestimmte Vorstellung verbindet. Besonders reich ist die beschriebene Art des anreihenden Bedeutungswandels im Latein und Griechischen entwickelt, wo unter anderm Metalle (cuprum, Kupfer = das cyprische, nämlich Metall), Früchte (persicum, Pfirsiche = persischer, nämlich Apfel) u. a. auf diese Weise benannt worden sind. Manchen derartigen Ausdruck haben wir durch Vermittelung fremder Sprachen empfangen; ich erinnere an Maroquin (Leder von Marokko), Sherry (Wein von Xeres), Sardelle, Sardine (Fisch von Sardinien), Korinthe (getrocknete Traube von Korinth), Musselin (Stoff von Mosul) u. a. Aus unserer Sprache gehören hierher Münznamen wie Heller[1]) (= Pfennig von Hall), Thaler (= Joachimsthaler Münze), Gulden (= goldene Münze), Tänze wie Schottisch, Rhein-

1) Diese scheinbaren Eigenschaftswörter auf -er sind eigentlich Genitive der Mehrheit z. B. Heller = Pfennig der Haller d. h. der Bewohner von Hall.

länder, Spiele wie Wendisch, Lübecker, Wagenbezeichnungen wie Landauer (vgl. Berline); auch Kalauer (Witz), Neufundländer (Hund), Ziegenhainer (Stock) sind hier zu nennen. Im gewöhnlichen Leben aber geht man viel weiter und spricht von einem Bayrisch, Erlanger (= einem Glase bayrischen Bieres), von Deidesheimer, Rüdesheimer (Wein) u. s. f.

167 Gleichfalls eine Art des auf Anreihen der Vorstellungen beruhenden Bedeutungswandels ist die Übertragung, bei der neu geschaffene Begriffe nach der Ähnlichkeit benannt werden, die zwischen ihnen und bereits bestehenden obwaltet. Wie die Griechen die Datteln βάλανοι d. h. Eicheln und den Strauß μεγάλη στρουθος d. h. großer Sperling nannten, so reden wir von Galläpfeln und Erdäpfeln, lassen uns also durch die äußere Form dazu bestimmen, den althergebrachten Ausdruck Apfel auch zur Bezeichnung von neu in den Gesichtskreis tretenden Gegenständen zu verwenden. Seehund, Seelöwe, Fledermaus verdanken dem gleichen Verfahren ihre Namen. Ebenso ist die Öse und das Öhr nach der Ähnlichkeit mit dem Ohr, die Waffel nach der mit der (Honig-)Wabe[1]), die Kuppel nach der mit einem Fäßchen (lat. cupula, it. cupola) bezeichnet worden. Nelke heißt eigentlich Näglein (Nägelchen, kleiner Nagel), Strahl soviel wie Pfeil (vgl. Strelitzen = Pfeilschützen), Schacht wie Schaft; Tüttel(chen) bezeichnet eigentlich die Brustwarze (ahd. tutta), und Tisch ist entlehnt aus discus = δίσκος (Wurfscheibe der Alten).

Außer der Ähnlichkeit der Gestalt ist dabei auch die Übereinstimmung in der örtlichen Lage oder die Gleichheit der Gebrauchsweise von Belang gewesen, jenes z. B., wenn man von dem Fuße eines Berges, dem Halse einer Flasche und dem Arme eines Flusses oder Meeres, dieses, wenn man von einer Stahlfeder, einem Handschuh und dem Tünchen der Wände (ahd. tunihhôn (mit kalke) = tunicare, mit einer Tunica überziehen) spricht oder das Terzerol (it. terzuolo, Habicht) und

1) Vgl. frz. gaufre und engl. wafre, die beide Bedeutungen (Waffel und Wabe) in sich vereinigen.

die Muskete (it. moschetto, Sperber) nach den beiden Vögeln benennt, die wegen ihrer Stoßkraft bekannt sind und so schnell auf ihre Beute fliegen wie die Kugel auf ihr Ziel.[1]) Bei andern Wörtern wieder ist die Gleichheit der Würde, Stellung und Geltung bestimmend gewesen: daher die Namen Ameisenkönig und Rattenkönig. Ferner finden wir auch Übergänge aus einer Sinneswahrnehmung in die andere, z. B. wenn grell von Tönen und Lichterscheinungen, süß von Geruch und Geschmack, weich von Gefühl (Brod), Geschmack (Wasser) und Gehör (Stimme) gesagt wird; oder aus räumlichen Bestimmungen in zeitliche, z. B. auf der Stelle, längst (= längs), nächstens (= ganz nahe) und ursächliche, z. B. aus dem Grunde.

Sehr häufig sind auch Übertragungen aus dem Bereiche der Sinnenwelt in das geistige Gebiet. „Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grunde" (J. Grimm). Auf diesem Wege ist die ganze Schar der Begriffe für Gemüts- und Verstandesthätigkeit geschaffen worden. Häufig wurde wohl dabei ursprünglich, um Mißverständnisse zu verhüten, ein Ausdruck wie „im Gemüt, an den Sinnen" hinzugefügt; z. B. ist dies bei klug nachweisbar, das zunächst die Bedeutung fein, zierlich hatte, dann auf das geistige Gebiet angewendet mit den stützenden, verdeutlichenden Worten an den · sinnen (kluoc) gebraucht wurde[2]); auch zeigt die älteste griechische Sprache, wie sie uns in den homerischen Gedichten entgegentritt, durchweg die gleiche Neigung *ἐνὶ φρεσίν*, *κατὰ θυμόν* u. a. hinzuzufügen.[3]) So erklärt sich der Bedeutungsübergang von merken = mit Marken abgrenzen, begreifen = betasten[4]), verstehen = prüfend davor-

1) Damit ist der Übergang von der mittelalterlichen Jagd mit Reiher und Falke zur neueren mit Pulver und Blei in trefflicher Weise gekennzeichnet.

2) Vgl. Boner, Edelstein (1461) 74, 11, Brant, Narrenschiff (1494) 103, 13; spaehe an sinnen, Gottfried von Straßburg, Tristan 9904.

3) Vgl. Fulda, Untersuchungen über die homerischen Gedichte. Duisburg 1865.

4) In Luthers Bibel (1. Mos. 27, 21) sagt Isaak noch zu Jakob: „Tritt herzu, mein Sohn, daß ich dich begreife."

stehen (vgl. ἐπίστασθαι und ἵστασθαι), einsehen = hineinsehen, inwendig sehen; auf welche Weise man Kenntnisse erwirbt, lehren die Ausdrücke erfahren (von fahren), bewandert sein (von wandern, vgl. routiniert mit routine und route), verschlagen (vgl. fûté von fustis, Knüttel), verschmitzt = mit der Schmitze gehauen (vgl. callidus, schlau von calleo, ich habe Schwielen). Die Grundbedeutung von Gnade schimmert noch aus der Wendung diu sunne gienc ze gnâden, die Sonne ging unter, hervor, die von Huld und hold aus Halde; beide bezeichnen also von Haus aus die Neigung (= Handlung des Neigens) und Herablassung. Daß fromm einstmals soviel wie nützlich war, sagt uns das Zeitwort frommen; heilig kommt von heil (gesund), bange (= be-ange) von ahd. angi, eng, abgefeimt von Feim (Schaum, vgl. raffiniert); störrig hängt mit Storren (Baumklotz, vgl. klobig von Kloben) zusammen, gescheit (mhd. geschîde) mit scheiden (mhd. schîden), Stolz mit einherstelzen, keck (eig. lebendig) mit Quecksilber und Quecke. Überzeugen heißt eigentlich jemand durch „Zeugen" dahin bringen, daß er etwas glaubt, und hat erst zur Zeit des Turnvaters Jahn die übertragne Bedeutung erhalten.[1]) Ziemen geht auf denselben Stamm zurück wie zahm und zähmen, schmähen wie schmächtig, heucheln wie hauchen, rühren wie Ruhr und Aufruhr; vergällen ist = bitter wie Galle machen; schaudern ist stammverwandt mit schütten und schütteln (vgl. erschüttern).

Ebenso gehört zur Gruppe der Übertragungen die Einsetzung des Teils für das Ganze. Wir reden von einem Schreihals oder Dummkopf und meinen damit nicht allein den Hals oder Kopf, sondern den ganzen Menschen. Verwandt sind Bezeichnungen wie Blaustrumpf, Rotkäppchen, Generalstab (eig. Kommandostab), in denen ein Bekleidungs- oder Schmuckgegenstand für die denselben tragende Person eingesetzt wird. In gleicher Weise ist durch örtliche Anknüpfung von Vorstellungen die Bedeutung geändert worden bei Liedertafel, Tafelrunde,

1) Genaueres darüber bei Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. II, 390 ff.

wo nach dem Ort auch die menschliche Umgebung benannt ist, und bei Wendungen wie „der Hof ist abgereist, die ganze Stadt weiß es, die Kammer, das Abgeordnetenhaus ist aufgelöst worden", wo die Örtlichkeit den Namen für die darin wohnenden oder sich aufhaltenden Personen hergegeben hat. Bei Rat, Herrschaft und Regierung ist die Bezeichnung der gewohnheitsmäßigen Thätigkeit auf die ausübenden Menschen übergegangen, in Bildung, Aufklärung, Einrichtung auf das Ergebnis, in Herbst (oberdeutsch noch Obst- und Weinernte, von einem mit carpere wurzelverwandten Stamme) auf die Zeit der Handlung. Ebenso sind durch ein zeitliches Band mit einander verknüpft die Wörter Mai und Maie (= Maibaum) und Morgen als Zeit und als Flächenmaß.

Nicht selten kommt es bei diesen Übertragungen zu den 168
wunderlichsten Gedankensprüngen. So ist bei Hofschranze die Grundbedeutung geschlitztes Kleid (vgl. Blaustrumpf), bei Kofent (dünnes Bier) Zusammenkunft (conventus) der Klosterbrüder. Wildfang ist eigentlich ein Wildgehege, Frauenzimmer der Aufenthaltsort der Frauen, Bursche (soviel wie Börse) = Zusammenkunftsort der Studenten; Gassenhauer war im 16. und 17. Jahrh. ein Pflastertreter, dann auch das von ihm gesungene Lied. Koppel = copula bezeichnet die (Hunde-)Leine, dann die zusammengekoppelten Hunde. Wer denkt beim Worte Sprengel (kirchlicher Bezirk) noch an das Zeitwort sprengen? Und doch ist Sprengel nichts weiter als der Weihwedel, mit dem der Bischof sprengt, und dann der Bezirk, innerhalb dessen ihm kraft seines Amts diese Befugnis zusteht. Wem kommt bei rammen noch der Gedanke an ram, Widder (vgl. Ramschgesicht, Ramschnase = Rams-Gesicht), bei Kran an Kranich, bei Laune an den veränderlichen Mond (entlehnt aus lûna)?

Daß bei der unendlichen Zahl der Bedeutungsübergänge 169
sich auch manche an verschiedenen Wörtern oder auch bei gleichen Wortstämmen in verschiedenen Sprachen wiederholen, ist fast selbstverständlich. Oft giebt eine solche Kette ähnlicher Erscheinungen dem Gelehrten eine sichere Bürgschaft für die

Richtigkeit der Auffassung im einzelnen Falle[1]): Wie contentus und continere sind befriedigen und einfriedigen, Behagen und einhegen wurzelverwandt. Daß man vom wallenden Wasser denselben Eindruck hat wie von der lodernden Flamme zeigen die Ausdrücke Brandung: Brand, Brunnen: brennen(?), Sod (mhd. sôt, Brunnen, Bad, vgl. Soden): sieden, vach, Flußwehr: anfachen, aestus, Brandung und Glut, torrens, Gießbach: torrere, dörren.[2]) Die Barte (Beil) wurde aufgefaßt als die bärtige, daher erklärt sich die Gleichung Barte: Bart = an. skeggja (Barte) = skegg (Bart), mengl. barbe (Barte): lat. barba (Bart); gemere (seufzen) ist eines Stammes mit γέμειν, voll sein, und seufzen mit saufen; züchtigen verhält sich zu züchtig wie castigare zu castus; Knospe und Knopf sind stammverwandt, beide Bedeutungen vereinigt in sich frz. bouton; vorago und faux (fauces) heißen Schlund und Abgrund, ebenso haben Schlund und Schlauch in früheren Zeiten diese doppelte Gebrauchsweise; ziehen: erziehen = ducere: educare; ahd. hûwila, Eule: heulen = ulula: ululare; ahnen: ahnden = animadvertere aliquem: animadvertere in aliquem; werden (urspr. = sich drehen, vgl. Spinnwirtel) = verti sich drehen läßt sich vergleichen mit πέλεσθαι (werden) und περιπέλεσθαι (sich umdrehen); gewahren: wahren = ὁρᾶν: οὖρος, Wächter = intueri: tueri; Geist ist verwandt mit Geisir (an. geisa, wüten), spiritus mit spirare, θυμός mit θύειν (toben, wallen), πνεῦμα mit πνεῖν; heucheln: hauchen = adulari: advolvi; ab: aber = sonder: sondern = se: sed = ἄτερ: ἀτάρ; ze wâre: zwar = vere: vero = μήν: μέν.

170 Bei den bisher besprochenen Fällen haben wir beobachtet, daß die neue Bedeutung der alten immer verhältnismäßig nahe steht; um so mehr muß es daher befremden, daß es auch Worte giebt, die zwei ganz entgegengesetzte Bedeutungen aufzuweisen

1) „Die Reihe der Analogien verstärkt die Überzeugung wie die Verlängerung des Hebels die Kraft der Wirkung.“ Welcker, Griechische Götterlehre S. 116.

2) Vgl. an. brim, Brandung und mittelengl. brim, Glut, altind. bhramá, wirbelnde Flamme.

haben.[1]) Doch erklärt sich die befremdende Thatsache auf einfache Weise. Bisweilen ist die Verschiedenheit in dem abweichenden Standpunkte bei der örtlichen oder zeitlichen Auffassung begründet: wenn z. B. im mhd. ort (vgl. Ruhrort) und ende den Anfang und das Ende bezeichnen, so kommt es eben auf den Standpunkt des Beschauers an; ebenso wenn wider „gegen" oder „zurück" (vgl. Wiederkehr) bedeutet; ähnlich liegt die Sache bei bis, das im Deutschen wie im Latein (dum) und Griechischen (ἕως) „so lange als" und „so lange bis" heißt, dieses noch jetzt, jenes z. B. in Luthers Bibel (Marc. 14, 32 und Matth. 26, 36). Auf versteckten Spottreden (Ironie) beruht der scheinbar schroffe Bedeutungssprung bei „einen anführen, zum besten haben, einem etwas weis machen (= einen weise machen), jemand heimleuchten". Kann doch auch das Wort jawohl mit anderer Betonung und Stimmfärbung im Sinne von nein gebraucht werden! Bei wieder andern Ausdrücken kommt es auf die Nebenvorstellung an, die dem Redenden beim Aussprechen des betreffenden Wortes ins Bewußtsein tritt. Wenn die Römer sacer und die mhd. Schriftsteller saelec (selig) im Sinne von verflucht gebrauchen, so schwebt ihnen dabei der Gedanke an die finsteren Gewalten der Unterwelt und der Hölle vor, also = der Unterwelt geweiht. Bei den meisten derartigen Wörtern ist aber die zu Grunde liegende Vorstellung derart, daß sich mit Leichtigkeit der entgegengesetzte Sinn entwickeln konnte; daß z. B. flennen in einigen Mundarten weinen, in andern wieder lachen bedeutet, erklärt sich von selbst, wenn man weiß, daß das Wort von Haus aus ganz allgemein „das Gesicht verzerren" bezeichnet.[2])

Hatten wir oben die Behauptung ausgesprochen, daß sich 171
der Wortkörper meist ohne Einwirkung der Wortseele weiter entwickelt und umgekehrt, so gilt es nun noch die Ausnahmen zu erwähnen, d. h. Wörter, bei denen zwischen Innerem und

1) Abel nennt diese Erscheinung Gegensinn der Urworte, vgl. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1885. S. 311—367.

2) Im Volksmunde gehen häufig die Begriffe lehren und lernen, borgen und leihen, Schuldner und Gläubiger u. a. in einander über.

Äußerem, Sinn und Form eine deutliche Beziehung vorhanden ist. Zunächst gilt dies von einer Reihe schallnachbildender Ausdrücke[1]) wie krachen, donnern, poltern, knattern, klappern, klirren, klingen, säuseln, zischen, in denen durch die Mitlaute (bes. r, l, s, sch) die verschiedenen Geräusche der Natur nachgeahmt und durch die bald helleren, bald dunkleren Selbstlaute die Klangfarbe zum Ausdruck gebracht wird; sodann aber auch von andern im Bereiche des Gesichts- und Gefühlssinns liegenden Bezeichnungen wie Glas und glatt (Glatze); Gries, Graupen, Grus; Schlamm, schlüpfen, schlickrig. Und wenn auch Goethe sicherlich zu weit geht mit seiner Behauptung: „Jedem Worte klingt der Ursprung nach, wo es sich herbedingt"[2]), so hat er doch nicht so unrecht mit den Worten, die darauf folgen: „Grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig, etymologisch gleicherweise stimmig verstimmen uns".

Aus alledem ergiebt sich, daß es eine lohnende Aufgabe ist, den schaffenden Sprachgeist in seiner Werkstatt zu belauschen. Gar manchmal schaut man verwundert drein ob der wunderbaren Gedankensprünge, welche die lustige Schar der Wörter aufführt. Gleich dem muntern Falter gaukelt die Seele hin und her; wir aber freuen uns an dem Gebaren des buntfarbigen Tierchens und folgen ihm gern auf seinem Fluge von einer Blume des Feldes zur andern.

1) Vgl. Winteler, Naturlaute und Sprache. Aarau 1892; Kohl, Über Klangmalerei in der deutschen Sprache. Berlin 1873; Steinthal, Abriß der Sprachwissenschaft. Berlin 1871. S. 381. G. v. d. Gabelentz, Sprachwissenschaft S. 219 behauptet, in Schuft, Schurke, Lump, ferner in dumm, stumm, stumpf, dumpf, Dunst, Wust hätten die tiefen Vokale etwas Stimmungsvolles, dagegen ließe man sich in Bezeichnungen für den geriebenen, gewiegten, pfiffigen Spitzbuben, für den filou und fripon das spitzige i recht gern gefallen. Doch ist das wohl zu gesucht.

2) Faust 2. Teil. Bd. XII. S. 105 der Cottaschen, Bd. XIII, S. 78 der Hempelschen Ausgabe.

Du, Gedanke, bist der Gebieter, die folgsame Sprache ist dir treu und hold. Klopstock.

Satzgefüge.[1])

Ein Hauptkennzeichen der neueren Sprachen ist der Ersatz 172 der Beugungsendungen durch besondere Wörter. Schon bevor sich die Flexionsendungen des Hauptworts im Getriebe des Verkehrs abschwächten, traten öfter verdeutlichende Zusätze zu gewissen Biegungsfällen; als dies aber geschah, stellte sich das Bedürfnis immer mehr heraus, durch hinzugefügte Verhältniswörter jeglicher Zweideutigkeit vorzubeugen. Dies können wir beim Übergange des Lateins in die romanischen Sprachen, aber auch in der Entwickelungsgeschichte unserer Muttersprache beobachten. Im Hildebrandsliede lesen wir swërtu hauan (mit dem Schwerte hauen), dînu spëru wërp(f)an (mit deinem Speere werfen); daß jedoch bereits damals die alte Kraft und Bedeutung des Mittelsfalles (Instrumentals) im Schwinden

1) Vgl. Grimm, Grammatik Bd. IV; Erdmann, Die Syntax der Sprache Otfrieds. Halle 1874—76; Derselbe, Grundzüge der deutschen Syntax. Stuttgart 1886; H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Stuttgart 1892; Derselbe, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar 1894; Derselbe, Forschungen über den Satzbau Luthers. München 1888; H. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge auf dem Gebiete der Syntax. 2. Aufl. 1883; H. Paul, Principien der Sprachgeschichte. 2. Aufl. Halle 1886. Abschn. VI, XII, XVI; Behaghel, Über die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen. Paderborn 1878; B. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. I. Teil. Straßburg 1893; Vernaleken, Deutsche Syntax. Wien 1861—63; Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 7. Aufl. Leipzig 1892; Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Leipzig 1892; Sanders, Satzbau und Wortfolge der deutschen Sprache. Berlin 1883.

begriffen war, ersieht man sofort daraus, daß er an anderen Stellen des nämlichen Gedichts durch das Verhältniswort „mit“ gestützt wird[1]), welches im Laufe der Zeit um so unentbehrlicher wurde, als nach dem Übergange der Endung u in e die Formen des Dativs und des Instrumentals zusammenfielen. Anders verfuhr man mit dem Woherfalle (Ablativ). Seine Gebrauchsweise ging nur zum Teil auf Verhältniswörter mit ihrem Beugungsfalle über, zum andern Teile aber wurde er zunächst durch den bloßen Wesfall ersetzt, der daher im ahd. und mhd. einen außerordentlichen Gebrauchsumfang hat. Doch auch dieser hat schließlich, dem Zuge der Zeit folgend, vielfach vor der überall eindringenden Umschreibung mit Verhältniswörtern weichen müssen. Luther verwendete z. B. noch den im mhd. nicht gerade seltenen[2]) Wesfall des Maßes (= lat. ablat. mensurae) so 1. Samuel 10, 23: „Der war eines Hauptes länger denn alles Volk“; jetzt sagen wir „um ein Haupt länger“ u. s. w.

Wie stark die Neigung zu umschreiben in unserer Sprache geworden ist, lehrt ein Vergleich des älteren Schrifttums mit dem der Gegenwart. So hat der bloße Infinitiv einen Teil seines Gebiets an den durch das Verhältniswort zu verstärkten Infinitiv abtreten müssen. Im mhd. konnten noch beginnen, geruhen, sich zutrauen (trûwen), fürchten, pflegen, geben u. a. den Infinitiv ohne dieses stützende Wort zu sich nehmen, ebenso viele Zeitwörter der Willensäußerung (bitten, mahnen, raten, gebieten, erlauben u. a.), von denen gegenwärtig nur noch zwei in dieser Weise gebraucht werden (lassen und heißen). Aus der Bibelübersetzung Luthers ersehen wir, daß damals noch die Wörter des Begehrens mit dem 2. Falle verbunden werden konnten. So heißt es 1. Korinther 10, 6: „Daß wir uns

1) Z. B. mit sînu billju bretôn (mit seinem Schwerte hinbreiten = niederstrecken) und spenis mih mit dînêm wortum, lockst mich mit deinen Worten. Vgl. auch Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 927 ff.

2) Z. B. Walther v. d. Vogelweide 103, 5: dicker eines dûmen, um einen Daumen dicker.

nicht gelüsten lassen des Bösen" (= nach Bösem), Galater 5, 26: „Laßt uns nicht eitler Ehre geizig sein" (= nach) und Psalm 17, 12: „Gleichwie ein Löwe, der des Raubes begehrt" (= nach Raub). Desgleichen verwendet Luther in größerem Umfange als wir jetzt den Wesfall der Teilung (2. Mos. 4, 9: „Nimm des Wassers", 2. Kön. 18, 31: „seines Weinstocks essen" = von u. s. w.).

Mitunter haben lautliche Schwierigkeiten die Neigung zur Umschreibung gefördert. Man sagt die Bewohner Berlins, aber nicht die Bürger Koblenz's, Mainz's, Paris's, weil hier die beiden Zischlaute schwer sprechbar und darum störend sein würden; manchmal hat man auch deshalb zum Verhältniswort seine Zuflucht genommen, weil die Beifügung (Attribut) sich nicht beugen ließ: neben Vater zweier Kinder, dreier Kinder steht Vater von vier, fünf u. s. w. Kindern. Das Streben nach Scheidung des objektiven vom subjektiven Genitiv ist wohl mit im Spiele gewesen, wenn man jetzt nicht mehr wie Luther sagt: „Die Furcht der Juden (= vor den Juden) kam über sie" (Esth. 8, 17) oder „die Flucht des Lichts" (= vor dem Lichte, vgl. Auf das überchristl. Buch .. Emsers C. 3 b [1521]). Wieder andere Gründe waren maßgebend, als bei vielen Ausdrücken der Trennung, der Gemütsstimmung, des Erinnerns, Dankens und Warnens statt des mhd. Wesfalls die Verbindungen mit „von, über, an, für und vor" eintraten.[2]) Ab und zu schwankt der Sprachgebrauch noch jetzt; man sagt z. B. meist voll Bitterkeit, aber voll von (voller, voll) Menschen.

Doch nicht bloß durch Verhältniswörter ist der 2. Fall 173 in seinem Besitzstande geschädigt worden, er hat auch einen Teil seines Eigentums an den 4. Fall abtreten müssen. Mit

1) Auch Schiller sagt noch im Grafen von Habsburg: „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins".

2) Spärliche Trümmer des früheren Gebrauchs finden wir noch in den Wendungen: „Ich denke dein, ich besinne mich eines Bessern, freue mich meines Daseins, geisteskrank (aber: am Leibe krank), lebensfroh, berufsfreudig". Über Luthers Gebrauch, der dem mhd. noch wesentlich näher steht, vgl. Franke, Grundzüge § 290 ff. Sonst Grimm, Grammatik IV, 646 ff.; Vernaleken, Deutsche Syntax II 27 ff.

den sich wandelnden Anschauungen und durch den Einfluß bedeutungsverwandter Zeitwörter, aber auch aus formalen Gründen haben ganze Wortgruppen ihr Verhältnis (Konstruktion) zu andern Wörtern geändert: So nehmen jetzt hüten, pflegen, schonen, erwähnen, vergessen, verfehlen gewöhnlich und genießen, entbehren, bedürfen, brauchen, erwerben, wollen, wünschen häufig den Wenfall zu sich, während Luther noch schrieb: „Sollen wir eines andern warten, wollen doch solcher Predigt nicht, pflege sein, Mose hütete der Schafe" u. a.[1]) Schiller sagt noch: „Und Eurer wahrlich hätt' ich nicht gefehlt" (Tell), aber auch schon: „Damit er die Frist nicht verfehle" (Bürgschaft), Bürger: „Wenn der falsche Mann sich seines Glaubens abgethan" (Lenore), aber Uhland: „Und mancher deutsche Rittersmann hat dort den Trunk sich abgethan" (Schwäb. Kunde). Ganz ungebräuchlich ist es jetzt zu sagen entlang des Flusses und ich kaufe ein Pfund Brotes; wir sagen gegenwärtig den Fluß entlang (oder längs des Flusses) und ein Pfund Brot. Öfter bedienen wir uns noch des Wesfalles, ohne ihn als solchen zu erkennen z. B. in den Redensarten: „er will es nicht Wort haben, ich bin es gewohnt, ich habe es satt, es nimmt mich Wunder". Da nämlich das alte ës = eius vollständig mit ëz (= id) zusammengefallen ist, so schwand allmählich das Bewußtsein dieses Unterschiedes, man glaubte hier überall den Wenfall vor sich zu haben und ließ nun auch Hauptwörter in diesem Falle von den betreffenden Zeitwörtern abhängen: „ich habe die Sache satt, ich bin die Anstrengung nicht mehr gewöhnt, ich nehme diesen Gegenstand wahr (= mhd. diu war, Aufmerksamkeit).

174 Auch der unabhängige, nicht von Haupt- und Zeitwörtern bestimmte Wesfall ist in seinem Gebrauche stark eingeschränkt worden; nur sind hier die Überreste älterer Zeit, die uns einen Schluß auf den früheren Gebrauchsumfang gestatten, noch umfangreicher. Weil nämlich das Volk bestimmte Formeln be-

1) Vgl. auch Matth. 26, 72: „Ich kenne des Menschen nicht." Erhalten hat sich bis zur Gegenwart die feste Verbindung: „Vergiß mein nicht."

sonders häufig im Munde führte, während es andere nach und nach fallen ließ, so schieden diese gewissermaßen aus dem Sprachverband gleichgearteter Ausdrücke aus und erhielten eine ganz besondere Stellung, ja erstarrten oft derart, daß sie nur in der feststehenden Wortfolge ohne die geringste Änderung gebraucht werden konnten. So läßt sich in den Wendungen guter Dinge sein und eines schönen Tages das Eigenschaftswort gut und schön nicht durch ein anderes ersetzen und etwa sagen: froher Dinge sein oder eines regnerischen Tages; ebensowenig gestatten die Ausdrücke seines Weges oder des Weges gehen, daß man das Fürwort oder das Geschlechtswort entfernt, oder die Verbindung willens sein, daß man es hinzufügt. Sie sind eben versteinert wie Baumstämme, die Jahrhunderte lang im schützenden Schoße der Erde gelegen haben. Wie mannigfaltig aber die Verwendungsart des alten Wesfalles war, lassen uns folgende Formeln noch erkennen: In gerades Wegs, rechter Hand liegt räumliche Bedeutung vor; in morgens, abends, jederzeit, nächster Tage, einstmals (= eines mâles), stehendes Fußes, währendes Jahres (wofür wir jetzt meist während des Jahres schreiben) zeitliche; in Hungers sterben ist die Ursache[1]; in guter Laune sein die Eigenschaft; in des Todes, des Teufels sein der Besitz ausgedrückt; in Kaufmanns, Haschens, Tellerdrehens spielen finden wir den schon im ahd. bei Spielen gebrauchten Wesfall wieder; in viel Aufhebens, nicht viel Federlesens machen, sich ein Leids anthun den des Teilverhältnisses[2]), in zu Müllers gehen (= zu Müllers Hause, Eltern u. s. w.) und in Eigennamen wie Jakobs (= Jakobssohn) den der Auslassung (Ellipse); endlich in Wendungen wie schnellen Schrittes, flugs, spornstreichs, unbesonnener Weise den der Art und Weise.

1) Das im Nibelungenliede sehr häufig gebrauchte ursächliche des = deshalb findet sich auch bei Goethe z. B. im Götz: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! Des lebt er noch eins so lange."

2) Ein Wesfall der Teilung ist auch das im Volksmunde z. B. in Mitteldeutschland noch übliche er = mhd. ir: Hast du Nüsse bekommen? Ich hab' er viel bekommen.

Weniger umfangreich sind die Spuren eines größeren Gebrauchsumfangs bei den übrigen Fällen: derweilen, dermaßen, allenthalben (= allen halben, auf allen Seiten) sind anerkanntermaßen Wemfälle; morgen (cras) entspricht ahd. morgane = mhd. morgen und morne, am (nächsten) Morgen; daheime (volkstümlich bloß heime) = zu Hause ist wohl wie domi und οἴκοι ein Lokativ, ebenso heute (aus hiutu = hiutagu, an diesem Tage) und heuer (aus hiu iâru, in diesem Jahre); endlich in heim (gehn) liegt der Wenfall des Orts, in nie (= ahd. ni eo, got. ni aiw, nicht in der Ewigkeit) der der Zeit vor.[1])

175 Aus solchen vereinzelten und durch Vereinzelung vor dem Untergange bewahrten Beugungsformen sind in allen Sprachen die meisten Umstands- und Verhältniswörter hervorgegangen. Oft tragen sie noch deutlich die Merkmale ihres Ursprungs an der Stirn: Augenblicks, anfangs, rings, mittels, teils, behufs lassen sich leicht als Wesfälle von Hauptwörtern erkennen; sie gaben dann das Vorbild für die von Eigenschaftswörtern gebildeten Formen links, rechts, bereits, anders, längst = langes ab, ja nach ihrem Muster formte man sogar andere Ausdrücke um. Gellert gebraucht, wie die Mundart noch jetzt, die Zeitbestimmungen Vormittage und Nachmittage (= vor, nach dem Mittage), im nhd. der Gegenwart heißt es dafür gewöhnlich vormittags, nachmittags; das mhd. sagt gaehelîche und gaehelingen, unsere jetzige Schriftsprache jählings. Und ist nicht aus hinter Rücke (= hinter dem Rücken) und vor Alter hinterrücks und vor alters geworden? Hat nicht dieses ableitende s sich sogar in

1) Auch „nicht" ist von Haus aus der Wenfall eines Hauptwortes, dessen beide Wemfälle noch in den Wendungen zu nichte machen und mit nichten erhalten sind. In desto = dësdiu und dem unveränderlichen „alle" („bei alle dem") scheint ein alter Instrumental vorzuliegen. Anders erklären sich folgende Wörter: „Weg" = fort hieß im mhd. noch enwëc d. h. in wëc, „gewissermaßen" noch in gewizzer mâze. Ebenso sind durch Verlust von Verhältniswörtern zu erklären statt (= anstatt, an Statt), wegen (= von Wegen, vgl. von Rechts wegen), laut (= nach Laut), kraft (= aus, in Kraft), zwischen (= unter, in zwischen, ahd. untar zwiskên, in der Mitte von zweien).

weibliche Wörter (jenseits, diesseits = jene Seite, diese Seite) und in Wesfälle der Mehrheit (allerdings = aller Dinge) eingeschlichen?[1])

Selbst der erste Beugungsfall konnte erstarren, wenn das 176
Bewußtsein seiner eigentlichen Geltung und Bedeutung nicht mehr lebendig war, namentlich in der Satzaussage. Wohl sagt man mit Fug und Recht: „er wurde meiner (oder über mich) Herr", aber für „sie wurden über mich Herr" erwartete man eigentlich die Mehrheit Herren; auch voller hat zunächst nur Berechtigung bei Wörtern männlichen Geschlechts wie ein Tisch voller Bücher = ein büchervoller Tisch, es wird aber auch bei anderen Geschlechtern gebraucht z. B. eine Büchse voller Salz (statt voll Salzes)[2]); ein gleiches gilt von halber (wegen) und von selber (sie sagte selber für selbe)[3]), das nur noch in Verbindung mit dem Geschlechtsworte (der=selbe, des=selben) seine Beweglichkeit behauptet.

Anderer Art ist der Erstarrungsvorgang bei Wörtern, die formelhaft paarweise mit und verbunden sind: sie entraten gewöhnlich des Geschlechtswortes und der Beugungsendung, mögen sie nun mit einander bedeutungsverwandt oder entgegengesetzter Bedeutung sein oder sich gegenseitig zu einer Gesamtheit ergänzen: Wir sagen bei Wind und Wetter, mit Herz und Hand, aber bei dem Winde, mit dem Herzen; in Stadt und Land, aber in der Stadt, auf dem Lande; in Haus und Hof, aber im Hause, auf dem Hofe; ebenso Hund und Hase entzog der Wald unsern Blicken, aber der Hund jagte den Hasen.

Hatten wir es bisher ausschließlich mit Eigentümlichkeiten 177
im Gebrauche des Haupt= und Eigenschaftsworts (Nomens) zu

---

1) Luther schreibt noch jensit, unterwegen, vollend, eilend, abermal u. a.

2) Nach einer andern Annahme ist voller zusammengezogen aus voll der z. B. ein Tisch voll der Bücher, dann ist aber die Verbindung eine Büchse voller Salz für voll des Salzes ebensosehr vom ursprünglichen Gebrauche abgewichen.

3) Schon im mhd. steht selber in dieser Weise z. B. Gottfried von Straßburg, Tristan 775: vrouwe, rihtet selber.

thun, so gilt es nun auch einen Blick auf die Behandlung des Zeitworts im Satze zu werfen. In unserer nhd. Schriftsprache machen sich die Hilfszeitwörter in außerordentlicher Weise breit; sie sind so häufig, daß man fast berechtigt ist, den Rückertschen Spruch: „Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag: ich kann, ich muß, ich soll, ich will, ich darf, ich mag" außer im sittlichen auch im sprachlichen Sinne zu verstehen. Im ahd. und mhd. war dafür vielfach wie im Latein und Griechischen die Vorstellungsform (Konjunktiv) des Zeitworts im Gebrauch. Vereinzelt stehen noch seien wir klug, er lebe hoch, es sei, es wäre möglich u. a.; aber im übrigen nimmt man zum Ausdruck der Aufforderung, der Einräumung, des Wunsches und der Möglichkeit gern Hilfskräfte in Anspruch: Wir wollen gehn (laßt uns gehn), es mag sein, es könnte möglich sein u. s. f. Aber außer den Hilfszeitwörtern hat sich auch der Indikativ vielfach eingestellt, wo wir den Konjunktiv erwarteten. Die Grundbedeutung von jenem ist der Ausdruck des Thatsächlichen, die von diesem die Bezeichnung der Annahme oder Vorstellung. Daraus ergiebt sich, daß in solchen Inhaltssätzen, die von einem Zeitworte des Wissens abhängen, die Wirklichkeitsform ihren Platz hat, nach den Ausdrücken des Meinens, Hoffens und Fürchtens aber die Möglichkeitsform. So war es auch früher; jetzt aber sagt man gewöhnlich: ich fürchte, daß er krank wird (nicht werde) und hält nur nach einer Zeitform der Vergangenheit das alte Verhältnis aufrecht: ich fürchtete, daß er krank würde. Derselbe Gebrauch fängt an, sich bei den Zeitwörtern des Behauptens festzusetzen, wenn der abhängige Satz Gedachtes ausdrückt. Denn wir lesen schon allerwärts Sätze wie: ich behaupte, daß diese Aufgabe schwer zu bewältigen ist (statt: sei) neben: ich behauptete, daß . . wäre. Dem Vorgange dieser Sätze sind auch die Frage- und Absichtssätze gefolgt: ich frage dich, wer du bist; aber ich fragte dich, wer du wärest und ich rate dir, daß du fleißig bist, aber ich riet dir, daß du fleißig wärest. Auch bei Zeitsätzen beobachten wir das stärkere Hervortreten der Wirklichkeitsform. Im mhd. konnte man noch sagen: ê sich der tac

verende (Nibel. 193, 3 L.), ja selbst Luther schreibt noch 1. Samuel. 9, 13: „Denn das Volk wird nicht essen, bis er komme“ und Matth. 5, 18: „Wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe.“ Jetzt aber herrscht in Sätzen mit ehe, bis, bevor die Wirklichkeitsform fast ausschließlich. Möglich ist, daß dabei formale Gründe mitgewirkt haben. Denn da die beiden Aussageformen (Modi) der Gegenwart meist übereinstimmend lauten, so konnte sich das Sprachgefühl leicht verirren.[1])

In Gebietsaustausch mit einander stehen ferner die Nenn- 178
form und das Mittelwort. Die Verbindungen er bleibtstehen (für stehend), er wird schreiben (für schreibend), er geht oder ist fischen (für fischend) finden ihre Erklärung nur bei der Annahme, daß man sich daran gewöhnt hatte, beide Zeitformen als gleichwertig zu betrachten, weil man sie in Verbindungen wie er gât suochende, er kumt bitende und er gât suochen, er kumt biten neben einander im Gebrauche sah. Ein ähnliches Schwanken gewahren wir bei machen und fühlen. Schiller schreibt noch in der Jungfrau von Orleans: „Sie machen uns den dürren Szepter glühen“, wir aber ziehen jetzt glühend vor, und während wir an der Verbindung: ich höre, sehe ihn kommen keinen Anstoß nehmen, stört ich fand ihn schreiben (= schreibend) gegenwärtig unser Sprachgefühl.[2])

---

1) Jetzt setzt man auch oft die Wirklichkeitsform in Inhaltssätzen, Folgesätzen, Vergleichssätzen und Relativsätzen, bei denen das Gedachte den Thatsachen nicht entspricht (Irreales Verhältnis): es giebt niemand, der nicht weiß (für wüßte), er stellt sich, als ob er krank ist (für wäre). Vgl. ferner: er ist tiurer danne sî Gunther (Nibel. 767, 2 L.) und „als Gunther ist“.

2) Im mhd. werden noch waenen; glauben, denken mit Infin. oder Acc. und Infin. verbunden, selbst Luther schreibt noch 2. Könige 3, 22: „Däuchte die Moabiter das Gewässer rot sein“; jetzt sagen wir: „Ich wähnte ihn tot oder getötet, schlafend“ u. a. Ebensowenig ist es jetzt noch möglich wie Luther 2. Petribrief 1, 13 zu sagen: „Ich achte es billig sein“, oder wie Wieland: „Er glaubte alle Windchen .. geschickt zu sein.“ Doch das ist wohl größtenteils auf fremden, namentlich latei-

179 Gleich der Gebrauchsweise der Beugungs- und Aussageformen ist auch die **Wortfolge** im Laufe der Jahrhunderte mehrfach geändert worden. In der Zeit, wo die Mannigfaltigkeit der Endungen noch für die richtige Auffassung des Abhängigkeitsverhältnisses gewährleistete, hatte es dem Redenden frei gestanden, die Wörter im Satze seinem Zwecke entsprechend zu stellen; seitdem die Wortausgänge aber geschwächt wurden und abfielen, fühlte man sich veranlaßt, aus Rücksicht auf das Verständnis sich häufig dieser Freiheit zu begeben. Natürlich bildeten sich, als die Wortfolge geregelt wurde, bei den einzelnen Völkern Unterschiede heraus. So stellen die Romanen meist im Haupt- und Nebensatze die Satzaussage gleich hinter den Satzgegenstand, wir aber rücken jene in untergeordneten Sätzen jetzt an den Schluß; das Eigenschaftswort der Beifügung hat in der ungebundenen Rede bei uns wie im Englischen seinen festen Platz vor dem Hauptwort, bei den Romanen nur, wenn es eine im Begriffe desselben liegende Bestimmung enthält (z. B. it. bianca neve, weißer Schnee, aber pane bianco, Weißbrod); dagegen ist die Beifügung des Wesfalls bei den Töchtersprachen des Lateins hinter das regierende Hauptwort gebannt, während das Deutsche ihm namentlich in schwungvoller Rede noch größere Freiheit der Bewegung gestattet: des Kindes Traum (my fathers house) neben der Traum des Kindes.

Selbstverständlich sind diese Wortfolgegesetze erst nach und nach geschaffen worden. So lange das Umstandswort noch in seiner Form durchweg vom Eigenschaftsworte geschieden war (ahd. scôno, aber scôni), konnte man es in freierer Weise stellen, ohne eine Verwechselung mit diesem zu befürchten. Ferner war es im mhd. allgemein möglich, das beigefügte Eigenschaftswort mit oder ohne Endung vor das zugehörige Hauptwort und mit Endung dahinter zu stellen; es hieß gleich gut ein edeler man und ein edel man (= Edelmann) wie ein man edeler; gegenwärtig ist der dritte Fall nicht mehr möglich.[1])

nischen Einfluß zurückzuführen. (Vgl. auch Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache unter Acc. c. Infin.).

1) Abgesehen von den oben erwähnten Wörtern voller, selber,

Früher konnte der Wesfall zwischen Geschlechtswort und Hauptwort treten z. B. im Nibelungenliede daz Sigemundes kint, daz Guntheres lant, der Sohn Sigmunds, das Land Gunthers; jetzt aber findet sich eine derartige Wortfolge nur in altüberlieferten Fügungen: der allerbeste Mann = der beste aller Männer, der Kölner Dom = der Dom der Kölner oder im höheren Schwunge der dichterischen Rede, so bei Goethe im Wanderer: „den Fremdlings Reisetritt" und in Alexis und Dora: „die seltene der zierlichen Bilder Verknüpfung". Sonst fällt im nhd. das Geschlechtswort gewöhnlich weg, wenn der Wesfall vorantritt: Siegmunds Sohn, Gunthers Land. Doch wird er jetzt nicht mehr so häufig vorangestellt wie sonst z. B. bei Luther (Gottes Sohn, mit deiner Söhne Weibern); nur in stehenden Formeln (von Gottes Gnaden) und im höheren Stil ist jene Stellung üblicher; dasselbe gilt bei der Abhängigkeit zweier Wesfälle von einander; außer in fest ausgeprägten Formeln wie an Bord Seiner Majestät Schiff Kaiseradler ist sie außer Gebrauch gekommen; doch konnte Luther noch unbedenklich schreiben 1. Mos. 4. 10: „Die Stimme deines Bruders Bluts schreit zu mir von der Erde" und Psalm 22, 28: „Es wird gedacht aller Welt Ende".

Auch die Satzunterordnung hat sich erst allmählich 180
ausgebildet. Für das Kind giebt es noch keinen Unterschied in den Satzarten, es redet nur in Hauptsätzen, die es wo möglich alle mit und verbindet; der Mann aus dem Volke steht diesem Sprachzustande noch ziemlich nahe; das wenig beneidenswerte Vorrecht des Gelehrten ist es, sich mit Vorliebe in Nebensätzen zu ergehen. Und wie die Völker in ihrer Jugendzeit kindlich sind, so auch ihre Sprache; sie weist vorwiegend beigeordnete, unverschlungen an einander gereihte Sätze auf. Das Gefühl beherrscht noch die Rede, der Verstand hat sie noch nicht sich unterthänig gemacht. Sobald aber dieser

halber. Die Wortstellung ein man edel ist mhd. wie nhd. altertümlich und dichterisch, dort besonders im Volksepos üblich, hier namentlich im Lied (Röslein rot, vom Himmel hoch) und in einigen Formeln (mein Vater selig, ein Thaler preußisch, Vater unser).

seine Thätigkeit entfaltet und das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Hauptsächliche vom Nebensächlichen scheidet, treten die begleitenden Nebenumstände hinter dem Faden der fortlaufenden Erzählung zurück und werden wegen ihrer geringeren Bedeutung für den Gang der Handlung zu dienender Stellung herabgedrückt. Allerdings ist der Umfang der Unterordnung in den einzelnen Sprachen verschieden. Je reicher ein Volk mit Gaben des Gemüts bedacht ist und je mehr es sich kindliche Unbefangenheit bewahrt hat, um so mehr wird es geneigt sein, sich einfach auszudrücken und die Sätze wie Glieder einer Kette an einander zu fügen, nicht wie Teile eines geschlossenen Rings. Der feste Bau der lateinischen Periode steht dem lockeren des deutschen Satzgefüges ebenso schroff gegenüber wie die straffe römische Staatsordnung dem politischen Nebeneinander der Länder des Deutschen Reichs. Aber so wenig Neigung auch unser Volk zum Bau eines festgefügten, vielfach gegliederten Satzes hat, so ist doch ein gewisser Fortschritt seit der ältesten Zeit nicht zu leugnen. Noch können wir aus verschiedenen uns erhaltenen Satzgefügen einfachster Art das ursprüngliche Verhältnis erschließen. Der Satz: „Kommt er, so bin ich zufrieden" enthält in seinem ersten Teile eine Frage, die erst in Verbindung mit den folgenden Worten die Geltung einer Bedingung erhält, eben weil er die Bedingung der Zufriedenheit ausspricht. Sagen wir dafür: „Käme er, so wäre ich zufrieden", so sprechen wir in der ersten Hälfte einen Wunsch aus, der eigentlich durch ein Ausrufezeichen hinter „Käme er (doch)" gekennzeichnet werden müßte. Da auch hier von der Erfüllung des Wunsches die Zufriedenheit abhängt und durch sie bedingt ist, so ist damit gleichfalls die Bedingung gegeben. Ebenso hat bei: „Komme, so wirst du sehen" die Befehlsform komme den Sinn „wenn du kommst" angenommen. In allen drei Sätzen ist die Unterordnung nur logisch, sie wird nicht durch ein besonderes Fügewort zum Ausdruck gebracht. Einen Schritt weiter geht die Sprache in abhängigen Frage- und in Relativsätzen. Denn hier ist schon regelmäßig im mhd. eine besondere Wortfolge üblich. Während die direkte Frage lauten

würde: „Was hast du gethan?" heißt es im abhängigen Satze: „Ich frage dich, was du gethan hast". So ist wohl auch die Entwickelung der Wortfolge im Relativsatz folgende gewesen: „Der Garten ist schön, den habe ich gesehen"; dann: „Der Garten ist schön, den ich gesehen habe" und mit noch freierer Wortfolge: „Der Garten, den ich gesehen habe, ist schön". Ähnlich erklärt sich die Unterordnung der Absichtssätze mit damit u. a. Aus „ich habe ihm Brot gegeben; damit kann er sich satt essen" ist schließlich der Satz „damit er sich satt essen kann" hervorgegangen; dasselbe gilt von Zeitsätzen mit indem, nachdem, seitdem, ehe (= eher), dieweil (= diu weile), aber auch von andern Sätzen wie den mit sofern, insoweit, zumal (ze mâle), falls (Genitiv von Fall) eingeleiteten. Das hinweisende Wort konnte indes auch im ersten der beiden Sätze stehen. Für „ich weiß: er ist gut" ließ sich auch sagen „das weiß ich: er ist gut" oder „ich weiß das: er ist gut". Sobald man nun noch das Zeitwort des zweiten Satzes an den Schluß stellte, war auch der letzte Schritt zur Unterordnung gethan: „Ich weiß, daß er gut ist". Denn das und daß sind von Haus aus das nämliche Wort und erst später aus Rücksicht auf die Deutlichkeit in der Schrift geschieden worden. Doch auch damit ist der Vorgang noch nicht abgeschlossen. Bald nutzten sich die neugeschaffenen Fügewörter ab, und man fühlte das Bedürfnis, sie nachdrucksvoll zu verstärken. Es geschah dies wieder durch vorbereitende Glieder. Der Satz „er ruft, daß es alle hören" kann durch ein eingeschobenes „so" wirksamer gemacht werden: „er ruft so, daß es alle hören", ja dieses so konnte nunmehr wieder mit dem daß verwachsen zu sodaß: „er ruft, sodaß es alle hören". Auf diese Weise erklärt sich die Entstehung der Fügewörter sobald als, sowie, auch wenn u. a. Sie verdanken also gleich den oben besprochenen dem Umstande ihre Form und Geltung, daß sich die eigentliche Bedeutung der zu Grunde liegenden (Für- und) Umstandswörter im Bewußtsein verdunkelte und in Vergessenheit geriet.

181 So haben wir denn an der Hand der Sprachgesetze die wichtigsten Gebiete des deutschen Sprachlebens kennen gelernt und die Schönheiten und Vorzüge deutscher Zunge genügend gewürdigt. Gern stimmen wir daher am Schlusse in die begeisterten Worte des Elsässer Dichters Ludwig Adolf **Stöber** (geb. 1810) ein, der sich während der französischen Herrschaft über seine Heimat ein echt deutsches Herz bewahrt hat:

„Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust!

O wie klingt in deinen Tönen
Gottes Wort so voll und reich,
Mächtig wie Posaunen dröhnen,
Und wie Hirtenflöten weich!
Wie die Orgel mannigfaltig
Leihst du jedem Geist den Mund,
Thust Prophetenernst gewaltig,
Jüngermilde lieblich kund.

Gilt's dem edlen Vaterlande,
Seiner Freiheit, seiner Ehr',
Gilt es gegen schnöde Bande
Heil'gen Kampf und tapfre Wehr;
Wie die Schlachttrompete schmettert,
Zürnen deine Laute dann;
Wie ein Schwert, das Blitze wettert,
Dienest du dem freien Mann."

Berichtigungen.

S. 9 Z. 11 lies volkstümlich.
„ 27 „ 2 „ willens.
„ 67 „ 3 v. u. lies Namen von Fischen und andern Seetieren.
„ 68 „ 6 sind die in Klammer stehenden Wörter hinter Laken zu setzen.
„ 72 A. und S. 82 A. 1 füge hinter Lessing 'Band II' ein.
„ 74 Z. 8 v. u. streiche viere.
„ 87 A. Z. 4 lies kulturgeschichtlich.
„ 93 Z. 4 lies entlehnten.
„ 93 „ 13 „ Längenmaße.
„ 97 „ 4 v. u. streiche Donner und Doria.
„ 107 „ 8 lies Schwerte statt Beile.
„ 127 A. Z. 3 lies Grundlagen.
„ 130 Z. 2 lies sich ein- oder anschiebt.
„ 142 „ 14 lies Aar.
„ 146 „ 4 füge hinter mhd. ein 'von Wolf und Hof'.
„ 152 „ 3 und 4 setze für jene und hier diese und dort.
„ 153 „ 8 schreibe für e ë.
„ 167 „ 5 lies für des das.
„ 216 „ 10 streiche 'oft' zwischen sich einmischt.
„ 227 letzte Zeile lies anderweide, anderweit.
„ 233 Z. 12 streiche von und an.